



Nebenstunden,

geschichtlichen und literarischen Inhalts.

Nähmlich:

kleine historische Memoiren und Nachweisungen, Lebenszüge und Notizen; Einfälle und Meinungen über Welt und Literatur;

überhaupt

vermischte Aufzeichnungen

alte und neue Zeit betreffend.

Von

Franz Gräffer.

Wien.

Druck und Verlag von J. P. Sollinger.

1828.

„Was die Nebenstunde bringt, soll sie wiedergeben."

Herder.



Inhalt.

Seite

Gesichtspunct.

Was der Leser hier findet, ist in Nebenstunden entsprungen, und soll beytragen, seine eigenen auszufüllen. Das ist die Bedeutung des Titels.

Geschrieben hatte der Verfasser alle diese Mittheilungen, und zwar vor einigen Jahren, für Zeitschriften und Taschenbücher; Vieles ward auch abgedruckt. Nun hatte er auch allerley Neueres liegen; da nahm er Jenes und Dieses vor, sah es durch, und änderte Manches. Da es nun so ziemlich einen Band ausmachen konnte, so dachte er: hat man doch deine ähnlichen Erzeugnisse so wohlwollend aufgenommen! Gib es heraus!!

Diese Eröffnung kann, denke ich, auf zweyerley Rücksichten Anspruch machen. Erstens wird meine Versicherung, daß ich nicht eigens darauf ausgegangen, ein Buch zu schreiben, glaubwürdig seyn. Zweytens dürfte die etwaige Verschiedenheit der Ansichten, und die sichere der Schreibart unangefochten bleiben können.

Der Kunstrichter wolle übrigens das Schlagwort des Titels würdigen, und die Nebenstunden nicht mit Haupt- oder Berufsstunden verwechseln. —

Wien, im März 1827.

F. G.

(Correcturfehler seyen der Nachsicht und Verbesserung empfohlen.)

Bridgewater Canal.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte England noch keine Canäle; jetzt zählt es deren mehr als 50. So lasen wir unlängst in den Zeitungen, mit Würdigung des Herzoges von Bridgewater (Jenny Egerton), der in dieser Hinsicht die Bahn gebrochen hat. Wir halten es für interessant genug, über diesen vielverdienten Mann und seine Aufopferungen bey diesem gemeinnützigen Unternehmen etwas Näheres anzubringen. Sieben Meilen von Manchester besaß er das Gut Worsley mit zehn ergiebigen Kohlengruben. Das Beschwerliche und Kostspielige des Landtransportes führten ihn aber bald auf den Gedanken eines Canals. Er bewarb sich um die Erlaubniß, einen solchen von Salford, bey Manchester, bis Worsley anzulegen, die ihm nach mancherley Umständen erst 1758 ertheilt wurde. Die Schwierigkeiten der Oertlichkeit waren jedoch so außerordentlich, daß dieser Bau, ohne das Genie des Mühlenbaumeisters Jacob Brindley nie hätte zu Stande kommen können. Dieser Mechaniker, welchem Britannien keinen zweyten an die Seite stellen kann, vollendete in kurzer Zeit glücklich das für unausführbar gehaltene Unternehmen bis Barton, woselbst der Fluß Irwell größere Fahrzeuge aufnehmen kann. Der Herzog lag diesem Baue mit einer solchen Selbstaufopferung ob, daß er von seinen beträchtlichen Einkünften nicht mehr als 400 Pfund für seinen eigenen Bedarf zurück behielt, und alles Uebrige dem großen Werke

widmete. Er ließ ganz eigene Boote verfertigen für Schmiede, Steinmetzen, Maurer, Zimmerleute und andere Handwerksleute, welche mit ihren Geräthschaften darauf den anderen vorgerückten Bauleuten folgten; auf einem anderen Fahrzeuge befand sich des Herzogs eigene Wohnung. Brindley's genialer Plan bestand darin, den Canal von Berton durch ein Aequäduct fortzuführen, das sich 39 Fuß über dem Spiegel des Stromes erhöbe. Dieß Project schien so gewagt und abenteuerlich, daß es selbst für unparteyische Sachverständige, ja sogar für Brindley's und des Herzogs Freunde ein Gegenstand des Belächelns, selbst des Spottes wurde. Der Herzog aber ließ sich in seinem festen Vertrauen auf das Genie seines Baumeisters nicht irre machen. Man schritt mit Muth und Kraft in der Arbeit vorwärts, und im Jahre 1761 war diese unvergleichliche Wasserleitung vollbracht. Mit Erstaunen und Bewunderung erblickte man nunmehr Schiffe zugleich über und unter der Brücke dahinfahren. Nach diesen glücklich besiegten Hindernissen war es nicht mehr schwierig, den Canal noch einige Meilen bis zu den Kohlengruben zu führen. Die ganze Zeit dieser Arbeit betrug fünf Jahre. Sie kostete zwar eine ungeheure Summe; aber die Auslagen waren bald hereingebracht, und die Vortheile für den muthigen Unternehmer überaus reichlich, indem Manchester, und die benachbarten Städte ihren Bedarf aus diesen Kohlengruben bezogen. Der Canal führte des Herzogs Nahmen, und ist, 1812 von einem seiner Verwandten in Paris beschrieben worden. Der Titel dieser Schrift ist: Description du plan incliné du canal souterrain, éxecuté par J. Egerton Duc de Bridgewater dans ses mines de charbon de terre. Eine Vereinigung mit Liverpool war eine ähnliche Anlage des Herzogs. Ermuthigt durch so vortheilhafte Resultate, faßte er den großartigen Plan zu einer Wasserverbindung zwischen London,

Bristol, Liverpool und Hull, dessen Verwirklichung er aber nur zum Theil erlebte. Der Canal, welcher die beyden letzteren Puncte verbindet, ward im Jahre 1777 fertig und ist 90 Meilen lang. Nach dieser, obwohl ganz kurzen Uebersicht der schwungvollen Wirksamkeit und nach dem umfassenden rastlosen Anregungsgeiste des Herzogs von Bridgewater, läßt sich nicht verkennen, daß er der Vater und Schöpfer des mit so vielem Rechte angestaunten brittischen Canal-Wesens ist. Er starb im Jahr 1803, 77 Jahre alt.

Irelands Shakspeare.

Unter die seltsamsten und unverschämtesten literarischen Prellereyen gehört wohl die, welche sich in England W. J. Ireland erlaubte. Schon als Knabe war er überaus verschmitzt, pfiffig und gewandt, vorzüglich in täuschendster Nachahmung von Handschriften. Mehrere gelungene Schelmenstreiche dieser Art verleiteten ihn zu dem ausschweifenden Einfall, alte Schriften zu verfertigen und als Nachlaß Shakspeares geltend zu machen. Er verschaffte sich Manuscripte aus der Zeit des unsterblichen Dichters, und füllte einen großen Folioband mit theatralischen Stücken. Hierauf machte er in einem so schlauen Mährchen den Zufall, wodurch er in den Besitz dieses Schatzes gelangt, bekannt, daß das Publicum sich beirren ließ, und zahlreiche Subscriptionen erfolgten. Demnach erschien 1796 in einer Prachtauflage in Folio dieser Shakspearische Nachlaß. Er enthielt unter andern zwey dramatische Stücke: Heinrich den II. und Vortigern. Anfangs ließ das Publicum sich in der That mystificiren, und dieß letztere Stück wurde sogar aufgeführt. Bald aber zerrann die Täuschung, der Tact des Londoner Theaterpublicums schöpfte Argwohn; man spürte

weiter nach, untersuchte, prüfte und zweifelte öffentlich mit einer solchen Entschiedenheit, daß Malone, dieser verdienstvolle und eingeweihte Herausgeber Shakspeare's, die Sache in allem Ernste vornahm, und in einem förmlichen Berichte den Betrug bis zur unzweydeutigsten Ueberzeugung entlarvte, indem er ihn nach allen Details nachwies. Das Originellste bey dieser Geschichte ist, daß Ireland die geniale Frechheit hatte, eine eigene Schrift heraus zu geben, worin er den Betrug mit der größten Unbefangenheit eingestand, und den ganzen Hergang der Sache erzählte. Diese Schrift mag nun unter die Seltenheiten gehören, weil nur wenige Exemplare davon abgezogen seyn sollen. W. J. Ireland ist übrigens als Unterhaltungsschriftsteller bey seinen Landsleuten sehr beliebt, und war vor ein Paar Jahren noch am Leben.

Gallimathias.

Der Ausdruck Gallimathias (Kauderwälsch, Wischiwaschi, Unsinn, Durcheinander, 2c. bedeutend) soll von einem französischen Bauer herrühren, der Mathias hieß. Dieser hatte einen Rechtsstreit eines Hahnes wegen. Bey der Verhandlung des Falles, die in lateinischer Sprache vor sich ging, hatte der Advocat öfters Gallus, gallus Mathiae (der Hahn des Mathias) zu sagen. Die Lebhaftigkeit verleitete ihn aber sich zu versprechen, und er sagte umgekehrt galli Mathias, was ein Gelächter verursachte, weil der Ausdruck: Mathias des Hahns keinen Sinn hat. Aus diesem Grunde soll dann dieß Gallimathias in der Folge als Beziehung sinnloser Aeußerungen überhaupt angewendet worden seyn. — Der Ursprung des Wortes Fidibus, als eines Streifen Papiers zum Anzünden der Tabakspfeife

soll folgender seyn. Zur Zeit, wo das Tabakrauchen noch nicht erlaubt war, pflegten die Studenten sich zu Tabak- und Biergesellschaft mittelst eines Billets einzuladen, das mit fid. ibus nähmlich fidelibus fratribus: den getreuen Brüdern, begann. Bey der Zusammenkunft bedienten sie sich dann dieser sofort unbrauchbaren Zettel zum Anzünden der Tabakspfeife, und benannten dieß Papier zugleich mit den drey obigen Sylben, wobey es dann in der Folge blieb.

Longus und Courier.

Bekanntlich ist von den Ausgaben des Longus jene die geschätzteste, welche im Jahre 1810 durch Courier zu Rom veranstaltet wurde; wenigstens ist sie in so fern die vollständigste, als er mittelst eines florentinischen Codex eine erhebliche Lücke ergänzte. Wie soll man es aber nennen, wenn dieser Courier nach gepflogener Copie die betreffende Ergänzungsseite des Codex ganz mit Tinte überschüttete, so, daß sie nun ganz unleserlich ist? Unvorsichtigkeit, Zufall kann es hinsichtlich mancher Umstände nicht heißen, sondern absolute Boßheit. Und dieß wird so ziemlich außer Zweifel gesetzt, wenn man den Bericht des florentinischen Bibliothekars Furia lieset, der den Hergang der Sache erzählt, und dabey den Tintenfleck in Kupfer hat nachstechen lassen. Wahrlich eine eigene Gattung Vandalismus.

Madame Geoffrin.

— — dans son brillant déclin,
J'ai vu la célèbre Geoffrin.

Delille (la Conversation).

Was einst Aspasia oder Ninon de l'Enclos (freylich nicht in so würdigem Sinne,) und späterhin eine Recanier, Helvetius (Witwe des Philosophen,) und eine Arnstein: das war die Geoffrin für ihre Zeit. Besonders mit Frau von Arnstein war sie in so vielen Zügen befreundet, daß wir zur deutlicheren Verständigung ihrer Charakteristik die Schilderung voraus schicken zu sollen glauben, welche ein im Jahre 1822 gedrucktes Werk von jener merkwürdigen Frau gibt: »Seit beynahe 50 Jahren ist das Haus Arnstein als einer der ersten Sammelplätze der großen Welt und des geselligen Verkehrs, als ein Muster der angenehmsten Freyheit und Unterhaltung vielen Tausenden von Fremden und Einheimischen bekannt und werth geworden. Ein solcher Vorzug, dessen Wichtigkeit besonders in großen Hauptstädten so bedeutend ist, kann sich nur gestalten durch die belebende Wirksamkeit, welche die Frau vom Hause um sich her verbreitet. So war es von jeher in Paris und an allen Orten, wo großes Gesellschaftsleben sich vereinigte, und so war es auch hier. Fanny von Arnstein, in Berlin geboren, aber in früher Jugend nach Wien verheirathet, besaß die glänzendsten Eigenschaften und Gaben, die einen großen Kreis von Menschen fortwährend anziehen und beseelen können. Mit hoher Schönheit verband sie große Geistesregsamkeit, Anmuth und Witz, ausgezeichnete Bildung und Talente. In früheren Jahren mußten diese vereinigten Eigenschaften oftmahls Aufsehen und nicht selten tiefen Eindruck machen; aber auch das spätere Alter konnte sie nicht schwächen, und

bis zu ihrem vor wenigen Jahren erfolgten Tode blieb sie der Gegenstand allgemeiner Huldigung. Die vornehme Welt in Wien und die angesehensten Fremden trafen in ihren Sälen zusammen, und fanden hier in bequemer Gastlichkeit freye und belebte Unterhaltung. Kaiser Joseph II., der alles Menschliche und Ausgezeichnete lebhaft ergriff und schätzte, bezeugte ihr durch Gruß und Anrede bey jeder Gelegenheit seine huldvolle Gesinnung. Im größten Glanze erschien das Arnsteinische Haus zur Zeit des Wiener-Congresses, wo in der That kein anderes in Wien mit ihm wetteifern konnte, wie denn nicht leicht ein Privathaus zu finden seyn möchte, in welchem derselbe Abend mit hundert andern hohen und ausgezeichneten Personen zu gleicher Zeit, Consalvi, Hardenberg, Wellington und Talleyrand vereinigte. Das (schließt der Artikel) was sie war und wirkte, wird noch lange gefühlt werden. Fortlebend im Kreise ihren einzigen Tochter, der geistreichen Baroninn Pereira, und im Andenken ihrer zahlreichen Freunde."

Ein halbes Jahrhundert hindurch war Madame Geoffrin der Schmuck der gebildetsten Zirkel von Paris, ihr Haus der Vereinigungspunct der berühmtesten und talentreichsten Männer. Es war der Thronsitz des guten Tones, das Palladium der feinsten und edelsten Geistesgenüsse. Um Zutritt zu erlangen, bedurfte es keiner Ahnenprobe, keines Gepränges des äußern Ranges oder des Reichthums: Personen von Geist, Bildung, Talent oder Gelehrsamkeit, Dichter, Literatoren, Künstler, ausgezeichnete Staatsmänner und Militärs fanden sich bey Madame Geoffrin ein, ihre Ideen und Meinungen auszutauschen und zu berichtigen. »Ihr Haus," sagt Laharpe, ist der Sammelplatz des Talentes und Verdienstes aller Art geworden; ihre Gesellschaft wird gesucht, weil die berühmtesten Männer daselbst gefunden werden." — In den Notes des éditeurs,

angehängt Delilles Conversation *) wird von ihr gesagt: „Alle Künste und alle Talente wurden in ihren Zirkel aufgenommen; man war sicher, bey ihr die Rechtfertigung der Achtung anzutreffen, die sie öffentlich genoß.“ — Hier war Alles gleich und diese Gleichheit verhinderte das Uebergewicht irgend eines Tones. Die Dame vom Hause selbst war weit entfernt, nach einen solchen zu streben, bescheiden hielt sie sich in dem Hintergrunde; sie wollte nichts als belebend und anregend seyn. Ihr war die Kunst eigen, die Talente ihrer Umgebung hervor zu ziehen, und den Anstoß zu deren Entwickelung zu geben. Die so eben berührten Notes de éditeurs sagen in dieser Beziehung von ihr: »Sie selbst trachtete keines Weges nach Auszeichnung. Sie erschien von aller Eigenliebe entfernet und wußte doch die Andern so wohl zu interessiren. Sie verstand es, den Geist derer, die mit ihr sprachen, geltend zu machen, und Jeden, zufrieden mit sich selbst, zu entlassen.“ Einst nach einer langen Conversation mit dem Abbé St. Pierre, sagte sie zu ihm: »Sie waren heute sehr liebenswürdig!“ worauf der bescheidene Philosoph entgegnete: »Ich war nur ein Instrument, das Sie gut gespielt haben.“ Dieser Zug mag hinreichen, sie in diesem Anbetrachte zu charakterisiren.

Lord Chesterfield schrieb an Lord Stanhope, als sich dieser zu Paris aufhielt: »Kennen Sie Madame Geoffrin? Sie ist sehr geistreich, und empfängt, wie ich gehört habe, nur die gewählteste Gesellschaft bey sich.“ — Der Ausdruck: sehr geistreich, zeigt aber an, daß Chesterfield diese Frau nicht gekannt hat, denn was man geistreich nennt, war sie

*) Diese Noten, an 100 Seiten betragend, von vielseitigem Interesse, ja vielleicht ansprechender als das Gedicht selbst, habe ich mich nicht enthalten können zu übersetzen, und wieder mit vielen Anmerkungen zu begleiten. Sie folgen in diesem Bändchen.

nicht, wohl aber noch mehr; sie hatte außerordentlich viel natürlichen Verstand, und eine weise Mäßigung lag in ihrem Charakter. Sie hat (setzt er hinzu) jene gefällige Artigkeit, die man nur im Umgange erwirbt, und Niemand hat einen richtigeren Tact für das Schickliche." — Auf diese Art mochte sie über diese geistvollen Gesellschafter eine still-schweigende Herrschaft ausgeübet haben; denn ein geistreiches Wort leuchtet, wie der Bliß, nur einen Augenblick; es ist ein plößlicher, aber vorübergehender Schimmer, während hingegen ein Ausspruch des gesunden Verstandes, da er das innerste Wesen des Hörers ergreift, mächtig fesselt, und noch lange fortvibrirt.

Es ist schwer, einen richtigen Begriff von der Persönlichkeit dieser Geoffrin in ihrer letzten Epoche zu gewinnen, wenn man nicht gelesen hat, was der gediegene Sturz *), einer der ersten Stylisten Deutschlands (wir wagen dieß zu behaupten, und die Vermuthung beyzufügen, daß, wie uns aus mehreren Spuren hervor zu gehen scheint, der unsterbliche Schiller, sich ihn zum Vorbilde gewählt) über sie und ihr Haus geschrieben hat. Der betreffende Brief aus Paris, vom 16. November 1768 ist dieser:

„Madame Geoffrin, die ihr großes Vermögen gastfrey und edel genießt, gibt wechselweise an Gelehrte und Künstler zwey Mahl die Woche eine Tafel von mehr als zwanzig Gedecken, und bittet jedes Mahl Fremde dazu; diese müssen ihr aber durch alte Freunde empfohlen seyn."

„Hier wird man mit merkwürdigen Männern bekannt,

---

*) Der Buchhändler Herr Armbruster hat Sturzens Schriften (2 Bändchen) in die Sammlung der Meisterwerke aufgenommen, und dadurch unsern Lesern zugänglicher gemacht, was diesem feinfühlenden und geschmackvollen Verleger als Verdienst anzurechnen seyn muß. Indessen scheint der classische Sturz noch immer nicht genug gewürdiget zu werden.

d'Alembert, Helvetius, Marmontel, Mariette, Cochin, Soufflet, Vernet, sind ihre gewöhnlichen Gäste. Es ist Sitte, daß jeder für seine Zeche eine Neuigkeit mitbringt; da trägt man Verse und Prose, Manuscripte und Bücher, Gemählde, Vasen und Büsten zusammen. Wir haben gestern Hamiltons hetruscische Gefäße, la Chappe's französirtes Siberien, ein Blumenstück von Bachelier, und einen Frauenkopf von Pigelle gerichtet. So eine Ausstellung wird Reitz und Nahrung des Geistes, man entfaltet und berichtigt die Begriffe des Schönen, der Kenner wird durch das Urtheil einer solchen Versammlung geübt, so wie ihr Beyfall den Künstler belohnt; ein Fremder erntet hier Unterricht ohne Verschwendung und Ciceronen, im Genusse der gesellschaftlichen Fröhlichkeit."

»Von der Wirthinn macht man sich in andern Ländern ein seltsames Bild. Eine silbergraue Dame, die ohne Geburt und ohne Bücher zu schreiben, Genies und Fürsten an sich zieht, muß, denkt man, entweder der erste Geist in der Nation, oder vielleicht ihr Koch der größte Künstler seyn. Allgemein glaubt man doch eine hochtrabende Pretieuse zu finden, die für ihre Gerichte Weihrauch begehrt, und in einem Kreise von Schmarotzern, durch flache Witzeleyen den Ton angibt. So schildert sie wirklich eine Legion erzürnter Scribenten, die niemahls eingeladen worden, denn es gibt eine Gattung witziger Köpfe, welche Andern lieber Unsterblichkeit als ein gutes Mittagsessen gönnen. Ich erwartete wirklich etwas dergleichen, und ward nicht wenig betroffen, als mich eine gutmüthig grämliche Matrone empfing, die sich weder ziert, noch zurecht setzt, ihr Gespräch mit keiner Redensart anfängt, und gleich durch ihre runde Höflichkeit einnimmt. So bleibt sie im Umgang mit Bekannten und Fremden, und man wird nicht den entferntesten Anspruch auf Gelehrtheit gewahr."

„Bloß aus Neigung zum Schönen und Guten hat sie, von Jugend an, die Gesellschaft verdienstvoller Männer gesucht; ihr aufgeklärter Verstand wird von ihren Freunden nicht höher als ihre Tugend geschätzt; sie hat zwar viel geforscht und gelesen, aber nicht in der Absicht, um Systeme zu bauen und Blumen für den Vortrag zu sammeln; sondern Kraft und Geist, Philosophie des Lebens hat sie aus ihren Büchern geschöpft. Noch schweigt sie lieber als sie mitspricht, und spottet oft selbst über ihre Unwissenheit, wenn sie Nahmen und Zeiten verwechselt und Kunstwörter unrichtig anbringt. Ihre Sprache hat sich allerdings im Kreise scharfsinniger Menschen verfeinert; dennoch ist ihr Ausdruck weder erborgt, noch gesucht; sie urtheilt immer mit heller Vernunft, nimmt Theil, begreift und übersieht verwickelte vielseitige Fragen; oft hört sie einer tiefen Untersuchung mit scheinbarer Gleichgültigkeit zu, sagt dann ihre Meinung mit wenigen Worten, und man findet die Sache erschöpft. Sie scherzt mit einer ernsthaften Miene, habert zuweilen mit einer launigen Wendung, und versteht es, Verweise so anzubringen, daß man sie dafür noch lieber gewinnt."

»Folgendes Urtheil von dem schlüpferigen Crebillon wird Ihnen gewiß nicht mißfallen. Es war die Rede vom feinen neuen ehrbaren Roman, den Briefen de la Duchesse de R. die niemand liest, weil sie langweilig sind, obgleich alles züchtig und tugendhaft zugeht."

»Ce Polisson, sagt sie, vivoit autrefois dans une société de femmes libres, ou il brilloit pas la Catinerie de ses propos: ses ordures lui ont fait une reputation; mais on est bien à plaindre, lorsqu'on n'a que cette vilaine sorte d'esprit. Vous voyez, que dans un age plus mûr, il a voulu écrire comme un honnéte homme, et il a fait

un plat ouvrage. Un chaste roman de Crebillon est, comme une epigramme sans pointe.”

Der Graf Poniatowsky, nachheriger König von Pohlen, war einer von den vielen Fremden, die der Geoffrin für erwiesene wichtige Dienste, große Verbindlichkeiten schuldig waren. Als er den Thron bestieg, meldete er seiner theuern Freundinn dieß Ereigniß mit den Worten: Mama! Ihr Sohn ist König (Mama votre fils est roi,) und lud sie zugleich in den zärtlichsten und dankerfülltesten Ausdrücken zu sich nach Warschau. Einer solchen Einladung konnte, durfte die gemüthvolle Freundinn, die gefeyerte Mutter eines Königes nicht widerstehen. Sie trat die Reise im Jahre 1768 über Wien an. Ihr Ruf war ihr vorausgegangen und hatte ihr in dieser Hauptstadt bey der für Vorzüge dieser Art so empfänglichen Kaiserinn Maria Theresia, deßgleichen von Seiten ihres erlauchten Gemahles den schmeichelhaftesten Empfang bereitet. Als diese Monarchinn eines Tages mit ihren Kindern ausfuhr und der Madame Geoffrin begegnete, befahl sie zu halten und stellte dieser ihre Familie vor. Der König von Pohlen hatte die feine Aufmerksamkeit gehabt, in Warschau für sie ein Zimmer genau so einrichten zu lassen, wie ihr Lieblingsgemach zu Paris. Madame Geoffrin verlebte süße Tage bey ihrem königlichen Sohne, und kehrte mit Ehrenbezeigungen überhäuft, nach Paris zurück.

Auch in den Annalen der Wohlthätigkeit hat sich Madame Geoffrin verewigt; und hier ist es, wo sie wieder mit der Freyinn von Arnstein so innig verwandt war. Ueber diese sagt das eben angezogene Werk: „Der Werth ihrer geselligen Thätigkeit wurde noch mehr erhöht durch einen außerordentlichen Hang zur Wohlthätigkeit, den sie nach allen Richtungen, im vornehmen und geringen Kreise in ungewöhnlichen Massen und mit unermüdetem Eifer ausübte.

Die Damen vom ersten Range in Wien, als sie zu wohlthätigen Zwecken in einen Verein zusammen traten, glaubten vor allem die Frau von Arnstein in ihrer Mitte haben zu müssen." — Noch ein Kind, kannte Madame Geoffrin kein größeres Glück, als Nothleidende zu unterstützen. Sah sie einen Dürftigen aus ihrem Fenster, so warf sie ihm alles, was sie in ihrer Nähe hatte, zu, Hemden, Wäsche, Kleider, selbst kostbare Sachen. Weder Drohungen noch Strafen vermochten ihren wohlthätigen Hang zu beschränken. Zu lindern, zu helfen, sich aufzuopfern war ihrem edlen Gemüthe daß Theuerste, und ihr Wahlspruch: »Geben und Vergeben." Einem unbemittelten Freunde setzte sie ein jährliches Einkommen von 1200 Livers aus, und sagte dabey: »Wenn Sie wohlhabender werden, so spenden Sie das Geld mir zu liebe, wenn ich es nicht mehr kann." — Bekanntere Züge ihrer Humanität sind: daß sie einem Träger, der ihr eine Marmorvase zerbrach, um ihn für seinen Kummer darüber zu entschädigen, ein Geschenk machte; daß sie einer Milchfrau, der eine Kuh gefallen war, zwey Kühe schenkte, um ihr die Kuh selbst und das Leid über den Verlust zu vergüten, und dgl.: Was aber ihrem Wohlthätigkeitssinne einen besonderen Adel verlieh, ist ihre schonende, zarte Weise, zu geben.

Madame Geoffrin war im Jahre 1699 geboren. Schon in der Wiege verwaiset, wurde sie von ihrer Großmutter, einer sehr verständigen Frau, erzogen. Sie ward dann die Gattinn eines Spiegelfabrikanten, von dem weiter nichts zu erwähnen ist, als daß er sie bald als Witwe zurück ließ. »Madame Geoffrin", sagt Laharpe, »hat weder Geburt noch Titel; sie ist die Witwe eines Besitzers einer Spiegelmanufactur, und hat etwa 40,000 Livers jährliche Renten: aber Ordnung und Wirthschaftlichkeit verdoppeln diese mäßige Einnahme." — Diese hervorragende Frau wurde dem

ausgebreiteten Kreise ihrer Freunde und Verehrer im Jahre 1777 durch den Tod entrissen. Thomas, d'Alembert, Morellet und mehrere Andere aus diesem Zirkel, haben das Andenken an ihre unvergeßliche Freundinn, durch mancherley Aufsätze und eigene Werkchen gefeyert, welche unlängst in der Schrift der Madame Geoffrin über die Conversation, zusammen abgedruckt worden sind. Vorzüglich lesenswerth ist, was die kürzlich erschienenen Memoires de l'Abbé Morellet über sie enthalten. Manches distinguirte Haus in Paris bewahrt noch jetzt, als eine ehrfurcht gebiethende Zierde, das Bildniß oder die Büste dieser merkwürdigen Frau.

Ueber das Schauspielwesen der vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die dramatische Kunst ist in Amerika ungleich länger vernachläßigt geblieben, als alle andern Künste, was sehr natürlich ist, da sie gewisser Maßen nur unter die Luxusgegenstände gehört. Erst seit etwa zwey Jahrzehenden fangen die Bewohner der neuen Welt an, diese Kunst mit Eifer und Erfolg zu betreiben. Anfangs waren die Religionsdiener der mancherley Glaubensbekenntnisse, der Einrichtung und dem Besuche der Schauspielhäuser nichts weniger als gewogen; man kann denken aus welchen Ursachen. Es wurden sogar Versuche gemacht den Geschmack am Theater so wenig allgemein werden zu lassen, als möglich. Die Wirkungen dieser Gegnerschaft waren natürlicher Weise sehr verschieden. In Massachusetts war der Kampf der Geistlichkeit und der Schaubühne einige Zeit schwankend. Förmliche Schauspiele oder dramatische Vorstellungen wurden zwar nicht zugelassen; allein dramatische Vorlesungen, oder sogenannte Recitationen durften gehalten wer-

den. Nach dem alten Sprichworte: wem der Finger gereicht wird, der hascht nach der ganzen Hand, suchten auch diese Schauspieler von der obwaltenden Duldsamkeit den möglichsten Nutzen zu ziehen. Sie kündigten also ihre Stücke unter den Nahmen der Vorlesungen an, z. B., moralische Vorlesungen über die rührende Geschichte der Johanna Thorn, dialogisch recitirt von dem berühmten Rowe; oder: unterhaltende Vorlesung, aus der Erzählung von dem armen Soldaten entnommen, untermengt mit Liedern und Gesprächen von dem witzigen und geistvollen O'-Keffe. Kurz, diese gewandten Leute machten es ungefähr so, wie man es im größten Theile der Schweiz zu halten pflegt, wo das Theater mit einer Art von Pedantismus verbannt ist, und eine sogenannte dramatisch-declamatorisch-musikalische Abendunterhaltung füglich ein theatralisches Surrogat abgeben kann. Unterdessen drangen einige aufgeklärte Männer dennoch durch, und es wurde in dieser Provinz ein regelmäßiges Theater errichtet. Auch fand die Gesetzgebung, auf den Antrag des Senators Gardaner, für gut und angemessen, das lächerliche Gesetz, durch welches die Erzeugnisse der dramatischen Literatur ausdrücklich geächtet waren, aufzuheben. Alsbald wurde dann auch zu Boston ein Schauspielhaus eingerichtet. In Connecticut allein hatten die Gegner des Theaters ihren Einfluß dergestalt behauptet und ausgedehnt, daß das Haupttheater dieser Provinz, nähmlich das in der Stadt Hartford, in eine Kirche verwandelt werden mußte (dieß zu einer Zeit, wo man an andern Orten, in das entgegengesetzte Extrem verfiel, indem man aus Kirchen Theater machte), und die Schauspieler durch ein eigenes Gesetz in aller Form mit dem Kirchenbanne belegt wurden.

Gegen das Jahr 1810 fingen die amerikanischen Theater an, sowohl in Rücksicht des innern Geschmacks, als

der äußern Zweckmäßigkeit, Schönheit und Pracht, mit den nahmhaftesten der alten Welt zu wetteifern. Ihre Aufnahme und ihren Stand wird nachstehende Uebersicht der Zahl, und der nach einem Durchschnitte angeschlagenen Einnahme ersichtlich machen

Jede Vorstellung bringt ein:			. . . . .	Dollars *)
Massachusetts	hat Theater	zu	Boston . .	1250
» »	»	»	Salem . .	250
» »	»	»	Newsbury-Port	250
Rhode Island	»	»	Providence .	600
» »	»	»	New-York .	250
» »	»	»	New-York .	2400 1000
» »	»	»	Albany . .	600
Pensylvanien	»	»	Philadelphia	1800
Moryland	»	»	Baltimore .	1200 700
» »	»	»	Annapolis .	500
Bay von Columbia	»	»	Washington	500
Virginien	»	»	Alexandrien	800
» »	»	»	Petersburg .	600
» »	»	»	Norfolk . .	600
» »	»	»	Fridrichsburg	500
Kentuky	»	»	Lexincton .	500
Südcarolina	»	»	Charlestown	1200
Georgien	»	»	Savannach .	500
Louisiana	»	»	Neuorleans .	800

Das Theater von Richmond, eines der schönsten und geräumigsten, wurde im Jahre 1811 ein Raub der Flammen. Die gewöhnliche Einnahme betrug 600, 800 Dollars.

---

*) Ein Dollar beträgt bekanntlich in englischer Münze 4 Schilling, 6 Pence oder ungefähr einen Speciesthaler.

Die Eintrittspreise sind in der Regel folgende: eiu Platz in einer Loge, 1 Dollar; Parterre, 50 — 75 Centimes; Gallerie, 25 -- 37 Cent., in der dritten Loge 75. Cent. Die Logenpreise sind in allen vereinigten Staaten gleich; bey andern Plätzen ist der Unterschied unbedeutend. Was die Theaterausgaben betrifft, so kann als Maßstab gelten, daß sie für jede Vorstellung zu New-York an 400 Dollars betragen. Während der 3 ersten Monathe einer Jahreszeit *) aber geschieht es, daß sie ungleich höher, ja wohl über 10,000 Dollars steigt.

Die Regierung enthält sich jeglicher Art von Gerichtsbarkeit über die Schaubühne dergestalt, daß es auch Jedermann frey steht, ein Schauspielhaus aufführen zu lassen. Bey Beurtheilung der dramatischen Producte an sich, so wie der Schauspieler und ihrer Darstellungsweise, richtet man sich in Amerika nach dem, in Großbritannien herrschenden Geschmacke. Gefällt ein neues Stück auf einer englischen Bühne, so führt man es in Amerika auf, mit demselben Costüme, den nähmlichen Decorationen, und — was das Merkwürdigste ist, die Recensionen darüber sind ganz das Echo der englischen. Noch bemerkenswerther aber ist, daß nur im Süden dieser vereinigten Freystaaten den Frauenzimmern der Eintritt ins Parterre gestattet ist, in den nördlichen Provinzen, deßgleichen im Innern des Landes sind sie davon ausgeschlossen.

Originalstücke haben die Amerikaner sehr wenige, erstens, weil die guten Köpfe dieses jungen Landes, dessen Ideen und Bestrebungen sich mehr auf reelle Zwecke concentriren, Wichtigeres und Nützlicheres zu thun haben, als Theaterstücke zu schreiben, und dann, weil die Dichter

*) Jahreszeit: Saison, bedeutet in Amerika einen Zeitabschnitt von 6 Monathen.

nicht durch sehr hohe Honorare aufgemuntert werden, indem die Theaterdirectionen sich alles, was auf dem englischen Repertoir erscheint, leicht um ein Billiges verschaffen können.

Ueberhaupt ist man in Amerika noch nicht so verzärtelt, und weit davon entfernt, das Theater als das höchste Gut anzusehen, oder wohl gar es als einen anhaltenden Gegenstand der Conversation zu behandeln. Unterdessen besitzen die Amerikaner in ihrer Mitte einige dramatische Dichter, die mehrere mit Beyfall aufgenommene Stücke geliefert haben. Dunlay und New-York haben etwa 40 Theaterstücke verfaßt, Lust- sowohl als Trauerspiele, Dramen und Zwischenspiele, die sämmtlich aufgeführt wurden und sich eines hervorragenden Ranges auf dem Repertoir erfreuen. Unter die ausgezeichnetsten, von talentvollen Dichtern verfaßten, amerikanischen Theaterstücke, die sämmtlich schon gegeben wurden, zählt man: Der Contrast, Lustspiel von Tyler; die triumphirende Tugend von Frau Muray (sie hat noch drey andere Stücke geschrieben); die Tochter des Geistlichen und die arme Wirthsfrau von White; die Schlacht von Butershill, v. Burter; der Amerikaner zu Tripoli, v. Elison; Mazeppa und Peter der Große, v. Eustaphini; Belisar, von Fangeres; der gordische Knoten v. Darby; Edwy und Elgina, v. Jugerfall; zwey Lustspiele von Madame Rowson; die Fuchsjagd und die indische Prinzessinn, v. Barten dem jüngeren. Dieses letztere, romantische, aus der Geschichte von Amerika entnommene Stück, hat einen ungewöhnlich lebhaften Beyfall gefunden. Ferner gehören zu den besseren Stücken: die Schule der Verschwender, v. Hauton (welcher noch andere Dramen geliefert hat); Faskari und die Mysterien des Schlosses, von White; der Beherzte und mehrere Gelegenheitsstücke,

von dem Schauspieler Hodtingson. Gute ältere englische Piecen machen jederzeit ein volles Haus.

Unter den Schauspielern gibt es wenig eingeborne Amerikaner, die meisten sind eingewanderte Engländer. Hodtingson, dessen wir so eben als dramatischen Dichter erwähnten, war der erste Schauspieler von hohem Rufe. Man bedauert sehr, daß der Tod ihn so früh entriß. Er war von Bath gebürtig und mit einem so vielseitigen Talente begabt; daß er alle Gattungen von Rollen, vom höchsten Pathos der Tragödie, bis zur gemeinsten Farce herunter, mit gleicher Meisterschaft durchführte. Die Schröder der Amerikaner war lange Zeit die berühmte Frau Warren (in der neuen Welt nennt man die Schauspielerinnen nicht Damen, sondern bloß Frauen), welche früher auf dem Theater von Coventgarden als Mlle. Brunton geglänzt hatte. Auch sie ist nicht mehr. Treits und Harwood, ebenfalls mit Tod abgegangen, waren geraume Zeit wackere Komiker. Der vielbegabte Tragiker Fenell, war lange ein mächtiger Nebenbuhler Coopers, bis endlich dieser letztere für immer den Sieg davon trug, und nun mehr der gefeyerteste Heros, Amerika's Anschütz ist. Sonstige vorzügliche Schauspieler sind: Jefferson, Blissot und Bernard, vom schönen Geschlechte, Hilson und Darby — sämmtlich aus England. Von den wenigen eingebornen Schauspielern von Bedeutung ist Jahn Harward Payne zu nennen, der sich als Tragiker sowohl in Europa, als in Amerika den Beynahmen des amerikanischen Roscius erworben hat.

In Amerika ist es nicht der Fall, daß ein Schauspieler 10,000 oder 20,000 Gulden Gehalt hat, oder daß ein einziges Mahl Auftreten der Direction, oder eigentlich dem Publicum auf 1000 Gulden zu stehen kommt, ein Umstand, der sich aus der oben mitgetheilten Ansicht vom

Schauspielwesen und Stande wohl begreifen läßt. Selten beläuft sich die wöchentliche Besoldung über 30 oder 40 Dollars, was bey der dortigen Theuerung nicht viel ist. Außerordentlich geschickte und beliebte Schauspieler, die zugleich anspruchslos sind (denn die Anmessung der Histrionen wird in Amerika, wo man nur auf reelles, gemeinnütziges Verdienst sieht, nicht geduldet), können es auf 1500 Dollars jährlich bringen. Der Unfug der Beneficien, welche so oft Maleficen und in der Regel nur Brandschatzungen des Publicums sind, fallen fast gänzlich weg. Eine von den seltenen Ausnahmen fand bey Herrn Cooper zu New-York Statt, der einen Wochengehalt von 150 Dollars bezog, und alle sieben Tage eine halbe Einnahme genoß. Seine Gastdarstellungen haben ihm bey 13 Vorstellungen zusammen 3000 Dollars eingetragen, und der gefeyerte Payne, der dort eben so viel galt, als in Europa eine Catalani, hat 26 Darstellungen zu Baltimore, Philadelphia und Richmond, nicht etwa eine halbe oder ganze Million, sondern nur etwa 5000 Dollars gezogen. Immer muß man hierbey die dort herrschende Theuerung im Auge behalten, dann wird es nicht auffallen, wenn die Theaterdirection zu New-York dem englischen Sänger Braham für zwey Jahre Aufenthalt 60,000 Thaler, und die von New-Orleans dem Franzosen Talma für zwey Monathe 20,000 Thaler antrug.

Dieß ist eine allgemeine kurze Uebersicht des amerikanischen Schauspielwesens, welche jedoch allerdings noch mancher, durch Zeit und Umstände erwachsenen Vervollständigung fähig ist.

Einiges über Bauchrednerey.

Das Wort „Bauchredner" gehört unter jene uneigentlichen Ausdrücke, die man, entweder aus Gewohnheit oder in Ermangelung einer besseren Bezeichnung, noch immer beybehält. Irrig wäre die Meinung, daß aus dem Bauche oder durch den Bauch articulirt könne geredet werden. Noch vor wenigen Jahren glaubte man in Frankreich, als der Bauchredner Saint-Gille, ein Krämer aus Saint-Germain, auftrat, der Bauch spiele dabey wirklich die Hauptrolle. Bald aber überzeugte man sich vom Gegentheile, nachdem die Academie der Wissenschaften in Paris es nicht zu geringfügig fand, die Sache durch die Herren de Fouchi und Leroy, förmlich untersuchen zu lassen. Dieß geschah den 22. December 1770, worauf dann der Abbé de la Chapelle, welcher sich für diesen Gegenstand mit vielem wissenschaftlichen Eifer interessirte, eine eigene Schrift über die Buchrednerey herausgab, die den Titel hat: Le ventriloque, ou l'Engastrimaitre, 12. Paris; sie ist 2 Theile stark, und hat 572 Seiten.

Es ergab sich aus jener Untersuchung, daß der Bauch so gut als gar nichts dabey zu schaffen hat, indem die Aufgabe des Ventriloquisten darin besteht, durch Verengerung oder Zusammenhalten der Muskeln des Hintermundes oder Schlundes, die Töne nach seinem besonderen Zwecke zu modificiren; die ganze Stimme und Sprache des Bauchredners geht wie gewöhnlich durch den Kehlkopf, Gaumen, die Zunge, Lippen ꝛc. vor sich, und zwar nicht wie man zuweilen glaubt, mittelst Hinabdrücken der Luft, sondern vermöge der Exspiration, und zwar bey möglichst geringer Lippenbewegung, die, vornähmlich bey stärkern Tönen, der Aufmerksamkeit der Anwesenden entzogen zu werden pflegt, um die Täuschung zu unterhalten. Aus demselben Grunde

wendet sich auch der Bauchredner nach derjenigen Gegend, von welcher es scheinen soll, daß fremde Stimmen sich vernehmen lassen. Uebrigens bedarf es, ein Ventriloquist zu seyn, keiner eigens begünstigenden Constitution; nur muß diese nicht eben hinderlich, und das Individuum sonst rüstig, gesund, und mit ordentlichen festen Sprachorganen begabt seyn, denn dieß ist die Hauptsache. Die Bauchrednerey ist durch anhaltende Uebung nicht so schwer zu erlangen, als man vielleicht glaubt. Der eben genannte Saint-Gille hat sich selbe zu Martinique binnen acht Tagen eigen gemacht. Die Bauchredner oder Ventriloquisten nennt man sonst auch noch, Engastrimanten, Engastrimythen, Posthonisten und Eurycliten, von Eurycles, der im Jahre 1014 zu Athen zuerst Bauchrednerey trieb. Niemahls aber kann ein Bauchredner: „Bauchsprachkünstler" heißen, wie der hier anwesende Herr Schremser in seinen Ankündigungen sich nannte, denn Sprachkünstler (angenommen, dieß Wort wäre logisch) ist natürlich etwas ganz Anderes, als Rednerey, oder eigentlich Rederey; Polyloquist könnte vielleicht eher passen. Geschichtliches läßt sich sonst von der Ventriloquistik Manches beybringen. Schon Isaias (XXIX. 4) erwähnt des Bauchredens. Im vierten Jahrhunderte verfaßte, Eustathius, Erzbischof von Antiochien, einen Tractat von der Bauchrednerey, worin er zu zeigen versucht, daß die Hexe zu Endor, als sie dem Saul geantwortet, dieß bauchrednerisch gethan habe. Tertullian im sechzehnten Jahrhunderte berührt diesen Gegenstand ebenfalls. In dem darauf folgenden Säculum schrieb Leo Allatins eine Abhandlung unter dem Titel: de Engastromytho syntagma, worin er das Aufrufen des Geistes Samuels für ventriloquistisch erklärt, die Fertigkeit selbst aber, wie dieß auch Eustathius thut, für ein Werk des Teufels hält. Die Antworten des delphischen Orakels, wie

so mancher andere Charlatanerie dieser Art, mögen ohne Zweifel ebenfalls bauchrednerisch gewesen seyn.

Zwischen den Jahren 1770 und 80 hielt sich hier in Wien ein Baron Ferdinand von Mengden auf, der es in der Bauchrednerey sehr weit gebracht hatte. Er war Oberst-lieutenant, ein Mann von Kenntnissen, Bildung und feinem Weltton, und übte diese Geschicklichkeit eigentlich nur zu seinem Vergnügen und für gute Freunde aus. Als der oben berührte Abbé de la Chapelle davon hörte, schrieb er dem Baron zu, und erhielt von ihm auf das Bereitwilligste die genügendsten Aufschlüsse. Mengden, der sich schon von Jugend auf in der Bauchrednerey geübt hatte, hielt dafür, daß die beste Zeit, sie zu erlernen, das Alter vom 20. bis zum 25. Jahre sey. Er producirte sich unter andern auch am bayreuthischen Hofe, und erntete reichlichen Beyfall.

Zu den öffentlichen Bauchrednern neuerer Zeit gehört der Genfer Comite, Heißer und Erfurt, Alexander 2c. Der Verfasser hat diesen und Herrn Schremser gehört, und glaubt seinerseits, dem Letzteren manchen Vorzug einräumen zu können. Indeß sey die Frage erlaubt, ob es zur Beförderung der Illusion nicht wesentlich und durchaus nothwendig sey, daß Hr. Schremser bey der nachzuahmenden Stimme seinen Dialect varire?

Schlüßlich merken wir noch an, daß Ostindien die geschicktesten Bauchredner hat.

Die Chronodistichen

sind noch nicht ganz aus der Mode; auf ein gelungenes hält man noch immer Etwas, wiewohl nur wie auf eine mühsame Künsteley oder pedantische Decoration. Der Vorzug besteht natürlich auf der größtmöglichen Ungezwungen-

heit und Kürze. Dahin gehören z. B. Le CoMte De proVenCe, ferner sanCtVs IosephVs CalLasantIVs a Matre DeI; dieß enthält das Jahr der Heiligsprechung Calasants, jenes spricht das Geburtsjahr des Grafen von Provence aus. Am besten gefallen billiger Weise diejenigen Chronodistichen, die nur aus einem einzigen Worte bestehen, ohne auch nur einen überflüssigen Buchstaben zu enthalten. Diese sind freylich selten. Der fleißige Denis hat nachstehende zwey mitgetheilt: LILIICIDIVM, nähmlich 1710 auf den Sieg von Saragossa, und DILVCVLVM, 1716 das Geburtsjahr Leopolds des einzigen Sohnes Carls VI. Dieser Fürst, nähmlich Carl VI. war selbst ein Freund solcher ernsthaften Spielereyen, wie es die Sitte der Zeit mit sich brachte. In seiner Jugend schrieb er an seinen Lehrer, den Jesuiten Andreas Bauer, dieses Chronodistichon: reVerentIa Vestra pIIs oratIonIbVs suIs CoeLestIs gratIa sVbsIDIa MIhI eXoret. Carls Vater, Leopold der erste war in Chronodistichen sehr gewandt, wie folgendes Beyspiel bezeugen mag. Im Jahre 1700 wurde ihm eine Bittschrift überreicht, die nur aus den zwey Worten bestand: ConCeDe paneM. Auf der Stelle nahm der Kaiser den Bleystift, und setzte nur das einzige Wort ConCedaM darunter. Er gewährte also nicht nur, sondern übertraf auch den Bittsteller an Laconismus. Anfangs des Jahres 1698 soll dieser Monarch im Speisesaale des Jesuitenprofeßhauses in Wien aus dem Stegreife gesagt haben: sIt noVVs annVs In DoMIno feLIX VnIVersa soCIetatI IesV. Schön mag dieses Chronodistichon immer bleiben, wenn es auch vorbereitet war; man hat es auch hernach zum Andenken in Crystall geschnitten.

Medaillen oder Schaumünzen.

Entstanden zuerst wieder bey den Italienern, die ihnen auch den Nahmen Medaglioni beylegten. Das Nachahmen der alten Medaillen fällt in das fünfzehnte Jahrhundert. Einer der ersten Medailleurs war Pisanello oder Vittore Pisano. Aus dem vierzehnten Jahrhundert kennt man noch die Medaillonbildnisse des Dante, Boccaccio, Petrarca ꝛc. Pisano, ein Mahler, der von 1406 bis 1430 blühte, hatte sich in der Kunst, Münzen zu modelliren, in Formen zu drücken und in Metall zu gießen, am meisten ausgezeichnet, weßhalb er für den Wiederhersteller der gegossenen Medaillen gehalten wird. Dieß Geschäft übte er um 1429 bis 1448 aus. Die Medaille des Papstes Martin V. ist von seiner Kunst. Der Erste, welcher die Schaumünzen in Eisen oder Stahl schnitt, ist Victor Gambello, auf den Münzen selbst Victor Camelio genannt. Sixtus der IV. ist der erste Papst, dessen Bildniß in Stahl geschnitten wurde; die der früheren Päpste waren alle noch gegossen. Für die zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften in Deutschland zuerst geprägte Münze wird die gehalten, welche auf Johann Huß, der 1415 zu Kostnitz verbrannt wurde, geprägt ward; was jedoch von Kennern in Zweifel gezogen wird. Einer der frühesten deutschen Medailleurs ist Hieronymus Magdeburger, ein geborner Freyberger. In Ansehung der Schönheit folgen auf die italienischen Medaillen die französischen. Unter den Medaillen Frankreichs zeichnet sich die aus 318 Stücken bestehende Suite aus, welche die merkwürdigsten Begebenheiten Ludwigs XIV. darstellt. Den Stoff zu diesen Medaillen hatte die königliche Akademie der Aufschriften anzugeben; der berühmte Cauzée entwarf darnach die Zeichnungen, und Roettiers schnitt die Stämpel, deren jeder über 200 Thaler kostete.

Diese Medaillen erschienen dann 1702 und in einer neuen Auflage 1723 in Kupfer gestochen in einer Prachtauflage unter dem Titel: Medailles sur les principaux évenements du regne entier (!) de Louis le grand, avec des explications historiques: In England beginnen die Medaillen erst mit Maria, Tochter Heinrichs VIII. In neuester Zeit sind von den Engländern die Medaillen aller andern Nationen an Geschmack, Schärfe, Reinheit und Ausdruck überhaupt, weit übertroffen worden. Es verdient angemerkt zu werden, daß die Gedächtnißmünze auf den Frieden zu Ryswik zu 30, und jene auf die königliche Familie Georgs II. zu 35 Pfund Sterling geprägt wurde. Peter der Erste, dieser wahrhaft Große hat mehrere Schaumünzen prägen lassen, wovon die älteste, die auf die Eroberung von Schlüsselburg; die seltenste, die auf die Schlacht bey Pultava ist. Diejenige Medaille, welche Abrahamson in Berlin auf den Regierungsantritt Alexanders I. ausgearbeitet hat, gehört unter die schönsten Rußlands. Für die allerälteste deutsche Kaisermedaille hält man die, welche Carl der Große zum Gedächtniß der Erbauung des Münsters zu Aachen hat prägen lassen; sie ist aus Rheinischem Waschgolde und wiegt 4 Ducaten. Dem Alter nach folgt dieser Medaille jene Kaisers Friedrich II., auf seinen Einzug in Rom 1463 geprägt. Die Zahl der kaiserlichen Schaumünzen ist sehr groß, die meisten sind von trefflicher Arbeit und von geschätzten Künstlern. Unter den besonders großen Medaillen, bekanntlich Medaillons genannt, sind merkwürdig: 1) die, welche Christian V., König von Dänemark, zum Andenken des dreyfachen Sieges über die schwedische Flotte den 1. July 1677 prägen ließ. Sie ist von Gold, 18 Unzen schwer, und war bis da die größte aller europäischen Schaumünzen. Noch größer ist 2) die brandenburgische, 1690 geschlagen. Jeder Stämpelschnitt kam auf 1500

Thaler zu stehen. Sie ward geprägt in Silber zu 4 Thaler, und in Gold zu 500 bis 600 Ducaten. Die allergrößte ist 3) die, welche im Jahre 1716 die Stände in Breisgau zur Geburtsfeyer des Erzherzogs Leopold haben prägen, und durch den Abt von St. Blasius dem Kaiser Carl VI. überreichen lassen. Ihr Gewicht beträgt 16 Mark; sie kam auf 8430 Gulden zu stehen. Es gibt deren drey in Silber; eine in Kupfer befand sich noch unlängst in Gotha. Unter die größten jetzt blühenden Medailleurs und Graveurs gehören Abrahamson und Loos.

Hof- und Staatskanzler Kaunitz.

Der Franzose Dutens, derselbe, welcher Leibnitzers Werke gesammelt und herausgegeben hat (ja ja! ein Franzose mußte kommen, uns Deutschen die Schriften unsers Leibnitz zu ediren, wie unlängst ein anderer Franzose ein großes physicalisches Werk über Ungarn in Paris heraus gab ꝛc.), versuchte es in seinen Memoires d'un Voyageur qui se repose, das Bild des Fürsten Kaunitz zu entwerfen, was jedoch à la françoise nur skizzenmäßig geschieht. Die Gesellschaft, in der Dutens während seines Aufenthaltes in Wien, wie er selbst sagt, seine meiste Zeit zubrachte, war die des Fürsten Kaunitz. Der Fürst machte das ganze Leben des Zirkels aus, welcher ihn umgab, Seine ununterbrochenen Beschäftigungen, vereint mit dem Ansehen das ihm 25 Jahre einer weisen, tadellosen und glücklichen Verwaltung verschafften, machten natürlicher Weise, daß alle Personen, welche jenen Zirkel bildeten, auf nichts eifriger bedacht waren, als seinen Geschmack zu studieren, und ihm die Augenblicke seiner Muße zu verannehmlichen. Die Damen Thun und Waldstein, die Gräfin

von Pergen und einige andere liebens- und achtenswerthe vornehme Frauenzimmer, der Herzog von Braganza und Mylord Stewart bildeten die Grundlage der Gesellschaft des Kaunitzischen Hauses. Dazu gehörten noch einige Fremden und andere Personen, bey denen Geist und Talente den Mangel der Geburt ersetzten, welchen der Fürst näheren Zutritt verstattete. Darunter glänzte der Hofarzt Laudier. Niemand hatte tiefer, als der Fürst Kaunitz, über das nachgedacht, was zur Annehmlichkeit des Lebens gehört. Niemand verstand es besser, sie zu genießen und Andere genießen zu lassen. Er pflegte zu sagen: Wenn man zwanzig Jahre alt ist, jagt man das Vergnügen zu Tode; in den Dreyßigen genießt man es; in den Vierzigen schont man es, und in den Sechzigen blickt man mit Leidwesen auf das Entschwundene zurück. Man hätte den Fürsten Kaunitz den St. Evremont von Wien nennen können, nur mit dem Unterschiede, daß sein Held, der Herzog von Braganza, schönere Eigenschaften und weniger Mängel besaß, als der Graf von Grammont. In weiser und rechtlicher Verwaltung stand Kaunitz dem Herzoge von Sully nicht nach. Es waren ihm, wie diesem, die Zügel der Regierung, unmittelbar nach einem langen kostspieligen Kriege anvertraut worden. Der Hofbanquier Baron Fries hat selbst erklärt, er habe mehrmahls, nur auf ein Paar Worte vom Fürsten Kaunitz die bedeutendsten Verträge abgeschlossen, so sehr rechnete man auf die Unfehlbarkeit der Maßregeln dieses Ministers. Oeffentlich war der Fürst Kaunitz sehr ernst; mit seinen Freunden aber sanft und angenehm heiter. Die Begebenheiten durchschaute er mit einem überaus scharfsinnigen Blicke und mit tiefer Menschenkenntniß; er besaß dabey eine solche Leichtigkeit im Arbeiten, daß er zugleich mehreren Secretären dictirte.

Dedicationen.

Auch der Werth der Dedicationen, Zuschriften und Nahmensvorsetzungen überhaupt ist gesunken, mit ihm die Anerkennung der betreffenden Gönner. Wie es in früherer Zeit anders war, ergibt sich aus der merkwürdigen Geschichte der Pariser Polyglottenbibel des Lejay (worüber ein Weiteres in des Verfassers Aufsatz: die berühmten Polyglotten, im Archiv für Geographie ꝛc. 1813). Als diese vollendet war, hatte der Cardinal Richelieu ein Interesse, seinen Nahmen vorgesetzt zu sehen. Und was both er dem Herausgeber dafür an? Nicht weniger als hundert tausend Kronen mit der Zusicherung für seine Familie zu sorgen. Sollte man glauben, daß Lejay dieses Anboth ausschlug? Er schlug es aus!

Voltaire an Pampignon.

Ob sich unter der Sammlung von Voltaires Briefen auch jener, den Herrn Pampignon betreffend, befindet, steht dahin. Es hat damit folgende Bewandtniß. Dieser Pampignon, ein Officier, der sich in Genf in der Nähe Voltaires aufhielt, drohte diesem, er werde ihm, wenn er nicht aufhöre, sich über seine beyden Brüder lustig zu machen, die Ohren abschneiden. Als Voltairen diese Drohung zu den nähmlichen Ohren kam, auf die es abgesehen war, fand der Philosoph, der bekanntlich nicht unter die herzhaftesten Leute gehörte, und wohl eben so gut mit der Zunge und Feder als schlecht mit dem Degen umzugehen verstand, es für gut, an den Herzog von Choiseul, damahls erster Minister, nachstehenden Brief zu schreiben: »Monseigneur! Ich weiß nicht, was ich den Gebrüdern Pampignon zu

Leide gethan habe; der Eine zerfleischt mir die Ohren, der Andere will sie mir abschneiden. Beschützen Sie mich, Monseigneur, gegen den Abschneider; ich nehme es mit dem Zerfleischer auf, denn ich brauche meine Ohren, um den Schall ihres Ruhmes zu vernehmen u. s. w.

Devisen.

Die Erfindung oder erste Anwendung der Devisen oder Wahlsprüche gehört nicht erst der Zeit der Chevalerie an, wie Marmontel vermeinet, denn schon in Aeschylos Trauerspiel: die sieben Helden vor Theben, erscheinen diese sämmtlich mit solchen Wahlsprüchen auf dem Schilde. Während der Chevalerie war es übrigens allerdings Gebrauch der Ritter, ihre Schilde mit Devisen zu schmücken, weßhalb der Graf Thesoro solche auch die Philosophie des Edelmanns nannte, was recht treffend ist, weil unter dem Adel damahliger Zeit wirklich keine andere Art Philosophie existirte. Vorzüglich anwendbar waren solche Wahlsprüche auch als Ausdruck der Galanterie, und man wird sich überhaupt ihrer stets bedienen. Stark in der Mode waren sie unter Ludwig XIV. Das schönste Cavallerieregiment, nähmlich das des großen Condé hatte eine im Aufschlagen begriffene Flamme und darunter die Worte: Plus jamais de matiére, et plus jamais d'éclat. Noch schöner läßt, wenn der Marschall Villars, Gouverneur Ludwigs XV. einen Uhrschlüssel wählt und darunter die Worte: J'a reglé qui nous régle. Pelisson, der in der Bastille vortreffliche Denkwürdigkeiten über den unglücklichen Fouquet schrieb, der sein Wohlthäter war, wählte einen Seidenwurm in seinem Gehäuse mit der Devise: Son travail illustre son prison. Unter die sinnreichsten gehört auch eine

goldene und natürliche Rose mit der Unterschrift: Die glänzendste ist nicht immer die Liebenswürdigste. Unter einer Uhr nimmt sich gut aus: Von Innen in Bewegung, von Außen ruhig. (Als Sinnbild der Beherrschung der Leidenschaften.) Auf einem nach Einsicht und Aufklärung strebenden Kopf würde eine Sonnenuhr gut lassen mit den Worten: Ich suche das Licht ꝛc.

Der philosophische Schuster.

Welch' nachtheilige und oft lächerliche Folgen es nach sich zieht, wenn esoterische Wissenschaften unter das gemeine Volk gelangen, davon liefert die Geschichte der Diderot-d'Alembert'schen Encyclopädie manchen charakteristischen Beleg. Insbesondere gehörte es damahls in Frankreich zum guten Ton selbst der untern Classen, den Philosophen zu spielen. Dutens in seinen Memoires erzählt unter andern einen drolligen Fall, den ihm der Chevalier Luzerne selbst mitgetheilt hatte. Dieser Chevalier erhielt von einer Dame auf dem Lande den Auftrag, ihr bey dem berühmten Schuster Carpentier einige Paar Schuhe nach einem Muster zu bestellen, das sie mitgeschickt hatte. Luzerne begibt sich persönlich zu diesem Fußbekleidungs-Ingenieur. Man weiset ihm ein schönes Haus, an dessen Thür er zwey Bediente mit Livrée antrifft. Wahrnehmend, daß man ihn in ein glänzendes Zimmer führt, meint er, sich in der Adresse des berühmten Handwerkers geirrt zu haben, und äußert wiederhohlt, daß er den Herrn Schustermeister Carpentier sprechen wolle. »Es ist das Gemach meines Herrn Principals," erwiederte der Bediente, »haben Sie die Güte einzutreten; ich werde sie gleich bey der Herrschaft melden." Der Chevalier geht durch einen schönen Vorsaal, einen reich ge-

schmückten und elegant meublirten Salon, und in ein eben so glänzendes Schlafgemach. Aus diesem wird er in ein allerliebstes Cabinett geführt, wo er, Herrn Carpentier erwartend, nicht aufhören kann, eine Commode von der schönsten und künstlichsten Arbeit zu bewundern, die mit den Porträten der ersten Damen des Hofes, als der Prinzessinn von Guemené, der Madame Clermont rc. verziert sind. Als er so voll Erstaunen Alles besieht, was sich seinen Blicken darbiethet, tritt Carpentier im vollsten Neglige eines Petitmaitre herein. „Ach Herr Carpentier," sagt der Chevalier zu ihm, „welch ein Geschmack herrscht hier bey Ihnen? Wie elegant ist Alles!" — „Mein Herr," antwortete Jener, „Sie sehen hier den kleinen stillen Aufenthalt eines Mannes, der den Genuß liebt; ich lebe hier als Philosoph!" — „Aber Herr Carpentier, wie ich merke, Sie stehen mit den Damen sehr gut!" — „Hm, mein Herr, es ist wahr, daß einige dieser Gnädigen, Güte für mich hegen; sie verehren mir ihre Bildnisse, und Sie bemerken mein Herr, daß ich es dankbar zu würdigen weiß, indem ich diesen Porträten keine üble Stelle angewiesen habe. Aber Herr Chevalier, dürfte ich wohl so frey seyn Sie zu fragen, was mir wohl die Ehre Ihres Besuches verschaffte?" — „Mein Herr Carpentier, Sie sehen hier ein Muster von Schuhen, das eine Dame, meine Freundinn, Ihnen durch mich übersendet." — „Ach ich weiß es, Herr Ritter, was es ist; ich kenne den allerliebsten Fuß; man könnte zehn Meilen weit reisen, um das Vergnügen zu haben, dieses Füßchen zu sehen. Wissen Sie wohl, daß nach der kleinen Guemené Ihre Freundinn den allerniedlichsten Fuß von der Welt besitzt? Wohlan, Herr Chevalier, ich will Alles besorgen." Luzerne wollte sich nunmehr entfernen, als der philosophische Schuster zu ihm sprach: „Ohne Umstände, mein Herr, wenn Sie nicht engagirt sind, so bleiben Sie bey

mir zum Mittagsessen. Ich habe eine ganz artige Frau, und erwarte noch die Gesellschaft einiger angesehenen Frauen. Nach Tisch führen wir den Oedip auf; es wird Sie nicht gereuen, bey uns geblieben zu seyn!" — „Ich zweifle gar nicht," entgegnete der Ritter, „aber unglücklicher Weise bin ich für heute versagt. Doch, ein ander Mahl." Mit diesen Worten entfernte sich der erstaunte Chevalier. Indeß muß man wohl gestehen, daß dieser Schuster seine Rolle mit Geist und Gewandtheit zu spielen wußte, was bey seinen deutschen Collegen nicht wohl der Fall seyn dürfte. Mit Einem Worte, er war ganz Franzose; das sagt in dieser Beziehung Alles.

Horaz und Mäcen.

Von Mäcen (C. Mäcenas) als Beschützer, Gönner und Unterstützer der Gelehrten und Dichter, herrscht eine ziemlich irrige Ansicht. Es ist wahr, daß er geistreiche Leute, witzige Köpfe, Gelehrte, Poeten, Künstler und überhaupt geniale Menschen an seine Tafel zog. Aber welcher Reiche und Vornehme von Empfänglichkeit für feine und stoffreiche Gesellschaft that dieß nicht vor und seit Mäcens Zeiten? Thut man dieß nicht heut zu Tage noch, und wird man es nicht immer und überall thun? Dabey fragt sich noch, auf wessen Seite der Vortheil ist: auf der des Wirthes oder der Gäste, angenommen, daß letztere nicht arme Schlucker sind, bey denen man etwa sagen könnte, sie erneuern jeden Morgen den Versuch zu leben rc. Was thut unser hochgepriesener Mäcen ferner? Er hatte die Güte oder die Klugheit, wie man will, diesen oder jenen seiner Günstlinge, seinen eigenen wahren Mäcen (um den herrschenden Begriff beyzubehalten) nähmlich, dem

Kaiser August gelegentlich zu empfehlen, und dort oder da ein freundliches Wörtchen fallen zu lassen, für diejenigen, die zu seinen Tischfreuden beytrugen, an deren Wohl ihm also selbst gelegen seyn mußte. Nun fragen wir, geschah und geschieht dieß nicht noch immer und überall? Ist es nicht die einfachste und natürlichste Frucht des Egoismus, diejenigen, welche unser Vergnügen vermehren, uns Weihrauch streuen und unsere Nahmen im Nimbus der Huldigung unter die Leute bringen, zu berücksichtigen? Mäcen war reich und stand bey August als dessen Vertrauter in Ansehen und Einfluß. Wenn er nun für Gelehrte, Künstler und interessante Köpfe etwas that, so weiß man nicht, soll man das natürlich oder schön, oder wohl gar edel und groß nennen. Wir wollen uns heraus nehmen, zu sagen, es war bloß natürlich, nähmlich nach der Bildungsstufe und Sitte von Zeit und Ort. Aber schön oder edel und groß könnte nur auf eine spätere Zeit passen, wo sich die großen Herrn eher geniren, solche Leute in ihre Umgebung zu ziehen, wenn sie ihnen nicht etwa gar ausweichen und sie aus ihren Berührungen verbannen; was nicht bloß von dem rohen Mittelalter oder von barbarischen Völkern allein gilt. Mäcens Standpunct zu August erklärt sich von selbst nach der Schilderung, welche Wieland, dieser vortreffliche Charaktermahler von ihm entworfen hat. Herr von starken Leidenschaften und Ehrgeitz, mit feinen Sinnen und hellem Kopfe begabt, klug und kaltblütig genug, um vor keinen Schwierigkeiten zu erschrecken und sich immer einen guten Erfolg zu versprechen, aber doch zu bequem und wollüstig, um Geschäfte zu lieben und zu suchen, wenn es nicht nothwendig war; angenehm von Person, jovialisch im Umgange, mit einem guten Theil Gefälligkeit und Bonhommie; geneigt über Andere zu scherzen und über sich scherzen zu lassen, oft auf eine an=

genehme Art höchst sonderbar in Kleinigkeiten, aber desto gründlicher in wichtigen Dingen; fein und geschmeidig um Andere zu seinen Absichten zu gebrauchen; geschickt, jeden Menschen zu benützen; behuthsam in der Wahl seiner engeren Freunde, aber treu und standhaft, wenn er gewählt hatte, und im Nothfalle jeder Aufopferung fähig: alle diese Eigenschaften machten ihn vollkommen geschickt, sich des August Zutrauen zu erwerben, welches (eine einzige kleine Dißharmonie ausgenommen) bis an seinen Tod in immer gleicher Stärke fortdauerte. Bey ihm fand August alles, was ihm gerade fehlte: Rath, Auswege, Entschlossenheit, guten Muth, frohe Laune, und auch etwas, womit er seinen Freund scherzend aufziehen konnte. Dieß genug, Mäcens Verhältniß zu August zu bezeichnen; große Eigenschaften besaß er, wie man sieht, nicht. Daß er als Beschützer von Gelehrten und Dichtern zum Sprichwort geworden ist, kann eigentlich nur von dem herrühren, was er für Horaz und Virgil gethan hat. Und was war denn dieses? Wie heißen die großen Wohlthaten oder Aufopferungen, die ihn würdig machen konnten, der Gönner eines Horaz und Virgil zu heißen? Wir wollen sehen! Ersteren machte er mit einem mäßigen Landgütchen ein Präsent, das für einen ungeheuer reichen Mann, wie Mäcen, eine wahre Bagatelle war, und für den Empfänger selbst, in Ansehung des äußern Werthes nichts anders seyn konnte, als auch eine Bagatelle. Dann verschaffte er dem Horaz Vergebung und Freyheit, was zwar etwas mehr ist, als ein kleines Landgütchen, aber den Mäcen auch noch etwas weniger kostete, als dieß kleine Landgütchen. Und wer würde es sich nicht zur allergrößten Ehre von der Welt machen, einen Dichter wie Horaz, (denn es dürfte, unparteyisch erwogen, doch späterhin auch noch Horaze gegeben haben und noch geben, was man sich

unbeschadet der gewaltigen Authorität, die man in diesem Puncte gelten läßt, zu sagen wird erlauben dürfen!) mit einem guten Worte auszuhelfen? Dem Virgil ferner verhalf Mäcen wieder zu seinem Eigenthum, gleichfalls durch ein Paar gute Worte, was ohne Zweifel recht nachbarlich gehandelt war, vielmehr geredet war ꝛc. Im Uebrigen war Mäcen nichts weniger als Staatsmann oder Minister; selbst seine, nur kurze Zeit bekleidete Präfectur über Rom und Italien kann bloß als eine Privat-Charge betrachtet werden. Lassen wir es also mit diesem Mäcen gut seyn, und wo möglich lieber eine Personage neuerer Zeit auffinden, auf welche jener Begriff von practischer Gönnerschaft besser paßt!

Frankreichs Bibliotheken.

Die Pariser königliche Bibliothek zählt jetzt an 500,000 Bände gedruckter Bücher, und über 70,000 größten Theils kostbare Manuscripte. Der Urstamm dieser Masse war die Sammlung Königs Ludwig VI. Carl IX. vermehrte sie 1495 mit der zu Neapel eroberten, mit denen zweyer Herzoge von Orleans, der Häuser Visconti, und Sforza, des Herrn von Gruthase und anderer, die früher ein Eigenthum Petrarcas waren, Unter Franz I. bestand die Bibliothek aus 109 gedruckten und 1781 handschriftlichen Bänden. 1544 versetzte er sie nach Fontainebleau und vergrößerte sie mit seiner eigenen, so wie 1527 mit der des Prinzen von Bourbon, und vielen auf seinen Anlaß im Auslande gekauften Manuscripten. Heinrich IV. schaffte diese Bibliothek 1595 nach Paris und vereinigte mit ihr die Katharinens von Medicis. Ludwig XIII. bereicherte sie mit der Handschriftensammlung des Bischofs Hurault von

Chartres. Durch ein Legat der Brüder Dupuy wuchs ihr 1657 die Bibliothek derselben zu. Hipolyte, Graf von Bethune schenkte ihr um die nähmliche Zeit 1923 Manuscripte. Vermehrt wurde sie ferner 1662 durch die Manuscripte des Briennes und der Büchersammlung von Raph. Trifet Dufresne 1667 durch die des Herzogs von Orleans, Fouquets und Carenvis; 1686 durch einen großen Theil der Mazarinischen, und des Gilbert Ganlien; 1670 wuchs ihr zu die Bibliothek Mentels, 1700 eine Zahl von 500 Manuscripten, vom Erzbischofe von Rheims geschenkt; 1706 die Büchersammlung Bigots, 1712 Melchis. Thevenots und 1719 Baluzens Manuscriptencabinett. 1730 ward sie durch die Handschriften der Kirche des heil. Martial zu Limoges, 1732 durch die Colberts, und 1756 durch jene von Ducange und der Kirche Notre Dame vermehrt. 1762 wurde sie bereichert durch 11000 Bände der Falconet'schen, 1765 durch die Bibliothek des Bischofs Huet, 1766 durch jene Fontaines bereichert. 1795 erhielt sie eine sehr ansehnliche Vermehrung durch die Bibliothek von St. Germain des Prez, die auch Coslines Sammlung in sich begriff, und unter andern 8000 Manuscripte enthielt. Außerdem wuchs sie noch durch mancherley Klostersammlungen und Bibliotheken verschiedener Städte zu ihrer jetzigen imposanten Größe an. Sämmtliche öffentliche Bibliotheken in Paris enthalten nach der Berechnung von Petit-Radels recherches sur les bibliotheques auxiennes et modernes, 8. Paris 1827 eine Anzahl von 1,125,437 Bänden.

Ueber Italiens Theaterwesen.

Italiens zwey größte Theater sind das La Scala in Mailand, und jenes San Carlo in Neapel. Beyde haben fast einerley Gestalt; das Scala ist nur um einige Fuß kleiner, als das San Carlo; beyde sind hufeisenartig gebaut. Zur Beförderung jener gesammelten Stimmung, die zum wahren Genuß der Musik und des Gesanges so nothwendig ist, sind die Logen ganz getrennt und geräumig genug, sich zurückzuziehen, um durch den Anblick des Publicums, so wie alles dessen, was auf den Bretern vorgeht, nicht gestört zu werden. Eine solche Loge ist ein kleiner Salon, wo die Dame Besuch empfängt, und kleinere Gesellschaften sich einfinden. Das Theater Scala faßt über 3500 Personen sehr bequem. Es enthält 250 Logen, in denen man aber, wenn nicht irgend eine erste Vorstellung Statt findet, selten mehr als zwey Personen wahrnimmt: den Cavaliere servente und seine Dame. Bey den erstern Vorstellungen verhält man sich ziemlich ruhig; bey den spätern aber ist man es nur während schöner Parthien. Jene Liebhaber, welche die ganze Oper möglichst ungestört hören wollen, gehen auf das Parterre, welches außerordentlich groß und mit Lehnbänken versehen ist. Hier kann man sich ungenirt ausbreiten, so, daß, besonders zum Aerger reisender Engländer, oft zwanzig und mehr Schlafende angetroffen werden, die sehr naiv auf zwey Bänke hingestreckt sind.

Es herrscht der Gebrauch des Abonnements. Eine bequeme Loge kostet jährlich 60 Louisd'or; während des Königthums kam sie auf 200 zu stehen. Diese Logen sind Privat-Eigenthum, und 18 bis 25000 Franken werth, nach Maßgabe ihres Ranges. Die gesuchtesten, und demnach die theuersten, sind im zweyten Rang oder Geschoß. In das Parterre ist der besondere Eintritt ein halber Frank.

Das Theater San Carlo in Neapel wurde im Jahre 1817 durch Herrn Barbaya prachtvoll erneuert. Die Logen sind minder entsprechend, als die des Scala-Theaters. An der Brüstung haben sie vier Plätze; sie entbehren aber der Vorhänge, was den Damen eine sorgfältigere Toilette nöthig macht. Dieses Theater wird wöchentlich nur dreymahl geöffnet, und kann daher nicht zum Rendez-vous aller Arten von Geschäftsleuten dienen, wie jenes, wo in der Regel jeden Abend gespielt wird; hingegen vernimmt man die Musik und den Gesang besser als in dem Theater Scala.

Diese beyden Schauspielhäuser gelten vorzugsweise di cartello, das heißt, es verleiht einem Sänger einen gewissen Vorrang, wenn er sagen kann, daß er auf einem oder dem andern aufgetreten ist.

Roms Theater sind klein, häßlich, unbequem und meist nur von Holz erbaut, ein einziges ist erträglich, nähmlich das, während der Franzosen-Herrschaft, durch Daru aufgeführte, welcher um die Verschönerungen Rom's, sich so viele Verdienste erworben hat. Seit der Restauration des Papstes, hat Rom keine ausgezeichneten Sänger. Nach des Cardinals Consalvi (eines der berühmtesten Dilettanten Italiens) Antrag, sollten alle Theater Rom's geschlossen werden. Pius VII. aber antwortete hierauf mit Thränen: »Das ist der einzige Gegenstand, über den der Cardinal im Irrthum ist. Die Theater d'Argentina d'Albert und Tordinona sind bloß zur Faschingszeit von Belang für den Ruf der Sänger." Der Glanz dieser beyden ersteren ist vorüber, seit Pergolese, Cimarosa und Paisiello nicht mehr sind und die Großen wenig verwenden.

Als Cartello gilt den Sängern auch das Theater della fenice (Phönix) in Venedig. Es ist unter andern die Ruhmeswiege, der mit so viel Grund hochgefeyerten Madame Fodor, welche da in Caraffas Elisabella gesungen hat. Die

Venetianer waren so entzückt, daß sie ihr eine Medaille prägten. Eben so waren sie die Wiedererwecker von Brivelli's Ruf durch die Armida des Paresi.

Dem Theater Fenice reihet sich dem Range nach das Hoftheater in Turin an. Auf dem prächtigen Platze Castello biethet es einen imposanten Anblick dar. Man gelangt durch Säulenhallen in den Saal. In diesem Theater ist es gegen den Respect, im Winter mit Mänteln zu erscheinen, zu lachen, oder eher zu applaudiren, als die höchsten Personen. Hier wird zur Carnevalszeit und während der Fasten gespielt. Es gibt für das vierte Theater di cartello.

Florenz, Bologna, Genua und Siena haben nur sehr mittelmäßige Schauspielhäuser, die bloß zu gewissen Jahreszeiten Cartello sind. Das herrliche Theater Bergamo's ist dieses während der Marktzeit, so wie jenes in Reggio; das neue schöne in Livorno während der Sommerszeit. Die Theater Italiens halten ihre feyerliche Eröffnung in jedem Jahre den 26. December. Dieß ist der Anfang der Carnevalsjahrszeit (Carnevalsstagione) gewöhnlich der glänzendsten. An diesem Abend zeigen sich die Damen in größter Galla; und findet die erste Vorstellung Beyfall, so steigt der Preis, der noch nicht vergebenen Logen sogleich auf das Doppelte.

Eine Oper, die gefallen hat, wird in Italien unmittelbar auf einander dreyßigmahl und darüber gegeben. In der Regel wird mit Ausnahme des Freytags jeden Abend gespielt. In dem österreichischen Antheile bestehen jedoch die bekannten Normatage. Der Maestro, welcher die Oper geschrieben hat, dirigirt gewöhnlich die drey ersten Vorstellungen auf dem Clavier. Die Oper muß ganz abscheulich schlecht seyn, wenn sie nicht wenigstens dreymahl gegeben

werden sollte; dieß Recht läßt sich der Maestro nicht so leicht nehmen.

In jeder Jahreszeit (Stagione) 80 bis 100 Vorstellungen umfassend, liefern die italienischen Theater gewöhnlich drey Opern, wovon zwey a posto oder eigens geschrieben, und neu sind, dann vier Ballete, zwey tragische und zwey Buffo. Stagionen finden drey Statt: die Carnevalsstagionen; die Primavera oder Frühlingsstagionen, die den 10. Aprill, und die Autunno oder Herbststagionen, welche mit dem 15. August ihren Anfang nimmt.

Beynahe jede Stadt Italiens hat ein Schauspielhaus, und die der größeren Städte, wie Maylands, Neapels, Turins, Roms ꝛc. verbinden sich, zu gewissen, bestimmten Zeiten, neue, eigens für sie componirte Opern zu geben. Daher kommt es denn auch, daß die Musik in diesem Lande noch eine lebende Kunst, und nicht schon im Verfall, wie die Mahlerey ist.

Das Theater Scala in Mayland hat unter den mancherley Vorzügen auch den der Mannigfaltigkeit der Darstellungen. Vor Kurzen, z. B. im Februar wurden an einem und demselben Abende folgende Stücke gegeben: der erste Act von Rossini's Gazza ladra; Vigno's Ballet la Vestule; dann der zweyte Act der genannten Oper, und endlich ein kleines komisches Ballet von Vigano: la Calzolaja (die Schusterinn). Zu jeder neuen Oper oder Balletscene liefert dieses Theater eine neue Decoration, und die Zahl dieser Scenen ist nicht unbedeutend. Nie wird eine solche Decoration zu einem andern Stücke verwendet. Fällt eine Oper oder Ballet durch, so werden die oft prächtigen Decorationen sogleich cassirt oder übermahlt. Auf diese Weise wird es denn auch erklärbar, daß dieses Theater jährlich oft 120 bis 150 neue Decorationen anfertigen läßt.

Vor einigen Jahren dienten die Schauspielhäuser Scala und San Carlo auch zu Hazardspielen.

Kurze Geschichte der Spielkarten und des Kartenspiels.

Es ist nicht die Absicht, hier eine gelehrte mit literarischen Nachweisungen ausgerüstete Geschichte der Spielkarten zu liefern, obschon selbe in ihrem Verhältniß zur Geschichte der Buchdruckerkunst eine überaus wichtige Bedeutung haben. Diese letztere wollen wir bey gegenwärtigem Aufsatze unerörtert lassen, und uns möglichst enthalten, unsere Leser, mit literarischen und bibliographischen Citaten zu behelligen.

Zuerst müssen wir uns die Freyheit nehmen, zu sagen, daß wir nicht begreifen können, wie es möglich sey, die Erfindung der Spielkarten nicht gleich den — Chinesen einzuräumen? Nicht weil diesem uralten ehrwürdigen Volke der Ruhm so unendlich vieler Erfindungen gebührt: der Schmelzkunst, des Glases, der Glocken, des Papiers, des Porzellans, des Schießpulvers und wohl der meisten andern, die sich die Europäer zueignen, sondern weil man mit aller Begründung annehmen kann, daß auch die Form- und Holzschneidekunst (Xylographie) als unmittelbare Vorgängerinn der Buchdruckerkunst, in diesem China ihren Ursprung genommen. Es combinirt sich sehr gut, und sehr richtig, daß die Spielkarten von den Chinesen auf die Araber übergingen, durch die sie dann im ganzen Orient verbreitet wurden. Darum hört und liest man, daß die Spielkarten eine Erfindung der Morgenländer seyen; das hört und liest man immer und allenthalben, während kein Mensch

an die alten und fernen Chinesen denkt, die ohne Weiters die Erfinder der Buchdruckerkunst waren. Und dieß sollte man (es mag nun die Anforderung auffallen wie sie wolle) billiger Weise ja jederzeit zu allererst thun, wenn irgend die Rede von einer Erfindung ist, während was Entdeckungen betrifft, das Umgekehrte zu Gunsten der Europäer mag Statt haben dürfen.

Bleiben wir nur dabey stehen, daß das Kartenspiel aus Asien abstammt; wir werden nicht Ursache haben, es zu bereuen. Ohne viel um weitere Gründe herum zu forschen, fragen wir bloß, ob es etwas Aehnlicheres gibt, als die Grundideen des Karten- und des Schachspiels? Dort König, Dame, Bube, Untergebene, u. s. w. Hier was Anderes als auch König, Königinn, Springer, Laufer, Bauer, u. s. w. und so viele andere Verwandtschaften, die ich nicht herzählen kann, weil ich der schlechteste Kartenspieler von der Welt bin, und vom Schachspiele gar nichts verstehe *). Da nun kein Zweifel obwaltet, daß das Schachspiel asiatischen Ursprungs ist, warum sollte man dieß nicht auch von den Spielkarten gelten lassen?

Wollten uns viele gelehrte Leute fragen, wie die allerersten Spielkarten aussahen, so würden wir die Ehre haben, ihnen zu antworten: was die Figuren betrifft, sicherlich eben so riesenhaft, ungeschlacht, plump und geschmacklos, als das Aeußere derjenigen Leute, die sich dieser allerersten Karten bedient haben. Daher unmöglich viel artiger als unsere jetzigen Spielkarten, die in dieser Hinsicht ein wahres Pasquill auf den Geist des Geschmackes und der

*) Vielleicht eben deßhalb möchte ich es kein Spiel nennen, sondern vielmehr eine Arbeit; ein mathematisches Studium ist es doch auf alle Fälle. Aber ich vergesse, daß man so gern das Spiel zum Studium und das Studium zum Spiel macht.

Mode sind. Kein Mensch wird läugnen, daß es etwas Faderes, Erbärmlicheres und Bengelhafteres gibt, als die Zeichnung und Colorirung unserer Karten, und daß sie wahre Fratzen und vollkommen verpatzte Carricaturen sind. Wir kehren wieder zu den ursprünglichen zurück, und finden es sehr natürlich, daß sie auch in der Colorirung noch viel schlechter und schmählicher als unsere gegenwärtigen müssen gewesen seyn, folglich sehr wenig Aehnlichkeit mit dem Cottaischen Kartenalmanach *) hatten. Inzwischen waren ja (nähmlich in Europa) noch keine Producte der Formschneidekunst, sondern aus freyer Hand gerissen (gezeichnet) oder gemahlt, zuweilen mit Gold verziert. Belege davon gibt es mehrere. Da Carl der VI. von Frankreich unpäßlich war, vertrieb er sich die Zeit und die Verstimmung mit Kartenspielen **). Was es für Karten waren, zeigt eine Rechnung vom Jahre 1392, in welcher vorkommt, daß für drey mit Farben und Gold gemahlte Spiele Karten (und verschiedene Devisen) 56 Sous dem Mahler Jacquemir Grangoneur ***) ausbezahlt wurden. Auch in spä-

---

*) Kunstfreunde werden ihn kennen und würdigen, zugleich aber verwundert bedauern, daß nicht einmahl der wiederhohlte Versuch mehrerer Jahrgänge im Stande war, die Verdrängung der gegenwärtigen, gewöhnlichen Kartenblätter herbey zu führen. Allein, seyen wir nicht ungerecht! Klebt man schon beym Ernst am Alten, warum sollte man das nicht auch beym Spiel? Der industriöse Buch- und Kunsthändler Eurich in Linz, der auch eine Spielkartenfabrik hat, wollte etwas Aehnliches; die Sache hörte aber plötzlich auf. Einiges ist in Wien von Uffenheimer geschehen.

**) Das Kartenspiel kann auch in eigener Art als Heilmittel dienen, nähmlich als mäßige Bewegung eines kranken Armes oder einer kranken Hand. Ob dieß bey König Carl der Fall war, wissen wir nicht, denn die Weltgeschichte ist bis jetzt noch keine Kranken- oder Medicinalgeschichte geworden.

***) Grangoneur wollte seine Spielkarten der Königinn Maria

terer Zeit, wo es schon gedruckte gab, gefiel sich der Luxus in kunstvoll frey gemahlten Karten, wie denn im Jahre 1430 der mayländische Herzog Philipp Maria Visconti 1500 Goldscudi für eine einzige solche Karte bezahlte, versteht sich nicht im Spiele selbst, sondern dem Mahler. Solche gemahlte Karten aus dem 15. und 16. Jahrhunderte, so außerordentlich selten sie auch sind, können unsere lieben Leser in Wien leicht sehen; sie brauchen sich nur auf den Rennweg zu bemühen. Da wird ihnen die Ambraser-Sammlung im Belvedere auch in dieser Hinsicht selbst ein Belvedere seyn; sie werden sehen 48 Blätter solcher Spielkarten, mit allen Aemtern und Hofdiensten Frankreichs, Deutschlands, Böhmens und Ungarns; auch Herolde, Trom-

---

von Anjou, Gemahlinn Carls des VII. widmen. Rachel, Nahme der Carreaudama, war Agnes Sorel; die Pique-Dame, unter dem Nahmen der kriegerischen Pallas, bedeutete die Jungfrau von Orleans, und Isabella von Baiern, war unter dem Nahmen der Judith als Coeur-Dame vorgestellt. In David, den Pique-König, erkannte man Carlo VII., von seinem Vater verfolgt wie David von Saul. Die Buben Agier Lacellat, La Pierre Hektor sind geschichtliche Personen. Beyde Erstern waren Helden aus der Zeit Carls des Großen; Hentlir und Galard waren zwey ausgezeichnete Befehlshaber unter Carl dem VII. Der sonst so auffallende Nahme Bube (Valet früher Varlet) näherte sich dem Titel Chevalier. Die vier Buben repräsentirten den Adel, alle andern Karten bedeuteten die Soldaten; sie galten für kriegerische Embleme. Durch das Coeur wurde die Tapferkeit versinnlicht; die Armeen durch die Piques und Carreaus, durch das Treffle die Fourage, auf die ein Feldherr beym Lagerschlagen Bedacht nehmen muß. Man nahm an, daß das Aß das Symbol der Finanzen, als den Nerv des Kriegführens vorstelle, und in der That war es bey den Römern der Nahme einer Münze, wodurch das gesammte Gut eines Bürgers ausgedrückt wurde. Diese letzteren Notizen fand ich in den Etrennes literaires (Vienne 1816) des musenbegabten würdigen Abbé Libert.

peter, Narren, sogar Bartscherer, Jäger und Hunde und dergleichen sind darauf zu schauen.

Die ältern Spielkarten waren meistens von Papier. Nur meistens? Ja wohl! denn es gab deren von Elfenbeintäfelchen, und sogar vom Leder. Wenigstens spielten bey der Eroberung von Florida die Soldaten mit ledernen Karten. Die Chinesen nahmen Baumwollenpapier dazu, was sie erfunden hatten und man in dem ewig cultivirt gepriesenen Europa noch gar nicht kannte, eben so die Araber. Man klebte mehrere Bogen zusammen, wie noch jetzt *), woher denn auch der Nahme Karten entstanden seyn mag.

Sehen wir nun, in welchem europäischen Lande die Spielkarten zuerst bekannt waren! Hierüber ist ein ewiger Zank mit den allergelehrtesten Waffen von beyden Seiten, und die Deutschthümler machen es dabey fast eben so arg, als die Holländer mit ihrem Lorenz Coster, die zum wahren Gelächter der Welt fortfahren, diesem die Erfindung der Buchdruckerkunst zuzuschreiben, woran sich unsere Leser aus den am 10. July 1823 zu Harlem, Rotterdam, Dortrecht u. s. w. gehaltenen Feyerlichkeiten noch erinnern werden. Die Spielkarten betreffend, so ist so viel ausgemacht, daß in unserm Welttheile entweder die Italiener oder die Deutschen sie zuerst gekannt haben. Aber dieses: »Entweder," und, »Oder" ist hier eine wichtige causa questionis. Nun sollte man aber glauben, es handle sich bey dieser Priorität wenigstens um einen Zeitraum von mehreren Jahrzehenden; unterdeß die ganze

---

*) Aber warum schöpft man denn nicht den Zeug in den Papiermühlen bis zu dem nöthigen Corpus? Die wucherische Pfuscherey der Kartenmacher wird dann aufhören, die da zwey dünne Bogen zusammen pappen, so daß die Karten ordentlich transparent sind, und aller nöthigen Steifheit entbehren.

Differenz nicht mehr als einige Monathe beträgt. In Italien im Jahre 1299; in Deutschland im Jahre 1300. Beyde Momente verfließen in einander so, das es kaum möglich seyn wird, das wahre Factische fest zu stellen. Die meisten völlig neutralen Forscher vereinigen sich aber dennoch für Italien; es mögen nun auf der andern Seite noch so viele mit den gelehrtesten Ausrüstungen versehene Ultra-Deutsche auftreten, was an und für sich recht löblich ist, aber in geschichtlichen Angelegenheiten nichts gelten kann.

Die Italiener fanden außerordentlich viel Geschmack an der angenehmen Zeittödtung durch das Kartenspiel, so, daß sie oft die wichtigsten Dienge darüber vernachläßigten. Es läßt sich daher leichtlich begreifen, daß die Geistlichkeit manches Aergerniß daran nahm. Hier und da wurde selbst von den Kanzeln dagegen gedonnert, mit und ohne Erfolg. Zu Bologna stellte sich der nachmahls heilige Bernhardin auf die Stiege der St. Petrinkirche, und hielt den Bolognesern eine so eindringliche Lection, daß sie nach Hause liefen, ihre Karten hohlten, und sie alsogleich den Flammen opferten. Zu Venedig, Padua, und in andern italienischen Städten lebten viele Kartenmahler; in Ferrara machte man die schönsten. Es entstanden zahlreiche Kartenniederlagen, und es bildete sich ein nahmhafter Verkehr.

Späterhin, wie die Deutschen als mächtige Nebenbuhler auftraten, hatten die italienischen Kartenmacher und Händler Ursache, sich zu beschweren, thaten es, richteten aber nichts aus. In Oberitalien wurde am häufigsten gespielt; daher gingen viele Verbothe dagegen aus.

In Venedig befindet sich noch jetzt in den Händen der Familie oder Erben des Grafen Hieronymus Durazzo eine gedruckte Spielkarte, deren Zeichnung ohne alles Bedenken dem Jacabello del Fiore zugeschrieben wird. Und dieser

Jacabello del Fiore blühte als berühmter Mahler bereits Anfangs des fünfzehnten Jahrhunderts! Ich habe eine getreue Copie dieser Karten selbst gesehen; der Marchese Malespina, dem ich meine fünf prächtigen Xylographen verkaufte, hat sie mir gezeigt, sie für das Original ausgebend.

Wenn es uns um Parteylosigkeit Ernst ist, können wir nicht umhin, zuzugeben, daß die Spielkarten früher zu den Deutschen gelangt sind; hingegen muß anerkannt werden, daß die Deutschen wieder um die Verfertigung der Spielkarten und deren äußere Vervollkommnung offenbare Verdienste haben, wie bey den meisten technischen Dingen, wo sie als Erfinder und Verbesserer zugleich glänzen. Nähmlich die Kunst (das heißt in Europa) Karten zu drucken *), ist eine deutsche Erfindung, gemacht zwischen den Jahren 1350 und 1360. Dabey blieb es nicht stehen, denn allerhand Veränderungen und Verschönerungen nahmen die Deutschen noch mit den Karten vor. Unter verschiedenen Figuren sind auch die Schellen, Eicheln, Herz, Grün, der Ober und Unter, (von verschiedenen deutschen Spielen war z. B. im Solo, unter dem Nahmen des kleinen und großen Wenzels bekannt,) so wie das Landknechtsspiel deutscher Erfindung.

Der ganz eigene Reitz des Kartenspiels erzeugte auch bey unsern Landsleuten jene Leidenschaft dafür, die seitdem

*) Hier ist zwar nur von Spielkarten die Rede, es ist aber dabey nicht zu übersehen; daß man auch schon auf dem Puncte war, geographische Karten zu drucken. Der hochverdiente Leipziger Buchdrucker Breitkopf hatte schon viele versprechende Versuche gemacht (den glänzendsten aber nach ihm der berühmte Buchdrucker Haas in Basel), Breitkopf ward aber durch den Tod am Weitern verhindert. So wurde ihm die Kränkung erspart, seine Erfindung durch das jetzige Schooßkind, die Lithographie, entbehrlich gemacht zu sehen.

eher zu- als abgenommen hat, und wobey nur der Unterschied Statt findet, daß das Kartenspielen jetzt fast eben so protegirt zu werden scheint, als es Anfangs durch die Obrigkeiten beschränkt und förmlich verpönt wurde. Letzteres geschah zu Nürnberg, Ulm, Augsburg und in vielen andern deutschen Städten. In Nördlingen sperrte man die Leute gar ein, wenn sie beym Kartenspiele ertappt wurden. So lautet es da in einem alten Gerichtsbuche von Jahre 1416: »Kunz bin dem Büttel vor dreyen Gefangenen, die man im Markt fing, der einer gekart und der andere mit Hölzlin gespielt." Derley Strafen erfolgten häufig; zuweilen durfte nur an gewissen Plätzen gespielt werden. Die Magistratspersonen aber, von denen diese Gesetze ausgegangen waren, hatten sich die Freyheit genommen, sich davon zu dispensiren; diese weltlichen Herren spielten, aber die geistlichen durften nicht spielen. Ordentliche bürgerliche Kartenmacher kamen zu Nürnberg schon im Jahre 1418 vor. Ueber das deutsche Commerz mit Spielkarten enthält eine gewisse geschriebene Chronik von Ulm, die der vielverdiente Heineken *) daselbst vorfand, diese Stelle: Die Spielkarten leglenweis in Italien, Sicilien auch über Meer geschickt, wurden gegen Spezerey und andere Waaren verstochen, woraus die Menge der Kartenmahler, so sich hier aufgehalten, abzunehmen ist.

Einen förmlichen Kreuzzug gegen das Kartenspiel und Kartenspielen unternahm der heilige Capistran bey seinen gottesdienstlichen Wanderungen durch Deutschland. Während seines Aufenthaltes zu Nürnberg im Jahre 1452 pre-

*) Wie hoch muß man nicht seine vollwichtigen Nachrichten 2c. seine Idée generale etc. respectiren, dann sein Dictionaire des artistes, wovon das Manuscript der Fortsetzung und Beendigung noch immer todt auf der Dresdner Bibliothek liegt, der doch ein Ebert mit vorstand.

digte er wie in Italien Bernhardin, mit der ihm eigenen energischen Salbung und dem besten Erfolg. Eine alte Chronik erzählt darüber Folgendes: »Und an Sant Lorenztag, da verprannt er auf dem Markt nach der predig, die lateinisch predig *) wäret pey drei stunden lxxvj (76) schliten, vnd drei tausend vj (3006) und xl (11) spielpret, und war dann vil tausend würfel, und Karten spiel an Zal. Vnd es ward ein groß Fewer. Vnd hat ein grawsamen ploben rauch vnd gestalt vnd dar vor weiset er Sant Bernhartdin heiligtu. Sein weiß Tuch vnd sein paretel, vnd macht pey c (100) menschen gesunt an Lemung vnd an Gesicht u. s. w." Von diesem erbaulichen Autodafé existirt ein schöner Holzschnitt, unter welchem nachstehende Schrift angebracht ist: »Anno 1452 sind auf eines Cardinals, Nahmens Capistran Predigt, die er allhier in Nürnberg unter freyem Himmel vor unserer Frauen Capellen gethat hat, 76 Schlitten, 2640 Bretspiele, 40,000 (!) Würfel und ein großer Haufen Kartenspiele, wie auch unterschiedliche Geschmeide, und anderes so zur Hoffarth dienlich auf dem Markte öffentlich verbrannt worden. — So amtirte Capistran auf seinen Wanderungen in mehreren deutschen Städten, nahmentlich in Bamberg, Erfurt, Halle, Leipzig, Breslau, und nahm auch unser ehrsames Wien kräftiglich mit, was Allen bekannt ist, und den spiellustigen Wienern durch die noch vorhandene Kanzel an der Stephanskirche, von welcher herab der Mann Gottes seine Blitze schleuderte, zur alltäglichen Erinnerung dienen kann. Der wackere Capistran hatte auch in seinem Aeußeren manch Aehnliches mit einem berühmten Kanzelredner unserer Tage; wenigstens

*) Capistran predigte nur in lateinischer Sprache, und ließ seine Worte durch einen Kundigen dem Volke verdollmetschen. Wie kraftvoll muß er nicht geprediget haben, da selbst die Uebersetzung noch von solcher Wirkung auf die Zuhörer war?

schildert ihn ein Zeitgenosse also: »Diesen man haben wir zu Nürnberg gesehen, 65 iar alt, kleins, magers dürrs außgeschöpfts allein von hawt, (nichts als Haut) gederre und Gepein zusammengesetztes leibs. Doch fröhlich vnd in Arbeit stark alle Tag on vnderlaß predigende, vnd hoch und tieffe materie fürrende.“ Das ist wohl ein Bild so voll Einfalt und Leben und Anschaulichkeit!

Die Franzosen spielten und spielen gern Karten; aber von 1341 zeigt sich bey ihnen keine Spur davon; diese befindet sich in einem altfränkischen Roman: Remart le contrefait, welcher um diese Zeit geschrieben worden. Das 95. Blatt enthält eine Stelle, in welcher bey den gemeinnützigen Weibspersonen das Würfel-, Bret- und Kartenspiel gerügt wird.

Wie sich der französische König gegen das Ende des 14. Jahrhunderts der Karten bedient, steht schon oben angemerkt. Hieher gehöret aber noch, daß sich dieses Spiel unter seinen Hofleuten schnell verbreitet haben muß, da man sich dessen häufig schon sprichwörtlich bediente. Auch Ludwig XI, Durandarte in der bezauberten Höhle that dieß, wie unter andern eine Note in des Verfassers von Wawerley: Quentin Durward deutsch von Math. Müller zeigt, 1. Thl., S. 208.

Merkwürdig bleibt dabey immer, daß, während in andern Ländern das Kartenspiel verbothen oder wenigstens beschränkt wurde, dieß in Frankreich nicht geschah, obgleich fast alle anderen Spiele untersagt wurden. Erst 1397 erfolgte von Seite der Pariser Propstey ein solches Verboth, welches zugleich ein Signal war, von den Kanzeln dagegen zu predigen. Im Jahre 1392 kommt bey den Franzosen das deutsche Landsknechtspiel unter dem Nahmen Lansquenet vor, welches sich bis zu Molieres und Regnards Zeit erhielt. Das Piquetspiel kam im Jahre 1430 auf. Das

Patroniren der Spielkarten schreibt man einem Pariser, Nahmens La Hire zu. Es ist dieses Patroniren aber an und für sich nicht als eine französische Erfindung anzusehen, da die Deutschen schon im achten Jahrhunderte durch ausgeschnittene Bleche mahlten, welches Verfahren späterhin häufig bey den Chorbüchern angewendet wurde.

Angenommen, daß die Araber das Kartenspiel nach Europa gebracht: sollte man nicht vielleicht glauben, es müsse zuerst in Spanien Wurzel gefaßt haben? Breitkopf behauptet das auch, allein Beweis ist doch kein älterer, als vom Jahre 1332 da! Von dieser Zeit an kamen die Spielkarten mehrmahls in Edicten vor. Bey den andern Völkern gibt es wenige oder gar keine nennenswerthen Spuren.

Zum Schlusse nur noch die Frage, wichtiger wohl als sie scheinen mag! Könnten nicht die Zigeuner, dieß uralte indische Volk die Spielkarten aufgebracht, und in Asien verbreitet haben?? — Man kennt die Wahrsagerey dieser Nomaden; die Karten hießen bey den Italiänern Anfangs Naibi, bey den Spaniern und Portugiesen Naipes, und dieß Wort bedeutet im Orientalischen: Voraussagung, Wahrsagen. — Die Sache scheint in mehrfacher Hinsicht der Untersuchung werth; aber wer wird sie anstellen?

Vom Fabelhelden Faust.

Hat dieser Schwarzkünstler wirklich existirt? Welche Bewandtniß hat es mit seinen Wundergeschichten? Und ist dieser Faust, und der berühmte Buchdrucker eine und dieselbe Person? — Das sind Fragen, die wohl um so weniger gleichgültig seyn können, als der Magier Faust in den redenden und schönen Künsten so mannigfach gepflegt wurde, und die öffentliche Theilnahme so vielfältig beschäftigt.

Wir wollen zuerst die dritte Frage vornehmen, die am kürzesten und entscheidendsten zu beantworten ist. Eigentlich zwar sollte sie gar nicht in Anregung kommen, denn ein einziger chronologischer Blick weiset aus, daß der typographische Faust wenigstens 70 Jahre vor dem necromantischen gelebt hat, und also mit diesem vernünftiger Weise nicht verwechselt werden kann. Unterdessen hat diese Identisirung gleichwohl ihren guten Grund. Denn die Mönche, zum Theil vom Bücherabschreiben lebend, und sich in diesem Erwerb durch die Erfindung der Buchdruckerkunst nicht wenig beeinträchtigt sehend, rächten sich dafür, indem sie den Magier Faust mit dem gleichnahmigen Buchdrucker identisch machten, um diesen in den Geruch oder vielmehr Gestank eines Hexenmeisters zu bringen, und ihm sonach ein Brandmahl aufzudrücken.

Aus diesem Umstande den Beweis zu folgern, daß der Schwarzkünstler Faust wirklich existirt habe, würde man gar nicht nöthig haben, weil es an vielen andern und gewichtigen Belegen nicht fehlt, Zwar übergehen ein Sleidan, ein de Thou und manche andere Quellenschriftsteller unsern Helden fast ganz mit Stillschweigen; hingegen finden sich zahlreiche, glaubwürdige und mehr oder weniger übereinstimmende Nachrichten über ihn bey Autoren, wie Martius, Conrad Geßner, Phil. Melanchton, so wie in Citaten in mehreren von diesem Faust eigens handelnden Schriften, deren Literatur wir weiter unten nahmhaft machen wollen. Das Datum seiner Geburt läßt sich inzwischen eben so wenig genau ausmitteln, als man die Zeitpuncte seiner verschiedenen Abenteuer und Heldenthaten mit Sicherheit bestimmen kann; doch ist gewiß, daß seine Laufbahn, wie jene Luthers und Melanchtons, zwischen die Jahre 1483 und 1560 fällt. Was sein Vaterland betrifft, so nehmen Einige Schwaben und insbesondere das

Herzogthum Würtemberg, Andere die Mark Brandenburg an, oder Meißen oder Thüringen; nach einem eigenhändigen Aufsatze Faust's soll er im Fürstenthume Anhalt das Licht der Welt erblickt haben. Und hierin kömmt man auch am meisten überein. Als Geburtsort wird zwar der Marktflecken Sandwebel oder die Stadt Soltenwebel im Anhaltischen angegeben; allein man hat alle Ursache, mit Martius das Städtchen Kundlingen in Schwaben, späterhin Küstlingen genannt, dafür zu halten.

Faust's Aeltern waren unbemittelte Bauersleute. Als sie des Knaben ungemeine Geistesgaben wahrnahmen, überließen sie ihn seinem Oheime, der, ein sehr begüterter Mann, zu Wittenberg in Sachsen lebte. Dieser liebte seinen jungen Vetter so sehr, daß er ihn an Kindes Statt annahm und alle mögliche Sorgfalt auf seine Erziehung verwendete. Der Jüngling machte außerordentliche Fortschritte in allen Lehrgegenständen, und besuchte endlich die damahls eben emporblühende Wittenberger Universität, um sich der Theologie zu widmen. Aber sein rastloser Hang zu geheimen Künsten und verbothenen Wissenschaften ließ ihn wenig Geschmack an dieser Facultät finden; doch pflegte er die Philosophie des Aristoteles und die Naturlehre mit vielem Eifer, und studirte überhaupt mit so lohnendem Erfolge, daß er bald die Würde eines Doctors der Philosophie und eines Magisters der freyen Künste erhielt. Nun ging sein einziges Trachten dahin, auch Magister der magischen Künste zu werden, welche damahls auf mehreren Lehranstalten öffentlich vorgetragen wurden. Alchemie, Astrologie, Geister- und Teufelsbannerey, Chiromantie, Nativitätstellerey und derley Künste waren in jener Zeit an der Tagesordnung; wer sich darauf verstand, galt bey der abergläubischen kurzsichtigen Menge für einen weisen Mann. Die Schriften eines Zoroaster, Empedocles, Lullius, Albertus Magnus,

Tritheim, Agrippa, Paracelsus ꝛc. waren die Quellen dieser chimärischen Weisheit. Faust, den ein unwiderstehlicher Hang nach Ruhm und Reichthümern trieb, verband mit dem Studium der magischen Künste auch das der Medicin, drang mit seinem großen Talente überall ein, und erhielt gar bald auch die medicinische Doctorswürde.

In dem letzten Decennium des fünfzehnten Jahrhunderts hielt sich Faust zu Ingolstadt auf. Hier vervollkommnete er seine astrologischen Einsichten und machte sie zu Prophezeyungen von politischen Dingen geltend. Diese Wissenschaft schien ihm aber für seine ökonomischen Zwecke zu unfruchtbar, und er wendete sich, um sich in der natürlichen Magie noch mehr auszubilden, nach Krakau, woselbst sie öffentlich vorgetragen wurde. Als er sich hinlänglich eingeweiht wähnte, ergriff er die Rolle eines reisenden Scholasticus, welche um jene Zeit als Geheimnißkrämer, Marktschreyer, Quacksalber, Hexenmeister, Taschenspieler ꝛc. umherstreiften. Also zog Faust als Landfahrer auf Abenteuer aus, um aus seinen geheimen Künsten den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, und anticipirte den Charakter eines Schröpfer, Gaßner und Cagliostro mit einer Gewandtheit, die ihm, bey der damahligen Verfinsterung und Uncultur gar bald den Nahmen eines großen Mannes verschaffen mußte.

Um diese Zeit starb Faust's reicher Oheim zu Wittenberg. Der Vetter war sein Erbe. Im Besitze eines ansehnlichen Vermögens überließ er sich jedoch allen Arten von Ausschweifungen, und es währte nicht lange, so war er wieder in demselben unbemittelten Zustande, wie vorher. Was war nun zu thun, um die gewohnte wüste und liederliche Lebensart fortsezen zu können? Schon längst hatte Faust den Wunsch genährt, mit Geistern in Verbindung zu treten; und nun verfiel er auf den Einfall, einen Dämon zu citiren, der seinem Bedürfniß sowohl Glücksgüter verschaffen, als

seiner Wißgier in Ansehung unsichtbarer Mächte Genüge leisten solle. Dazu gesellte sich noch sein Durst nach Kenntnissen überhaupt, den er trotz seiner erfolgreichen Studien in den meisten wissenschaftlichen Zweigen nicht hatte befriedigen können; und so warf er sich nun mit der ganzen Kraft der Begeisterung auf die Untersuchung der Mittel, seinen Dämon herbey zu bannen.

Tag und Nacht vertiefte er sich in eine Unzahl mystischer und magischer Schriften, und machte mit Beschwörungsformeln Versuche auf Versuche, die natürlich alle fruchtlos blieben, bis ihm endlich, da er an Geist und Körper beynahe erschöpft war, Visionen zu Theil wurden, die er für wirkliche Erscheinungen hielt, und er ganz in diesem Sinne den großen vielverrufenen Bannungsact im Spessartwalde ausführte. In dieser beklagenswerthen Selbsttäuschung einer zerrütteten Einbildungskraft verabredete er mit seinem Dämon eine Zusammenkunft für den folgenden Tag in seinem Wohnzimmer, die denn auch, wie uns Dichter und Mahler schildern, vor sich ging und mit einem Contracte auf 24 Jahre endigte. Sofort erhielt Faust auch den wohlbekannten Mephistopheles zum dienstbaren Gefährten, und nahm als Famulus Christoph Wagner, einen liederlichen Predigerssohn aus Wasserburg zu sich, den er schon früher in allerley Zaubereyen unterrichtet hatte.

Der Trieb nach wissenschaftlichen und höheren Aufschlüssen und Erkenntnissen mußte bey Faust dennoch nur eine Nebensache gewesen seyn, weil er all die Befugnisse seines diabolischen Bündnisses bloß zum Behufe sinnlicher Schwelgereyen und übermüthiger Anforderungen machte, unter welch letztere auch das Stückchen gehört, daß er von seinem Dämon verlangte, während des schnellsten Fahrens vor ihm den Weg zu pflastern, und in demselben Augenblicke hierzu das Pflaster rückwärts wieder aufzureißen. Dem

raffinirtesten Sinnenkitzel in jeder Hinsicht weidlich fröhnend, durchzog Faust einen guten Theil von Europa, und setzte das löbliche Publicum sowohl durch seinen Aufwand, als durch seine Zauberexperimente allenthalben in nicht geringes Erstaunen. Es versteht sich von selbst, daß sich die ganze Reihe derselben auf die natürlichste Weise erklären läßt, obgleich er gegen einen Philadelphia, Enslin, Mälzel ꝛc. sicherlich sehr weit zurück stand, denn sein Ruf konnte sich nur auf die allgemeine Unwissenheit gründen.

Wir übergehen hier billiger Weise seine Luftfahrten, Teufelsjagden, Geistercitationen (deren er sogar mit Kaiser Max I. gehabt haben soll), Wundercuren, Wassertretereyen und Taschenspielerkünste mancherley Art, und halten uns bloß bey dem famösen Stückchen auf, welches er in Auerbachs Keller zu Leipzig gespielt hat, weil sich davon noch ein Paar Monumente erhalten haben. Es ist nähmlich in der großen Trinkstube dieses wohlbekannten Kellers das Bild eines auf einem Weinfaße reitenden Mannes zu sehen mit der Inschrift:

Herr Doctor Faust zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist,
Auf einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehen viel Menschenkind.
Hats durch subtile Kunst gethan,
Des Teufels Lohn empfangen daran.

Bild und Inschrift sind, nach des Leipziger Stadtchronisten Vogel im Jahre 1636 renovirt. Dann befindet sich in derselben Trinkstube ein zweytes ebenfalls auf Holz gemahltes Bild, eine Gasterey vorstellend, wobey Faust mit seinen Cumpanen das eroberte Weinfaß ausleert. Die dabey angebrachte Inschrift Vive, bibe ꝛc. ist aber größten Theils schon verwischt. Die Veranlassung dazu soll folgende gewesen seyn: Einige Schröter, in Leipzig Weißkittel, in

Wien Faßzieher genannt, strengten sich vergebens an, ein großes schweres Faß Wein aus diesem Keller herauf zu schaffen. Faust kommt dazu; er sieht mitleidig die unbehülflichen Leute, und mittelst eines mechanischen Kunstgriffes bringt er ganz leicht das Werk allein zu Stande, was nun gleich wieder für eine Wirkung des Teufels angesehen wurde. Uebrigens kann das Bild des Mannes auf dem Faße wohl eben so gut ein Bacchus seyn sollen. Bemerkenswerth ist hiebey noch, daß der jeweilige Uebernehmer des Kellers noch vor Kurzem sich verpflichten mußte, diese Bilder und Inschriften in gutem Stande zu erhalten, und daher auch 300 Thaler bey dem Besitzer des Hofes als Unterpfand zu erlegen hatte. Das Abenteuer soll im Jahre 1525 vorgefallen seyn. Faust's Schelmenstücke in Dresden, in Wien (wo er einen Freyherrn von Hardt beym Pferdehandel angeführt haben soll), in Gotha, Braunschweig, Goslar, Salzburg u. s. w., gehören sämmtlich in die Classe der Taschenspielerey.

Unter solcherley Umtrieben verrannen die contrahirten 24 Jahre, und es hatte mit der Herrlichkeit ein Ende. Daß die Legende Fausten vom Satan hohlen und jämmerlich umkommen läßt, ist in der Ordnung. Inzwischen kommen factische Nachrichten dahin überein, daß man Faust eines Morgens todt im Bette antraf. Der Kopf soll zerschmettert gewesen seyn, und es bleibt nach mancherley Aussagen höchst wahrscheinlich, daß sich der unglückliche Wüstling aus Lebensüberdruß entleibt habe. Der Ort dieser Catastrophe soll ein Dorf im Würtembergischen gewesen seyn; nach Andern, z. B. nach Martius starb er in seinem Geburtsorte Küstlingen, eines ganz natürlichen Todes. Sonst wird erzählt, Faust sey in dem Pfarrdorfe Prata, nahe bey Wittenberg, auf gewaltsame Weise ums Leben gekommen, worüber Neumann eine ganz annehmbare Aufklärung gibt. Als

nähmlich im dreyßigjährigen Kriege nach Eroberung der Dessauer-Schanze der Feind zuerst in den chursächsischen Kreis eindrang, flüchtete sich Alles aus den Dörfern in das wohlbefestigte Wittenberg; nur der Richter zu Prate blieb standhaft in seiner Behausung, überzeugt, daß der Feind es nicht wagen werde, sie zu betreten, da der berüchtigte Hexenmeister Faust in selber vom Bösen umgekommen sey, wie solches die mit Teufelsblut bespritzten Wände noch bezeugen könnten. Der Feind vergaß seine Siege, verlor den Muth, und verschonte den Richter und sein Haus, weit entfernt, zu argwohnen, daß diese Wände mit Ochsenblut begossen seyn könnten, wie es denn auch wirklich der Fall war.

Faust also selbst war nicht mehr; aber ein Denkmahl hinterließ er, das noch lange Zeit bey der Leichtgläubigkeit im Ansehen stand. Es ist dieß sein famöser Höllen- und Geisterzwang, oder die Sammlung von Aufsätzen über die Kunst Geister zu citiren, welche er von seinem Famulus niederschreiben ließ. Mehr als eine Bibliothek rühmte sich noch geraume Zeit darnach, das Original dieses Werkes zu besitzen; und profane Beschauer glaubten um so williger daran, als sie das Opus in einem besonderen Kasten und mit Ketten angeschmiedet fanden. Verfasser dieser Notizen hat noch vor Kurzem in einer süddeutschen Klosterbibliothek diesen unwirschen Schatz in Ketten und Banden angetroffen, und sich versichern lassen, daß dieß das wahre Original sey. Was indeß diese Ketten und Banden anbetrifft, so hatten in früherer Zeit dieses Schicksal viele hundert der allerfrömmsten Bücher, und zwar aus dem einfachen Grunde, derley damahls höchst kostspielige Stücke vor den Anschlägen der Liebhaberey zu bewahren. Späterhin speculirte man mit eigens angefertigten Abschriften dieses Höllenzwangs; sie hatten eine Gattung taxirten Preises, und kosteten Anfangs 200 Thaler. Es bleibt übrigens be-

merkenswerth, daß noch vor 20 und etlichen Jahren im Intelligenzblatte der allgemeinen Literaturzeitung ein Exemplar dieses Manuscriptes ausgebothen wurde, und zwar unter dem Titel: „Doctor Faust's Original-Höllen- und aller andern Geisterzwang, nebst dem Tractat Salomonis, einen Dienstgeist in beliebiger Gestalt zu bekommen, mit der Clavicula Salomonis Rom MDX." Ort und Jahr sind zweifelsohne nur fingirt. Eben so falsch ist offenbar das Datum 1404 auf dem ohne Zweifel hundert Jahre später gedruckten Buche: Faust's Höllenzwang, oder der schwarze Rabe.

Nach der Nahmhaftmachung dieser Compilation, welche von Faust selbst herrühren soll, mögen hier die vorzüglicheren Schriften folgen, welche ihn und sein Leben betreffen.

Wiedmann (Georg Rud.), Historie von dem berühmten Schwarzkünstler Dr. Jo. Fausto. 4. Hamburg 1599. (Voraus gegangen waren noch 2 Ausgaben: Berlin 1587, und 4. Hamburg 1594.

Pfitzer (D. Joh. Nicol.), das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des viel berüchtigten Erz-Schwarzkünstlers D. Joh. Fausti, 8. Nürnberg 1681, neu gedruckt ebenda. 1711 und 1726, gleichfalls 8.

Neumann (M. J. Georg), disquisitio historiae de Fausto praestigiatore, vulgo von Doctor Faust, 4. Vitenb. 1683, neu aufgelegt ebendaselbst 1712 in 4.

Wagner (Christian), Leben des Schwarzkünstlers Doctor Johann Faust's, 8. Berlin 1712.

Rennarquer, über Doctor Faust's Leben. 4. Zwikau, (ohne Jahrz.)

Faust's (Dr. Johann), des durch die ganze Welt berufenen Erz-Schwarzkünstlers und Zauberers mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlicher Lebenswandel,

und mit Schrecken genommenes Ende. Aufs neue übersehen, in eine veliebte Kürze zusammengezogen, und allen vorsetzlichen Sündern, zu einer herzlichen Vermahnung und Warnung zum Drucke befördert von einem christlich Meinenden. 8. Frankfurt und Leipzig, (ohne Jahrzahl).

Untersuchung, historisch-critische über das Leben und die Thaten des als Schwarzkünstlers erschienenen Landfahrers Doctor Faust, als Cagliostro seiner Zeiten. gr. 8. Leipzig 1791.

Mittelbar beschäftigte sich mit Untersuchungen über den Magier Faust unter andern: Marlius: Collectanea locorum commun., dat. 1690; Thomasius disputatio de scholasticis vagantibus, Leipz. 1675; Görres in seiner bekannten Schrift über die deutschen Volksbücher; die noch immer fortgesetzte höllische Zauberbibliothek u. s. w. Auch die Zeitung für die elegante Welt hat, Jahrgang 1810 July, einen Aufsatz über Faust geliefert.

Vielfach ist bekanntlich von der Kunst die Legende des Magiers Faust benutzt worden, und wird es noch; für Bild und Wort und Sang gab er einen trefflichen Stoff ab, besonders auch für die gemeine Schaulust und Marionettentheater, wo er geraume Zeit als Primo uomo figurirte, bis Lessing zuerst ihn dramatisch zu höheren Ansichten auffaßte. Dieses unsterblichen Meisters Tendenz mag sich aus folgender Stelle kund geben:

Satan. Sag' an, du vierter Teufel, was hast du für Thaten gethan?

Teufel. Keine Thaten, aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller Jener Thaten zu Boden schlüge.

Satan. Der ist?

Teufel. Gott seinen Liebling zu rauben. Einen denkenden, einsamen Jüngling, ganz der Weisheit ergeben;

ganz nur für sie athmend, für sie empfindend; jeder Leidenschaft absagend, außer der einzigen für die Wahrheit; dir und uns allen gefährlich, wenn er einst Lehrer des Volkes würde — den ihm zu rauben, Satan!

Satan. Trefflich, herrlich! Und dein Entwurf?

Teufel. Sieh, ich knirsche; ich knirsche; ich habe keinen. Ich schlich von allen Seiten um seine Seele, aber ich fand keine Schwäche, bey der ich ihn fassen könnte!

Satan. Thor! hat er nicht Wißbegierde?

Teufel. Mehr als irgend ein Sterblicher!

Satan. So laß ihn nur mir über! Das ist genug zum Verderben.

Diese genügsam charakterisirende Stelle ist aus dem einen Fragmente Lessing's; sein zweyter Entwurf eines Trauerspiels Faust ist leider verloren gegangen. — Göthe's Faust ist hinlänglich bekannt. Des Dichters Bewunderer oder vielmehr Vergötterer sagen freylich, „er enthalte eine erschöpfte Welt an Bildern und Bedeutungen, ein physisches und philosophisches Panorama, und, keine Nation kann dagegen etwas Gleiches stellen;" während dessen, ehrlich gestanden, der Göthe'sche Faust, nur weit sinnlicher als der Lessing'sche gehalten, bloß ein Paar gewöhnliche Situationen aufstellend, selbst in der vermehrten Auflage doch immer noch Fragment bleibt. — Um wie genialischer und energischer ist dagegen Mahler Müllers Faust, ja selbst jener, den uns Schink und der tüchtige philosophische Klinger geliefert haben. Sonst sieht man noch einer dramatischen Bearbeitung Baggesens entgegen, und erinnert sich unter andern aus dem Gebiethe der Mahlerey an Schnorrs großes Bild.

Der Abenteurer Thurneisser.

Einer der unruhigsten Köpfe und größten Abenteurer ist der um die Ausbildung und den Betrieb der Buchdruckerkunst vielfach verdiente Leonhard Thurneisser. Er war zu Basel um das Jahr 1530 geboren, und von seinem Vater, einem Goldschmied, in der Kunst des Steinschneidens unterrichtet worden. Noch jung trat er in die Dienste eines Doctor Huber, der ihn zum Einsammeln der Kräuter und zur Bereitung von Medicamenten, wozu Thurneisser viel Geschick zeigte, verwendete. Diese Beschäftigung erweckte in ihm einen großen Hang zur Chemie, welcher ihn bey einem ungemein lebhaften Forschungsgeiste verleitete, ein glühender Anhänger des Theophrastus Paracelsus zu werden.

Häusliche Unannehmlichkeiten, als Folge seiner schon im 16. Lebensalter geschlossenen Verheirathung, veranlaßten ihn, sich 1548 aus seiner Vaterstadt zu entfernen. Ohne feste Beschäftigung, immer unstäten Sinnes durchstrich er Frankreich, England und den größten Theil Deutschlands. 1558 heirathete er zu Constanz zum zweyten Mahle, und schlug zu Tareng im obern Innthale seinen Wohnsitz auf. Hier widmete er sich auf eigene Faust dem Bergbau, und errichtete Schmelz- und Schwefelhütten. Durch seine Kenntnisse, und eben so geniale als rastlose Thätigkeit, ward er vortheilhaft dem Erzherzoge Ferdinand bekannt, und machte auf Befehl dieses liebens- und ehrenwerthen Prinzen 1560 eine wissenschaftliche Reise nach Schottland. Das Jahr darauf trieb es Thurneisser weiter um. Nachdem er Spanien und Portugal durchzogen, ging er nach Afrika und Asien, und reiste über Griechenland, Italien und Ungarn zurück. Sein ausgebreiteter Ruf bestimmte den Herzog ihn nach Böhmen und Ungarn zur Untersuchung der Bergwerke zu

senden. Eitelkeit, Anmaßung und Verschwendung brachten den Liebling in Ungnade. Er durchwanderte 1568 Niederdeutschland, und verweilte noch zwey Jahre zu Frankfurt an der Oder. Der Churfürst Johann Georg von Brandenburg, der schon längst gewünscht hatte, diesen famösen Wundermann näher kennen zu lernen, lud ihn zu sich, und fand sich in seinen Erwartungen vollkommen befriediget, da Thurneisser auch in der Goldmacherkunst, und andern derley geheimen Kenntnissen bewandert war, die unter die Lieblingsgegenstände dieses Fürsten gehörten. Johann Georg wendete Alles auf, diesen Goldmann an sein Interesse zu ketten. Thurneisser erhielt einen sehr ansehnlichen Gehalt, und ein weitläufiges Gebäude, um daselbst sein Laboratorium und eine Buchdruckerey einzurichten. Nun war der ruhm- und unternehmungssüchtige Speculant in seiner Sphäre. Vorzüglich ließ er sich die Druckerey angelegen seyn. Er schrieb selbst Manches für den Druck, zog Literatoren und Künstler aus andern Gegenden an sich, und vergrößerte das Personale seiner Officin bald auf 200 Individuen. Thurneisser machte jetzt großen Staat, lebte in Glanz und Ueberfluß, und fuhr kostbar gekleidet mit vier Pferden einher. Durch seine medicinischen Schriften und viele glückliche Curen, vornähmlich aber durch seine die äußere Schönheit erhaltenden und erhöhenden Geheimnisse, vergrößerte er seinen Ruf außerordentlich.

Doch, mitten in diesen Glücksumständen fiel es ihm plötzlich ein, nach Basel zurückzukehren. Vergebens wendete der Fürst Bitten und Vorstellungen an, ihn abzuhalten. In seiner Vaterstadt kaum angelangt, gerieth Thurneisser wegen seines früheren Benehmens, überhaupt wegen Entfernung von seiner ersten noch lebenden Frau, seiner zweyten Heirath und andern erheblichen Ursachen in einen Prozeß, der ihm sein ganzes Vermögen wegfraß. Er floh 1584

nach Italien, und lebte einige Zeit zu Rom. Sein voraus-gegangener Ruf schien ihn auch in diesem Lande wieder zu begünstigen. Nahmentlich war ihm die Aufmerksamkeit des nachmahligen Großherzoges von Florenz, Franz von Medicis, in dessen Gegenwart er jenen eisernen Nagel in Gold verwandelte, welcher jetzt noch in Florenz gezeigt wird. Von Thurneissers weitern Umständen weiß man nur, daß er 1591 sich zu Cöln aufhielt, und daselbst zwischen 1595 und 1596 sein vielbewegtes Leben beschloß.

Marquise du Deffand.

Zu der im Allgemeinen geringen, in Ansehung Frankreichs aber bedeutenden Anzahl derjenigen Frauen, die, wie eine Ninon de L'Enclos, eine Helvetius, Geoffrin, durch Geist, Anmuth und Talente einen Kreis der begabtesten Künstler und Schriftsteller um sich versammelten, gehört auch die Marquise du Deffand. Dieß war ihr ehelicher Nahme, ihr Familiennahme hieß Marie de Vichy Gemeond. Von ihrem Gemahl trennte sie sich, nachdem ihr durch den Hintritt ihrer Großmutter eine Rente von 4000 Livers geworden war. Sie hatte einen wahren tiefen Sinn für Freundschaft, den sie in ihrem Verhältnisse mit dem Präsidenten Henault bewährte, das ungestört bis an seinen Tod, der 1770 erfolgte, dauerte. Der Glanz eines üppigen Hofes war nicht geeignet, sie für immer an die Hauptstadt zu fesseln; sie zog ihm den reizenden Aufenthalt bey der geistvollen Herzoginn Maine zu Sceaux vor, weil sie daselbst Gelegenheit hatte, mit Voltaire, Fontenelle, Lamotte, Polignac, der Madame Staal, Lambert und anderen durch Talente und Kenntnisse hervorragende Personen in nähere Beziehung zu kommen. Doch, die Marquise du

Deffand müßte kein Weib gewesen seyn, wenn sie nicht der angebornen Neigung zur Veränderung nachgegeben, und daher nicht wieder nach einiger Zeit in die Hauptstadt gezogen wäre. Je mehr sie mit den besten Köpfen in Berührung kam, desto lebhafter fand sie sich angeregt, einen Mittelpunct zu bilden, sie im geselligen Verein um sich zu versammeln. Bald war ihr Haus selbst dieser Sammelplatz, wo sich die berühmtesten Schriftsteller der Heimath und des Auslandes gemeinschaftlich einfanden. Diese Zirkel, in denen die heitere Wirthinn durch Anmuth, Verstand, Geist und Witz bezauberte, verschönerten Diderot, Henault, Choiseul, Montesquieu, Hume, Walpole, Madame Duchatelet, die Herzoginnen von Grammont und Chaulnes. Mit Walpole schloß sie einen engen zärtlichen Freundschaftsbund. Um das Jahr 1730 hatte diese liebenswürdige Frau das Unglück zu erblinden. Ein halbes Jahrhundert noch lebte sie in diesem, für eine solche Frau doppelt bedauernswerthen Zustande, den sie in ihren Briefen an Walpole d'Alembert und die berühmte Lespinasse auf eine unendlich rührende Weise schildert. Der 24. Sept. 1780 entzog sie den Genüssen und Schmerzen des irdischen Daseyns; sanft und kampflos war ihre Auflösung. Sie wurde in der Kirche St. Sulpice begraben.

Hypochondrische Einfälle über Originalität *).

„Genie beginnt, wo die Regel endet."
Reynold.

Zuerst Gedanke, dann Wort; wie der Gedanke, also der Ausdruck; das ist der natürliche Gang. Aber unsere Logiker lehren nach Worten denken, nicht nach Gedanken

*) Wohlgemerkt: hypochondrische! —

sich aussprechen. Dieses ist, was die Geister verkrüppelt, verzwängt, ent—originalisirt. Kotzebue macht sich lächerlich, wenn im hyperboräischen Esel Schlegeln lächerlich machen will, indem er den Genialisten sagen läßt: „Ich selbst bin Gott." Der originelle Schädel ist allezeit ein anscheinend kecker Wortschöpfer. Er macht sich die Ausdrücke, wie seine Ideen sie brauchen. Was geht ihn die Grammatik an? Er sucht keine Muster, verschmäht, ignorirt sie wenigstens, darum wird er selbst dazu. Wer hat den Homer, (wenn es nähmlich einen gab) dichten gelehrt? Homer! Aha! nicht einmahl Grundregeln kann es geben! Ein rechter Kopf macht Alles recht, ohne daß er sich mit Theorien und Theoretikern, Normalitäten rc. herumgebissen hat. Das Neologisiren kann also vernünftiger Weise, daß heißt, nicht schulgemäßer, getadelt, vielmehr muß es, wenns nicht eitle Coquetterie, gerühmt, respectirt werden, da es die Sprache bereichert, und hiermit wieder zum Ideenquell für solche wird, die da gewohnt sind, aus dieser Sprache Gedanken und Bilder zu schöpfen, folglich für die Majorität. Wie unsere aufgewiesene originellen Dichter grammaticalisch deutsch haben seyn können, ein Schiller (Göthe gehört nicht hierher) ein Sonnenberg, punctum, bleibt mir immer ein Räthsel, das sich anderseits bey unsern ausgewiesenen originellen classischen Prosaisten, Sturz, Böttiger rc. gefunden. Was kann es Gräulicheres geben, als einen Aufsatz streng nach der Grammatik geschulregelt!

Originellen Köpfen ist es allemahl schwerer, nach vorliegenden Materialien zu wirken, als ganz frey aus sich selbst zu schöpfen. Der lebendig treibende Geist muß fessellos seyn. So auch kümmert er sich um Vehikel und Formalitäten nicht. Ein Stück graues Papier von irgend einer Emballage, eine stumpfe Feder, verwässerte Dinte: das ist genug. Man haucht unbekümmert hin, ignorirt die Pe-

danterie der Rhetorik, und wird eben dadurch selber ein Rhetor. Was man aus sich selbst herausnimmt ist das Beste. Die Form der Gedanken, der Ausdruck ist da, ohne daß es nöthig war, zu suchen. Wer in Geistessachen sucht, findet immer Fremdes, nie das Eigene, und das Eigene soll da Fremdes, nicht das Fremde Eigenes werden. Der Mann von Stoff braucht keine Pensa, er gibt sich selbst auf, was ihm gefällt. Das wahrhaft Gute, Große, Schöne, Runde, Starke und Tüchtige ist immer aus dem freyschaffenden Geist entsprungen, nie aus vorgearbeiteten Materien. Deßhalb verunglückt jeder Historiker. Die Aufgabe lähmt, bindet, verschiebt und entstellt des Geistes Flug und Walten. — Ein Roman von Fouqué ist in diesem Sinne vollkommener als Müllers Schweizergeschichte; Sonnenbergs Weltende erhabener als die Messiade; die Apocalypse verführerischer denn das alte Testament (als historisches opus). Die Geschichte ohne immaginäre Behandlung wird nie Glück machen. Zum Unglück verträgt sie, obgleich conventionell entworfen, kein idealisches Tractament. Stellet d'Ohssons Prachtwerk oder Sonninis Arbeit neben dem idealischen Barthelemy. Mit diesem werdet ihr das alte Griechenland durchwandern, hingerissen, bezaubert, berauscht; er ist kein Topograph ꝛc., er ist bloß Barthelemy. So ist das Genie auch seine eigene Bibliothek. Es lieset um zu controlliren, weniger der Restauration halber. Es studirt nicht, Theorien am wenigsten. Es kann nur lehren befehlen, nicht lernen gehorchen. Jenes sucht es nicht, dieses kann es nicht. Die Norm der Schule an sich nothwendig und wohlthätig erstickt den fruchtbaren Keim des Genies, macht das hoch aufstrebende Element der stattlich kräftigen Eiche zum bodenkriechenden Strauchwerk. Je ne sais bêtes au monde pire, que l'ecolier, si ce n'est le pedant, exclamirt Lafontaine der Franzose. Von Natur aus ist Jeder ein Genie; mit den

Leibnitzischen Ideen ist's kein Spaß. Aber die Genies werden wie das enthengstete Kraftroß gezähmt, wie dieses dem ruhigen frommenden Werkeldienst der Gesellschaft nutzbar zu wuchern.

Schlegel's denkende Bestie, das französische Sprichwort eine Bestie wie ein Genie, verlacht man, weil es Gott sey Dank, an Zäunen und Zäumen nicht mangelt. Wie aber Mancher der Operation bey Zeiten entrinnt, bleibt es Genie, Original. Viele büßen da ein, rettend den Schatten noch, den man Talent nennt. Hieher klingt und paßt, was man in Abbé Galiani Correspondance inédite, die kürzlich erschienen ist, lieset. Dieser geistreiche Neapolitaner, der als Cameralist, als Philosoph und Sprachforscher wie als Weltmann gleiche Epoche gemacht hat, äußert sich über Erziehung etwas gar zu excentrisch, wie folgt: »Ich beweise, daß sie für Menschen und Thiere die nähmliche sey, und auf die zwey Puncte zurückführen lasse. Die Ungerechtigkeit ertragen (etwas phantastisch gesagt) und die Langeweile ausstehen lernen. Was läßt man das Pferd in der Reitbahn machen? Von Natur geht es Schritt, Trott, Galopp aber nur, wenn und wie es ihm gefällt. Jetzt lehrt man es, Gänge wider seinen Willen, wider seine Vernunft (!); man läßt sie zwey Stunden lang fortmachen. So gehts dem Knaben mit dem Latein, mit dem Griechischen. Ist er daran gewohnt, den Willen des Andern zu thun, alsdann ist er abgerichtet, gesellig. Er tritt in die Welt, achtet die Behörden, die Minister, die Könige. Er treibt seinen Beruf im Sessionszimmer, oder auf der Hauptwache, oder auf dem Schlosse; er gähnt, aber er hält aus und verdient sein Brot. Wenn er das nicht thut, taugt er nicht für die Ordnung der Gesellschaft. Mithin ist die Erziehung nichts anders, als das Ausmerzen der natürlichen Anlagen, um den gesellschaftlichen Pflichten Platz zu machen.

Wo sie Talente nicht beschneidet und ausmerzt, da bekommen wir den Dichter, den Mahler, den Lustigmacher, das Original, welches unterhält und Hungers stirbt. Man fing stets damit an, Menschen durch Strenge zu reinigen." So weit Galiani. Also die Natur zu zügeln, dazu ist die Kunst da. Das Genie zu bändigen, dazu hat man Schulen. In einer Elementarschule, sogenannten Normalschule sitzen lauter Vulcane, lauter Rebellen und Kraftsünder. Die muß man zähmen und zäumen, eh sie sich fühlen; es ist Recht und Schuldigkeit. Genies sind Excesse der Natur, und alle Excesse sind dem Wohl der bürgerlichen Gesellschaft gefährlich. Man zerstört sie, damit sie nicht zerstören; man macht sie unglücklich, auf daß sie nicht unglücklich werden. Das Original hat das glänzendste Privilegium, elend zu seyn. Wer es darob auslacht, ist ein Genie im Ungenie; wer es darob beneidet, ist schon ein Span eines Genies.

Während durch die Schulen dafür gesorgt wird, daß der Catalog der Originale und Genies nicht zu sehr anwachse, gewinnt zu Nutz und Frommen der Wohlanständigkeit, Sitte, Ordnung und Ruhe, wohl auch des emsigen Sammelns und kittigen Bauens die löbliche Zunft der Pedanten immerfort neue Mitglieder. Ein braver Bürger, Hausvater, Handwerker, Soldat, Beamter ꝛc. muß einen Anstrich von Pedanterie haben. Er soll und darf nichts Auffallendes, Eigenthümliches, Selbstständiges thun. Er muß mehr lassen als thun — die Form ist sein Wesen. Er ist Tabelle, Uhr. Un pedant n'est jamais lui, son merite est celui d'autrui, sagt, glaube ich, Chamfort. So ist's. Dieß sind aber die schätzbaren Leute, denen man Respect schuldig ist, und gerne zollt. Sie sind die festen Säulen der Staatseinrichtung, der Ordnung. Aber dem Hakfch weicht aus, der kein Staubfleckchen auf dem Kleide, keine Tabak- oder Tintenspur auf dem Jabot leidet, der seine Worte

streng schulgerecht drechselt, seine Uhr puncto 12 aufzieht, bey dem alles „Anders" Sünde und Hochverrath ist, der in selbstgefälliger Superiorität den bezopften Kürbiß schüttelt ꝛc.

Im freyen Geistesleben stiften Beyspiele, Vorbilder, Modelle mehr Schaden als Nutzen. Der echt schöpferische Zeugungskraft in sich fühlt, braucht weder bey Büchern oder in der Kunst, noch bey andern Potenzsachen ein Muster. Des Vorbildes Reize lenken den Geist von Ideen ab, schwächen die Integrität der Phantasie und das Original wird Copie. So arten selbstständige Geister aus, werden aus lichterschaffenden Göttern nebeltappende Affen. Ein mittelmäßiges Original ist mehr werth denn die täuschendste Nachahmung. Das Urchaos in der Schöpfungsnacht war größer und prächtiger, als die künstlichen Labyrinthe des Sonnentages. Wer nachahmt, prostituirt sich selbst. Jedermann ist ein Original, nur hat nicht Jedermann die Originalität sich sie abzufragen. Und das ist recht gut. — Was wäre aus Shakspeare geworden, hätte er einen Batteux gelesen? Die Theorien sind die wahren Eselsbrücken. Sie sollen erleichtern und leiten, und thun, indem sie das wollen, das Gegentheil: sie erschweren und verwirren nur. Wer die Regel verschmäht, ist der Rechte. Es wird dann Alles, ohne daß er es weiß, regelmäßig. Was sind denn auch alle Regeln, als Abstracte großer Muster, solcher Muster, welche von Geistern herrühren, die selbst noch keine hatten. „Wer die Gesetze macht, ist über die Gesetze erhoben" sagt der Verfasser der politisch- und literarischen Phantasie (Germanien MDCCCXVII). Ahmt nicht nach, so werdet ihr nachahmungswürdig. Ihr werdet es mit all eueren Fehlern, während der Regelritter kalt läßt und vergessen wird. Seyd in Idee und Pinsel eure eigenen Muster, und ihr werdet es Andern seyn.

So ists auch im Leben; je mehr Formen, Affiche und conventionelles Geregel, desto weniger Natur, Wahrheit und Schönheit. Je mehr Etiquette, desto weniger Ideen und Gefühle. Je mehr du, desto weniger ich. L'etiquette est l'esprit de ceux, qui n'en ont point übertreibt Valtaire. Richtiger sagt Chamfort: la loi est l'esprit de ceux qui n'en ont point, wenn dort esprit Geist und hier Verstand heißt.

Die Leute glätten und biegeln, feilen und regeln, passen und appliciren so viel und so lang an sich, bis das ganze Ich zum Teufel geht, und nichts übrig bleibt von der reinen Individualität, nichts Eigenes. Man gibt nichts, man nimmt nur immer und ewig auf, bis man sich selbst ganz eingebüßt Bankerott gemacht hat, und Keiner sich mehr erkennt.

In den höheren Ständen, im raffinirteren Leben ist das Formelle, conditio sine qua non. Im Mittelstand weniger, aber doch einiger Maßen; im Volke selbst fast gar nicht, und hier ist's, wo des genialen Wenzel Sternau Worte gelten mögen, daß, um zu gehen, die Füße nothwendiger sind, als die Schuhe.

Deßwegen ist auch eben hier im gemeinen Volke die beste Kraft noch versammelt und bewahrt. Und überall bekundet sie sich frey und tüchtig und selbstständig und herrlich. O könnte Dieser oder Jener nur schreiben! Man sähe Wunder! Diese Wiener-Fiaker, und Schusterjungen (eine gelehrte Abhandlung über gelehrte Schuster hat der gelehrte Gedicke schon geschrieben) und Wiener-Höckerweiber sind wahre Genies. Diese Nervosität der Gedanken, dieser Fond von Phantasie, diese Fülle von Bildern, von Ausdrücken und Wendungen, diese echte Originalität, diese kräftige Schlagfertigkeit des Witzes! Es ist einzig! Die Rabelais, die Swifte, die Rabener, die Lichtenberge sind. Stüm-

per, aufgekünstelt, aufgeschraubt, nirgend Natur und gesunde Stärke; aber da! Recipe: zwey Wiener Lohnkutscher, anderthalb Schusterbuben und etwas von einer »Fratschlerinn"; thue diesen Stoff zusammen in einen Topf, rühr es ein wenig durcheinander, und es ist fertig. Was ist fertig? Eine Jean-Pauliade comme il faut, oder vielmehr comme elle devroit être. O sehet! höret! staunet!! Es sind lauter Classiker. Indeß verba volant; es ist vorbey, verklungen. Die Pariser Dames de halle sind Quark gegen unsere Sieur de la place St. Michel gegen die Dames du Burgthor. Es fehlt uns nur an Vadé's (man kennt seine Oeuvres poissardes). Welch ein Zuwachs zum Sprachschatz! Alle Schätze stecken in der Jauche. Jene sogenannten Plebejer sind die moralischen Senkgruben, Düngerstoffe; aber man nützt sie nicht. Die Campe, Heinsius, Radloff, Jahn, kennen dieß Eldorado nicht. Ach! und könnte Dieser oder Jener nur schreiben! Oder wollte irgend ein Nicht-Plebejer nur aufschreiben! Doch Leute wie Ziska und Schottky werden vielleicht helfen und zu Ehren bringen! Im Pöbel allein webt und lebt, und treibt und waltet noch die rechte Originalität und Lebenspoesie und frische Freudigkeit. Bey den sogenannten Gebildeten ist Alles zur Prosa verwässert worden. Der Form opfert man das Wesen auf, dem Ton das Wort, dem Wort die Sache, der Sache den Zweck, dem Zwecke sich selber, dem Schein die Wahrheit, dem Kleid den Mann, dem Schönen das Gute, dem Leib die Seele u. s. w. Kurz Alles klebt oder flattert am leidigen Decorum; das ist einer von den vielen Flüchen der Verfeinerung, die einzige Quelle alles Unheils; das weiß Jedermann und liegt schon in dem, was ich oben gesagt. Das Wissen ohne Beherzigen ist aber schlechter als das Nichtwissen. Allein es rüste sich ein frommer, ritterlicher, markiger Philosoph, ein Lamm und Donnerer zugleich und trete auf.

einfältig wie Claudius und stark wie Werner und Stollberg. Was wird die Folge seyn? Er wird sich lächerlich machen. .... Sauve les apparence! Der Donnerer ist auf einmahl verschwunden, und Alles bleibt beym Alten.

Tout consiste dans la maniere
Et dans le gout;
C'est la façon de la faire
Qui fait tout. (Wo steht das?)

So ungerecht ist es, immer zu eifern und zu geifern gegen das, was man Paradoxien nennt, Exaltationen u. dgl. Das sind schöne gesunde Kinder der Originalität. Funkenbringer sind es, Geistspendende, Anreger, Lichtanzünder, elektrische Bewegungsstoffe von Werth, wenn sie anders an einen Menschen kommen, der sonst ein verständiger Mensch ist, wiewohl sie selbst aus dem Munde eines absoluten Narren was gelten. Das abgewogene Wort, die systematische nach Kirchen- und Weltgebothen abgeregelte Maxime die architectonische Methodik, das „so und nicht anders —" in Moral, Wissenschaft und Kunst: Alles das hat der Welt noch verdammt wenig gefrommt, wenigstens nicht so viel, als die gewissen verschrienen Ketzereyen. Die Menschenkinder mögen die Norm nicht, aus Eitelkeit, aus Widerspenstigkeit, oder aus Selbstgefühl; gleichviel. Es ist wie in der großen Natur; es gehört zum Wetter, daß es wettere. Man lernt mehr und lieber aus den Ausnahmen, als aus den Regeln. Jene schärfen das Nachdenken, wecken auf und bilden den unmündigen Geist. Diese lassen kalt, sie sind uns zu geläufig, gleichgültig geworden; man ist sie zu sehr gewohnt, wie das Vaterunser, man denkt und fühlt leider nichts mehr dabey. Durch Widerspruch werden die Kräfte kund; Streit der Meinungen führt die Wahrheit herbey. Ueberall Antagonismus. Wer's nicht glauben will, blättere im Gravitationsystem der moralischen Welt, der Titel eines Buches, das der geniale Buchholz gemacht hat.

Dabey ehret die ausgemittelten ehrwürdigen sanctionirten Grundwahrheiten, jene drey oder vier Sätze nähmlich, in denen die ganze Summe irdischer Weisheit liegt. Man kann auch im Leben originell und doch ein ehrlicher und guter Kerl seyn.

Beaumarchais.

Dieser Mann zieht durch sein Genie, durch seine Geisteserzeugnisse, wie durch die Kühnheit seiner Unternehmungen und den Wechsel seiner Schicksale, unsere Aufmerksamkeit mächtig auf sich. Er spielt in der Geschichte der Dichtkunst seiner Nation eine hervorragende Rolle; und was auch gegen ihn mit Recht einzuwenden seyn mag, so ist es doch entschieden, daß er sich durch den Barbier von Sevilla, durch Figaro und die Gesammtausgabe von Voltaires Schriften ein unvergängliches Gedächtniß gestiftet hat.

Peter Augustin Caron von Beaumarchais, ist geboren zu Paris den 24. Jänner 1732. Sein Vater, ein Uhrmacher, bestimmte ihn zu demselben Geschäfte; allein da Caron Talente zeigte, sollte er sich auch der Literatur und dem Studium der Mathematik und Mechanik widmen. Seine Fortschritte waren schwunghaft. In kurzer Zeit that er sich durch die Erfindung eines neuen Stoßwerkes hervor. Vergebens wurde ihm diese streitig gemacht; der Prozeß, der Akademie der Wissenschaften zur Entscheidung vorgelegt, schlug zu Beaumarchais Gunsten aus. Dieser Triumph war weit entfernt, ihm zu schmeicheln, vielmehr verstimmten ihn die damit verbundenen Reibungen. Er sagte sofort sich los von einem Wirkungskreise, seinem genialen Geiste ohnedieß nur allzu beschränkt, und warf sich auf das Studium der schönen Künste, vornähmlich auf die Musik, welcher er leidenschaftlich ergeben war.

Nicht lange, so glänzte er durch die anmuthigsten Compositionen, die er mit großer Meisterschaft auf der Harfe vortrug. Den Mechanismus dieses, jetzt sonderbar genug, so sehr zurückgesetzten Instrumentes, hatte er selbst vervollkommnet; er wetteiferte siegreich mit den anerkanntesten Virtuosen. Sein Ruf verbreitete sich bis zu den Stufen des Thrones. Ludwigs des XV. Töchter: Adelheid, Sophie und Victorie begehrten Beaumarchais Unterricht. Sein lebhafter Geist, seine Unterhaltungsgabe und feine Sitte, sprachen sie eben so wie sein musikalisches Talent an; sie fanden so viel Geschmack an ihm, daß er auch zu ihren Gesellschaften zugelassen wurde. Von diesem Augenblicke an war sein Glück gegründet. Er gelangte zu den vornehmsten und wichtigsten Verbindungen. Der Hofbanquier Duverney wurde sein Freund, und vereinigte sich mit ihm zu finanziellen Unternehmungen. So geschah es, daß Beaumarchais, noch nicht 35 Jahre alt, schon ein reicher Mann war. Allein sein Ehrgeitz dürstete nach höhern Bedeutungen; er bedurfte noch des Ruhmes, und suchte diesen im Felde der Literatur auf.

Mit einem lebhaften, originellen und satyrischen Geiste, mit einer fruchtbaren Phantasie und hoher Reitzbarkeit begabt, fühlte er sich berufen, für die Schaubühne zu dichten. Sein erstes Drama war (1767) Eugenia. Man hat Anfangs geglaubt, die Grundlage gehöre dem hinkenden Teufel des Lesage an. Dem ist aber nicht also. Das Stück basirt sich auf ein, der Schwester des Dichters in Madrid widerfahrenes Ereigniß, bey welcher er, was er in seiner Denkschrift gegen den Rath Gorzmann reitzend erzählt, selbst eine Hauptrolle gespielt hat. Wir erinnern uns an diesen Stoff durch Göthe's Trauerspiel Clavigo *).

*) Clavigo (Clavijo) kommt da ums Leben. Eine wahrhaft seltsame poetische Licenz, da er noch im Jahre 1806 lebte. Eine

Die außerordentliche Wärme und Wahrheit der Gefühle und der Situationen werden erklärbar, wenn man erwägt, daß der Dichter in der Wirklichkeit selbst darin verflochten war. Dieses Drama fand die glänzendste Aufnahme. Jedoch war dieß nicht der Fall bey einem neuen Schauspiele von Beaumarchais: „Die beyden Freunde, oder der Kaufmann von Lyon," welches 1770 gegeben wurde. Die Wirkung, welche das Stück hervorbrachte, lief sogar gegen die Absicht des Dichters, denn die Zuschauer lachten. Der Knoten dieses Stückes ist die Verlegenheit eines rechtlichen Mannes, der durch den Conflict ungünstiger Verhältnisse genöthiget wird, seine Zahlungen einzustellen. Ein Witzbold im Parterre rief: „Es ist hier die Rede von einem Bankerott, ich bin mit 20 Sous betheiligt." — An einem der Abende, da dieses Stück im Theater françois aufgeführet wurde, befand sich Beaumarchais im Operhause und äußerte sein Befremden, es leer zu finden. „Wie?" sagte er zur Demoiſ. Arnould, (einer geistreichen und witzigen Schauspielerinn, die uns noch aus der Arnouldiana bekannt ist,) „Sie haben nicht mehr Zuschauer?" — „Was wollen Sie," entgegnete die Boshafte, „wir rechneten darauf, daß ihre Freunde uns deren schicken würden."

Diesen kleinen Aerger tilgte bald der Ernst wichtigerer Angelegenheiten, die Beaumarchais Anlaß gaben, die vielseitige Tüchtigkeit seines Geistes zu entfalten. Paris-Duverney war gestorben, und der Graf la Blanche, sein Erbe, enthielt Beaumarchais nicht nur die 15,000 Livres

---

Notiz über Clavigo's Individualität, siehe meine historischen Unterhaltungen. Wien, 1825; S. 98. Göthe hat dieses Stück theils nach Beaumarchais selbst, theils nach einem englischen Gedicht, nach ersterem fast wörtlich behandelt. Glücklicher unter erdichtetem Nahmen, bearbeitete Marsollin dieses Süjet dramatisch. Es wurde zu Lyon in Beaumarchais Gegenwart aufgeführt.

vor, welche dieser als Schuld des Verstorbenen an den Grafen angewiesen, sondern behauptete auch, Beaumarchais sey der Erbschaftsmasse 50,000 Thaler schuldig. Die Sache gelangte vor Gericht. Gleich gab Beaumarchais Memoiren darüber heraus. Sie brachten zwar die Lacher auf die Seite der Vernunft und des Rechtes; allein die Wirkung verschwand bald durch die neuen Memoiren, durch die Schwierigkeiten veranlaßt, welche aus der Endigung des Prozesses entstanden, der, wie er sich mehr und mehr aufklärte, stets verwickelter wurde. Einem mächtigen Widersacher, einem bestochenen Richter, einem parteiischen Tribunal, Allem widerstand Beaumarchais mit siegreicher Kühnheit. Seine Hülfsquellen nahmen zu mit den Schwierigkeiten. Dieses Memoire, die heftigste Dialectik und schärfste Ironie mit der blühendsten Beredsamkeit vereinend, wodurch der Verfasser den Richter vor sein eigenes Tribunal bringt, und aus dem Angeklagten der Ankläger wird, ist ein Meisterstück. Unauslöschbar erschien das lächerliche Licht, in welchem Beaumarchais seinen Gegner und Richter darstellt. Zwar erhielt er einen Verweis, allein das Publicum erklärte der Parlamentsschluß für ungültig, und ganz Paris wetteiferte, den Verurtheilten mit Beyfall zu überhäufen. Selbst ein Prinz von Geblüt ließ sich an Beaumarchais Thüre schreiben; und der Nähmliche, dessen Erniedrigung man dictirt hatte, sah sich mehr als jemahls geehrt.

Durch diesen leuchtenden Sieg wuchs Beaumarchais Ruhmbegierde noch mehr. Er nahm seine dramatischen Arbeiten wieder vor, und brachte 1775 auf das Theatre françois den Barbier von Sevilla, welches herrliche Lustspiel als Operette bearbeitet, auch auf unsern deutschen Bühnen stets fortfährt zu entzücken. Dieses Theater war nun das Schlachtfeld, auf welchem Beaumarchais seine Feinde wohlgerüstet erwartete. Bey der ersten Vorstellung fiel das Stück, den=

noch blieb es auf dem Repertoire. Neuheit der Situationen, lebhaftes Interesse der Verwicklung, scharfe und philosophische Charakteristik, Leichtigkeit und Geist des Dialogs, und jene unnachahmliche Heiterkeit, die das ganze Stück durchströmt, sicherten ihm ein dauerndes Glück. Man kann sagen, wenn man gerecht seyn will, daß dieses Lustspiel seit Moliere eines der besten, ja vielleicht das allerbeste der französischen Bühne ist.

Inzwischen versäumte Beaumarchais nicht die Rücksicht für sein zeitliches Wohl. Die Amerikaner, welche gegen England ihre Unabhängigkeit behaupteten, verlangten Waffen. Beaumarchais machte an sie eine Lieferung von einer großen Menge Flinten, und gelangte durch diese Speculation zu Reichthümern. Während dieses Geschäftes hatte er die Hochzeit des Figaro, als Fortsetzung des Barbiers unter der Feder. Dieses Stück fand wegen der Satyren auf die Regierung und den Hof längere Zeit Widerstand von Seite der Behörden. Allein der Hof begehrte die Aufführung, und so wurde es denn im Jahre 1784 gegeben. Das rege Leben, die reitzendsten Verwicklungen, die Wahrheit der Bizarrerie (wenn man so sagen darf), die Feinheit der Urbanität, der herrschende Muthwille und geniale Humor, die vielen Witzfunken und tückischen Züge, kurz der ganze Geist und Bau, ja der Mangel an Decenz selbst, bereiteten diesem Stücke einen fast beyspiellosen günstigen Erfolg: Die Hochzeit des Figaro wurde nicht weniger als zwey hundert Mahl nacheinander gegeben! Sie trug nicht nur den Schauspielern viel, sondern noch ungleich mehr den armen Säugemüttern ein, zu deren Vortheil der Dichter verfügte. Wie in der Folge der Beaumarchais unter den Componisten (wenn solch ein Vergleich Statt finden kann): Mozart, dieses Stück als Oper verherrlichte, so, daß man

sie für seine gelungenste hält, braucht nicht wieder erwähnt zu werden, da sie das Siegel der Unsterblichkeit trägt.

Solch ein unerhört glücklicher Erfolg reitzte Beaumarchais Feinde. Der Neid verkroch sich hinter die Feder der Journalisten, unter denen sich der Abbé Aubert mit offenem Visir zeigte. Beaumarchais hob den Handschuh, auch von Anonymen hingeworfen, mit gerechtem Muthe auf, aber wahrlich ohne alle Klugheit. Seine Antikritiken waren beißend; derb und treffend bis auf's Mark; allein während sie nur auf die Journalisten selbst gemünzt waren, geschah es, daß sie mehrere vornehme und einflußvolle Personen bitter verletzten. Mißgunst und Rachsucht hatten nun freyeren Spielraum. Es kam so weit, daß Beaumarchais gefänglich eingezogen wurde, ein Schicksal, das bloß dazu diente, ihn in der öffentlichen Meinung noch höher zu stellen.

Nach diesem Verdrusse gab Beaumarchais 1787 auf dem Theater der königlichen Akademie der Musik die Oper Tarare, die wir auf unsern deutschen Bühnen unter dem Titel: Axur kennen und lieben. Der Stoff ist aus einem orientalischen Mährchen; und wiewohl der Dichter ihn seltsam aufgefaßt und noch incorrecter durchgeführt hatte, fand er dennoch Eingang, wozu freylich unsers Salieri originelle Musik das Meiste mag beygetragen haben. Indeß hat dieser Beyfall sich nicht erhalten; vergebens war vor ein Paar Jahren der Versuch, diese Oper wieder auf die Bühne zu bringen.

Gegen das Ende desselben Jahres gerieth Beaumarchais mit Madame Kornmann in einen Prozeß. Die Memoiren, welche er bey dieser Gelegenheit heraus gab, voll Scherz, Ironie und Sarcasmen verfehlten ihre Wirkung. In seiner Antwort an den betrogenen Gatten der Mad. Kornmann verließ Beaumarchais seine gewöhnliche Heiter-

keit, was psychologisch durch sein getrübtes Bewußtseyn leichtlich erklärbar wird. — — Dazu kam, daß Kornmann's Anwalt die Sache ernsthaft aufgriff, und in seiner Replik alle Hülfsquellen der Beredsamkeit und Moral entwickelte. Beaumarchais, nichts weniger als unschuldig —, sah sich getroffen, und hie und da die öffentliche Meinung gegen sich. Der Advocat Beaumarchais war aber zu weit gegangen, indem er Beleidigungen mit Verleumdungen erwiederte; er ward deßwegen zu einer Geldstrafe verhalten. Beaumarchais, zwar losgesprochen, fand sich durch diese Genugthuung nicht befriediget. Sich zu rächen, schrieb er die schuldige Mutter. Hier tritt ein Ränkeschmid auf, Nahmens Begeraß, der im Anagramm jenen Bergasse bedeutet, eine Gattung Tartüffe, ein Mensch, dessen Geschäft darin besteht, sich in das Innere der Familien zu schleichen, Zwietracht zu stiften, den Dictator zu spielen und im Trüben zu fischen. Sonst ist dieses Schauspiel gewisser Massen eine Ergänzung des Figaro, und weniger ein unmoralisches, als lediglich ein unschickliches Stück, das selbst dem französischen Geschmacke nicht entsprechen kann. Die mère coupable war Beaumarchais letztes Stück; es wurde erst 1792 gegeben.

Bereits war jene unselige Umwälzung ausgebrochen, an deren Wunden die Welt noch blutet. Beaumarchais war Wahlmann und Mitglied der ersten Pariser Gemeinde. Die Regierung hatte ihn vor dem 10. August beauftragt, 60,000 Flinten aus Holland zu verschaffen. Der Eifer, womit er dieses Geschäft vollzog, hätte beynahe seinen Untergang herbeygeführt; er mußte sich Glück wünschen, nur mit einem großen Verluste davon zu kommen. Als das Königthum aufgehört hatte, wollten die neuen Minister den früheren Vertrag mit Beaumarchais nicht anerkennen. Er ward sogar beschuldiget, die antirevolutionäre Partey haben

bewaffnen zu wollen. Man kerkerte ihn in die Abtey ein. Hier wäre er sicherlich das Opfer des bluttriefenden 2. Sept. geworden, hätte ihm nicht der Gemeinde-Procurator Manuel die Freyheit verschafft. Dieser Mann ist derselbe, welcher oft genug der Gegenstand von Beaumarchais Scherzen und Sarcasmen gewesen war.

Voll Empfänglichkeit für den Adel solcher Rache, flüchtete Beaumarchais nach England. Drey Monathe darauf erging gegen ihn das Anklagedecret. Unter dem Titel: „Meine sechs Epochen," gab er damahls eine Rechtfertigungsschrift heraus, durch die er sein Talent wieder vorleuchtend manifestirte. Nach dem 9. Thermidor, Jahr II. kehrte Beaumarchais nach Frankreich zurück. In Paris brachte er die letzten Jahre seines bewegten Lebens bey seiner einzigen Tochter ruhig zu, in dem Hause am Ende des Boulevard St. Antoine, das er selbst gebaut hatte. Ein stilles Landhaus in der Mitte der geräuschvollsten Stadt, ein ruhiger und sicherer Fels im sturmdurchtobten Meere. Es hatte ihm schon in besserer Zeit Freude gemacht, diesen Ruhesitz für seine alten Tage zu gründen.

In diesem Tusculum, nur wenigen Personen offen, überließ sich Beaumarchais den Süßigkeiten der Freundschaft und Wohlthätigkeit. Er beschloß im Jahre 1799 in der Nacht vom 18. auf den 19. May, sein langes wirksames und kampferfülltes Daseyn; er starb am Schlagflusse.

Seine mercantilischen und literarischen Geschäfte hielten ihn nicht ab, sich auch politischen Gegenständen zu widmen, in denen er Tact, Umsicht, Energie und Gewandtheit zeigte. Mehrere Minister, nahmentlich die Herren von Maurepes und Vergennes, bedienten sich seiner Talente zu verschiedenen Sendungen, denen er völlig entsprach. Von seinem Wohlstande machte er in den Tagen des Ueberflusses manchen humanen Gebrauch, was, wie es stets zu gehen

pflegt, erst Anerkennung fand, als er nicht mehr war. Einen großen Theil seiner Reichthümer verwendete Beaumarchais dazu, den Wissenschaften, der Literatur und den Künsten seines Vaterlandes nützlich zu werden. Er kaufte um hohe Summen alle ungedruckten Handschriften Voltaires auf, und veranstaltete der Erste, die Gesammtausgabe der Werke dieses berühmten Schriftstellers. Dieses geschah zu Kehl; sie erschien in 70 Bänden in gr. 8., und ist noch immer die schönste und gesuchteste. Beaumarchais legte zu dieser riesenhaften Unternehmung eine eigene Papierfabrik und Buchdruckerey an, verlor aber, wie man sagen will; eine volle Million Livres dabey. Eben da legte er die sämmtlichen Werke Rousseaus und andere Schriftsteller auf.

Beaumarchais war ein überaus liebenswürdiger Gesellschafter, voll Lebhaftigkeit, Geist, Feinheit und Diensteifer. Er war reitzbar aber nicht angreifend, ausdauernd in seinen Streitigkeiten, und stets zur Versöhnung geneigt. Mit seinem Selbstgefühle konnte er verstehen, sich über die Erfolge seiner Feinde zu trösten, und deren Anzahl war nicht gering, denn die Hälfte seiner Talente und Reichthümer wäre hinreichend gewesen, den Neid zu wecken. Er hatte den Grundsatz: Je mehr man Feinde habe, desto mehr sey man werth. Die entschiedene Ueberlegenheit seines Geistes, seines Rufes und seiner Mittel schuf ihm Widersacher und bändigte sie zugleich. Beaumarchais hatte ein sehr vortheilhaftes Aeußere und genoß die Gunst der Frauen. — Er war zwar nichts weniger als ein Don Juan oder ein Faublas; allein, man würde selbst gegen die glänzenden Vorzüge seines Geistes und Herzens ungerecht seyn, wenn man verhehlen wollte, daß der Fall mit Mad. Kornmann, den wir aus Achtung für unsere Leser nur andeuteten, seinem moralischen Charakter ein unvergängliches Brandmahl aufdrückte. — Schnelle Einfälle, schlagender Witz standen

ihm sprudelnd zu Gebothe. Einst wollte ein junger Edelmann eifersüchtig auf die Auszeichnungen, die Beaumarchais am Hofe genoß, ihn necken, indem er ihn an seinen vorigen Stand erinnerte. Er hielt ihm seine Uhr hin, und sagte: „Sehen sie doch, Herr Caron, sie geht schlecht, woran fehlt es? Das müssen Sie verstehen!" Beaumarchais that, als wolle er die Uhr nehmen, und ließ sie auf den Boden fallen, „Sie haben sich", entgegnete er dem übermüthigen Höfling, „nicht an den rechten Mann gewendet, Herr Marquis. Mein Vater hat mir immer gesagt, daß ich für das Uhrmacher-Handwerk nicht tauge." — Noch diene folgender Zug, ihn zu bezeichnen. Auf das Halsband seines Windspiels setzte er die Worte: „Ich heiße Florette; Beaumarchais gehört mir." Gewiß als Empfindung und Gedanke gleich schön!

Die Schriften des Beaumarchais hat 1809 sein Freund Gudin de la Brunetterir gesammelt und mit einer Apologie begleitet; es sind 7 Bände in Octav.

Der Wagehals.

Bey dem denkwürdigen Marsch über den großen Bernhardsberg wurde der General Bethencourt mit tausend Mann über den Simplon zur Einnahme des Passes Yesellen und Domo d'Osala entsendet. Dieser Zug hätte nicht vor sich gehen können, ohne die erstaunliche Kühnheit eines gemeinen Soldaten, welche um so verwegener scheinen muß, wenn man das Locale selbst gesehen hat. Der Weg war plötzlich unterbrochen, durch die von Felsenstücken erfolgte Zerstörung einer Brücke über einen unermeßlichen Abgrund, und zwar in einer Breite von 60 Fuß. In dieser unüberwindlichen Verlegenheit trat ein Freywilliger vor, und machte sich an-

heischig, den Marsch auch ohne Brücke zu bewerkstelligen. Dieß führte er folgender Weise aus: Er stellte sich in die, in den gerade aufragenden Felsen eingehauenen kleinen Vertiefungen, in welchen die Balken der Brücke geruhet hatten, und trat so von Loch zu Loch, bis er den ganzen Abgrund hinüber war; dann befestigte er in Mannshöhe über diesen Löchern ein mitgenommenes Seil, das auf der andern Seite gleich hoch gespannt wurde, so daß es parallel über diese Löcher hinlief. Der General machte dann der Erste diesen Uebergang, indem er auch von Loch zu Loch schritt und sich dabey an das Seil hielt; und auf dieselbe Art folgte sofort die ganze Mannschaft mit ihren Waffen und Tornistern glücklich nach.

Hätte der Nahme dieses gemeinen Soldaten nicht eben so gut aufbewahrt zu werden verdient, als der des Generals Bethencourt selbst?

Galiani.

Wer kennt nicht den unvergleichlichen Neapolitaner Galiani, der als genialer Staatsmann, origineller Denker, geistvoller Schriftsteller und witzsprühender Gesellschafter eine Zierde des vorigen Jahrhundertes war? Wer bezweifelt, daß seine, selbst von dem eifersüchtigen Voltaire hochbewunderten Gespräche über das Getreide so lange dauern werden, als Geist und Verstand selbst? Wer bedauert nicht, daß der Briefwechsel mit Diderot, d'Alembert, Voltaire, Arnauld, Batteux, Barthelemy und so vielen andern geistreichen Männern und Frauen, nur zum Theil im Besitze der Literatur sind?! So wie Galiani sein eigener Porträtmahler, kann es kein anderer seyn. Als Probe mag eine Stelle aus einem Briefe vom 3. December 1770 an die

Frau von Epinay dienen. Sie lautet: „Wenn bey dieser Gelegenheit ein Zeitungsschreiber über mein literarisches Leben etwas sagen will, so wisse er, daß ich im Jahre 1728 den 2. December zu Chieti in Neapel geboren bin, daß ich 1748 durch eine poetische Plaisanterie und eine Leichenrede auf unserm ehemahligen Henkersknecht Dominicio Jannaconi, ruhmwürdigen Andenkens, bekannt wurde; daß 1749 mein Buch über das Geld, und 1754 meine Gespräche über das Getreide herausgegeben, im Jahre 1755 aber meine Dissertation über die Naturgeschichte des Vesuvs geschrieben habe. Sie ist nebst einer Sammlung vesuvischer Steine dem Papste Benedict XIV. überschickt und nie gedruckt worden. Ferner sollen Sie wissen, daß ich im Jahre 1756 zum Mitgliede der Akademie vom Herkulanum ernannt wurde, und daß ich viel am ersten Bande der Kupfer gearbeitet habe; daß ich sogar eine große Abhandlung über die Mahlerey der Alten geschrieben; daß ich 1758 die Leichenrede auf Papst Benedict XIV., welche mir von meinen Werken am besten gefällt, herausgegeben habe; daß ich in der Folge Politiker geworden, und in Frankreich Bücher gemacht habe, welche das Tageslicht nicht gesehen. Sie kennen meinen Horaz und das Publicum kennt meine Gespräche über das Getreide ꝛc."

Von Galianis Correspondenz sind zwar im Jahre 1819 zwey Bände erschienen, aber wie viel ist noch ungedruckt! sowohl von dieser, als von seinen übrigen zahlreichen Schriften! Galianis Manuscripte befinden sich in den Händen seines Erben, Nahmens Aparotti. Soll er sie noch länger der literarischen Welt vorenthalten dürfen?!!

San-Marino.

Die Geschichte des kleinen italienischen Staates San-Marino hat manches ganz Eigene und überaus Merkwürdige. Seinen Ursprung leitet die Geschichte (Sage) von einem Manne, Nahmens Marino ab, der auf dem einsamen Berge sich einem völlig anachoretischen Leben gewidmet haben soll. Bald verbreitete sich der Ruf seiner Heiligkeit, und veranlaßte die Eigenthümerinn des Berges, dem Gottesmanne ein Geschenk mit diesem Stück Erde zu machen. Nicht lange, so siedelten sich mehrere Leute dort an; es entstand eine kleine förmliche, bürgerliche Gesellschaft, und diese benahmsete die Gegend nach dem Nahmen des frommen Einsiedlers. Der kleine Freystaat vergrößerte sich im Laufe der Zeiten durch mancherley Eroberungen, und blieb während eines Zeitraums von beynahe 14 Jahrhunderten, vielleicht eben seiner Unbedeutenheit wegen, mitten unter umwogenden politischen Stürmen unangefochten und gewisser Maßen respectirt. Jetzt besteht der Flächenraum von San-Marino aus 1¼ Quadratmeilen; es hat in seinem Gebiethe eine Stadt und 2 Dörfer. Die Bevölkerung beträgt 7000 Seelen, und die Kriegsmacht — 36 Mann, sage sechs und dreyßig, in der Stadt. Der größte Theil der Einwohnerschaft, nähmlich 6000, lebt in der Stadt.

Ein besonderer Umstand ist, daß es in San-Marino keines Reisepasses bedarf; eben so ist bemerkenswerth, daß seit undenklichen Zeiten keine Todesstrafe daselbst Statt fand.

Alfieri und die Gräfinn Albani.

Ueber jenes zarte und edle Herzens-Verhältniß dieses Dichters mit der geistreichen und schönen Gräfinn Albani, war manches Unzuverlässige und Widersprechende vorgebracht worden, bis Dutens in seiner anziehenden Memoires d'un voyageur, qui se repose die Sache auf nachstehende Art aufstellte:

»Während meines Aufenthaltes zu Rom," sagt er, „lernte ich die Gräfinn von Albani kennen, deren Bekanntschaft ich seit langer Zeit zu machen lebhaft gewünscht hatte. Sie lebte als Tochter des Reichsgrafen von Stollberg, in einem Fräuleinstifte zu Mons, als die Höfe von Frankreich und Spanien, um das Geschlecht der Stuart's nicht aussterben zu lassen, ihre Augen auf sie warfen; neunzehn Jahre alt, sollte sie die Gemahlinn des Chevalier St. Georg werden, der durch seine Ansprüche auf den brittischen Thron und durch seine fehlgeschlagenen Expeditionen berühmt war. Diese Heirath kam zu Stande, aber der Zweck der beyden Höfe wurde nicht erreicht, weil der Prätendent unbemerkt blieb. Nach dem Tode seines Vaters, welcher in Rom immer als König wär behandelt worden, weigerte sich der Papst, ihn als solchen anzuerkennen; und dieß bestimmte den Prätendenten, sich mit seiner Gemahlinn nach Florenz zu begeben, wo er den Titel eines von Albani annahm, und in der größten Zurückgezogenheit lebte. Der spanische und französische Hof waren übereingekommen, dem Grafen von Albani eine Pension zu geben, damit es ihm nicht an den Mitteln fehlen möchte, einen Hausstand zu bilden; da aber der französische Hof die Hälfte der Pension, welche sein Vater genossen hatte, zu-

rückhielt, so weigerte jener sich, überall von Frankreich etwas anzunehmen, und machte seinem Grolle dadurch Luft, daß er bey jeder Gelegenheit Frankreich und die Franzosen schmähte. Das Leben, welches er dabey führte, entsprach, um das Gelindeste davon zu sagen, sehr wenig der großen Rolle, welche er hatte spielen wollen; und es sey nun, daß Unfälle ihn erbittert, oder daß die Unthätigkeit, worin er zu leben genöthiget war, nach und nach seinen Geist abgestumpft hatte: immer ist so viel ausgemacht, daß diese beyden Umstände, verbunden mit einem auffallenden Mißverhältniß der Jahre, und mit den Verdrießlichkeiten, die davon unzertrennlich sind, ihn zu einem ganz unerträglichen Gatten für eine junge, geistreiche und höchst liebenswürdige Frau machten. Die Gräfinn Albani war durch Gestalt, Manieren, Geist, Charakter und Schicksale die anziehendste Frau, die man kennen lernen konnte; sie war von mittlerer Statur, und dabey blendend weiß, sie hatte himmlische Augen und vollkommene Zähne, der Ausdruck ihres Gesichts war sanft und edel, ihre Haltung einfach und bescheiden; aus beständiger, trefflich gewählter Lectüre hatte sie eine ausgezeichnete Bildung geschöpft, daß sie mit großer Leichtigkeit über Menschen und Werke des Geschmacks Urtheile fällte, die selbst einem höchst interessanten Werke gleichkommen.

Wie hätte der Graf Alfieri diese herrliche Frau kennen lernen können, ohne ihre Vorzüge tief zu fühlen? Er selbst war ein Mann edler Gestalt und von großem Geiste. Ausgestattet mit seltenen Naturgaben, hohem Schwunge und stolzen Charakter, hatte er als geborner Piemonteser, sich nie der gleichförmigen engen Gleise, worin seine Umgebung sich bewegte, anbequemen können, und daher den Entschluß gefaßt, sich für immer von demselben zu trennen. Seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, war er auf den

Gedanken gerathen, seine beträchtlichen Güter an seine Verwandten abzutreten und sich nur ungefähr 30,000 Livres vorzubehalten, die er allenthalben, wo er auch leben möchte, beziehen könnte. Auf diesem Fuße lebte er zu Florenz, und ernsten Geistes, wie er überhaupt war, entzog er sich dem Lärmen der großen Welt, um den Wissenschaften und der Kunst zu leben.

Die Gräfinn Albani kennen lernen, und sie im höchsten Grade lieben, war für ihn Eins. Das zurückgezogene Leben, welches diese Gräfinn gezwängt von den Launen ihres Gemahles, führte, both Anfangs bedeutende Hindernisse dar; da aber Alfieri nach und nach das Glück hatte, dem Prinzen zu gefallen, so verschwanden jene von einem Tage zum andern mehr. Alfieri's ganzes Leben war von jetzt an zwischen seinen Studien und dem Umgang mit der Liebenswürdigen getheilt, deren Leiden er versüßte.

Durch wiederhohlte Mißhandlungen auf das Aeußerste gebracht, beschloß die Gräfinn Albani, sich der Tyranney ihres Gemahles zu entziehen. Alfieri, geübt in Entwürfen, gab den Plan an. Ehe man an die Durchführung desselben denken konnte, mußte man die Einwilligung des Großherzogs erhalten haben; und diese erhielt man dadurch, daß man ihm nicht Alles sagte, was bezweckt wurde. Es war nur die Rede von Sicherung vor neuen trunkenen Mißhandlungen, und diese sollten durch den Aufenthalt in einem florentinischen Nonnenkloster erworben werden.

Die Schwierigkeit, die sich zunächst darboth, war, wie es anzufangen sey, die Gräfinn den Händen ihres Gemahls zu entwenden, der selten von ihr wich und sie verschloß, so oft er genöthiget war, sie aus den Augen zu verlieren. Auf Spaziergängen, in der Messe, kurz, wo sich auch die Gräfinn befinden mochte, überall stand ihr der Graf zur Seite, als

ob er keine andere Bestimmung gehabt hätte, als seine Frau zu quälen.

In dieser Verlegenheit wendete man sich an eine Freundinn der Gräfinn, die sie liebte, und ihr unseliges Schicksal beklagte, und an einen Freund dieser Frau, der mit ihr lebte. Beyde waren öfters bey der Gräfinn von Albani, und einzig gemacht, eine Entführung durchzusetzen.

Madame Orlandini (dieses ist der Nahme dieser Frau) war eine geborne Irländerinn von der Familie des berühmten Herzogs von Ormond; ihr Vater war General gewesen, und hatte sie an Orlandini, gleichfalls General, verheirathet, einem florentinischen Edelmann von welchem sie Witwe war. Mit einer anziehenden Gestalt verband sie Annehmlichkeiten des Geistes, und sehr viel natürliche Güte; sie wünschte zu gefallen, und sie gefiel. Ein irischer Edelmann, Nahmens Gehegan, war ihr im höchsten Grade ergeben. Er hatte in brittischen Diensten gestanden, und diese gegen den Willen seines Vaters aufgegeben. Beladen mit dem väterlichen Zorne, war er nach Florenz gekommen, wo er sehr zurückgezogen lebte, bis er die Bekanntschaft der Frau Orlandini machte, welche kein Bedenken trug, ihn dem Herrn von Barbantane, französischen Minister am florentinischen Hofe, den sie lange gefesselt hatte, vorzuziehen. Herr Gehegan widmete sich von diesem Augenblicke an ganz der Frau, die sein Herz und sein Verdienst erkannt hatte. Er war jung, gut gebaut, von angenehmer Gesichtsbildung, und auf seiner Stirne ruhte ein solches Gemisch von ritterlichem und wahren tiefen Gefühl, dem die Frauen am wenigsten widerstehen können. Diese Verbindung wurde ein Muster der Treue. Mehrere Jahre hindurch trennten sich beyde keinen Augenblick. Sie lebten unter einem Dache; nur daß die Witwe Orlandini Gründe hatte, sich mit dem Freunde ihres Herzens nicht förmlich

zu vermählen. Gehegan hatte sich inzwischen mit seinem Vater versöhnt, der ihm so viel gab, daß er anständig leben konnte.

So verhielt es sich mit den beyden Personen, welche die Entführung der Gräfinn Albani bewirken sollten.

An dem dazu festgesetzten Tage kam die Orlandini zum Frühstück bey dem Grafen. Kaum ist nun dieses beendigt, so schlägt sie einen Besuch im Kloster Bianchetti vor, um neue Arbeiten der Nonnen zu besehen, von denen, ihrer Aussage nach, überall gesprochen wird. Die Gräfinn von Albani nimmt den Vorschlag an, wenn der Graf nichts dagegen hat. Dieser williget ein und zusammen geht man nach dem Kloster. Hier ist Gehegan, wie von ungefähr, bey der Hand. Die Gräfinn und Orlandini steigen aus, gehen voran, und erreichen sehr bald den Eingang in das Kloster. Man öffnet ihnen die Thüre und diese wird geschlossen, ehe der Graf die Treppe erstiegen hat. Herr Gehegan, der den Frauen den Weg gezeigt hat, sagt, als er den Grafen ganz außer Athem anlangen sieht: »Herr Graf, diese Nonnen sind sehr impertinent: sie haben mir die Thür vor der Nase zugeschlagen, und wollen nicht, daß ich die Frauen noch weiter begleiten soll." Nun, nun, sagte der Graf, sie sollen schon öffnen. Er klopft an; erst leise, dann stärker, zuletzt mit Ungestüm. Niemand antwortet. Endlich erscheint die Aebtissinn, ihm zu sagen, daß seine Gemahlinn dieß Kloster zu ihrem Zufluchtsorte gewählt habe, und unter landesherrlichem Schutze der Frau Großherzoginn zurückbleiben werde. Ueberrascht und außer sich vor Unwillen, sah der Graf von Albani sich genöthigt, eben so nach Hause zu gehen, wie er vor den Eingang des Klosters gekommen war. Der Streich, den man ihm spielte, brachte ihn leicht auf den Gedanken, daß Herr Gehegan an der Entführung seiner Gemahlinn Theil haben könne; und außer sich vor

Wuth fing er an zu drohen, daß er den Verräther todt schlagen lassen wolle. Als Gehegan dieß erfuhr, schrieb er ihm ein Billet, worin er ihm zu verstehen gab, daß er nicht geneigt sey, solche Drohungen zu dulden. Er selbst trug das Billet zu dem eben nicht sehr muthigen Grafen, und ließ ihm sagen, daß er unten auf Antwort warte. Sobald nun der Graf sah, daß er mit einem Manne zu thun habe, der seinen Unwillen in seinem eigenen Hause trotze, zog er andere Saiten auf, und ließ dem Herausforderer sagen, was man ihm hinterbrachte, sey erlogen; er hätte eine besondere Achtung für ihn.

Inzwischen hatte die Gräfinn, welche nicht gesonnen war, den Ueberrest ihres Lebens in einem Kloster zuzubringen, an ihren Schwager den Cardinal von York geschrieben, und ihm den ganzen Hergang der Sache gemeldet. Er aber hatte ihr den Vorschlag gethan, nach Rom zu kommen, und den Papst zu bewegen, ihr Schutz zu gewähren. Man fürchtete jetzt nur noch, daß der Graf von Albani, wenn er davon unterrichtet wäre, obwohl es ihm selbst an Muth gebrach, Mittel finden könne, seine Gemahlinn unterweges aufheben zu lassen. Dieß zu verhindern, gab man ihr eine Bedeckung zu Pferde. Noch mehr wurde dadurch geleistet, daß Alfieri und Gehegan, verkleidet und gut bewaffnet, ihren Sitz neben dem Kutscher nahmen. So langte die Gräfinn in voller Sicherheit zu Rom an, wo sie von dem Cardinal auf das Beste empfangen wurde. Dieser gab ihr vorläufig eine Pension, welche vom Papste um 25,000 Franken, von der Königinn von Frankreich um 60,000 vermehrt wurde. Die Gräfinn Albani lebte also zu Rom mit allem ihrem Range, ihren edlen Eigenschaften und ihrer über jede Lästerung erhabenen Tugend, gebührenden Glanze. Zu ihrem Vergnügen ließ sich auch der Graf Alfieri daselbst nieder; und da er das Glück hatte, den Cardinal ganz für sich

einzunehmen, so fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, die Gräfinn stets zu umgeben, ihr bis an sein Ende sein ganzes Leben zu weihen, und an der Erhebung ihrer großen Seele, seine eigene zu ermuthigen, unter manchen Schlägen des neidischen Geschickes, im tiefsten Gram der Melancholie und selbst in langen und schweren körperlichen Leiden.

Ein Gedicht der Maria Stuart.

Maria Stuart, von der doch Alles so interessant, so verführerisch ist, war, wie man weiß, auch eine gefühlvolle, gewandte, geistreiche Dichterinn. Ein wenig bekanntes Dichtungsstück von ihr ist die rührende Elegie, welche sie bey ihrer Abreise aus Frankreich dem Tode ihres Gemahls Franz II. weihte. Hier ist es:

Adieu plaisant pays de France!
O ma patrie
La plus cherie
Qui a nourri ma jeune enfance;
Adieu France, adieu nos beaux jours!
La nef qui des joint nos amours,
N'a eu de moi que la moitiè,
Une part de reste, elle est tienne,
Je la fie à ton amitié!
Pour que de l'autre il te souvienne.

Für die beste biographisch-charakteristische Schilderung Marias halten viele Leute die des Ritters von Gentz im Braunschweiger-Taschenbuche 1799.

Apostel Egede.

Hanns Egede heißt der Mann, welchem Grönland die Segnungen des Christenthumes verdankt. Mit beyspielloser echt christlicher Beharrlichkeit, mit einem unsern verherrlichten Blutzeugen würdigen Muthe, mit gottgeweihter Kraft und Wirkung trug dieser außerordentliche Mann die beseligende Flamme der Christusreligion hinüber in jene Gemüther, die roh und eiskalt wie ihr Himmelsstrich, davon kaum eine Ahnung hatten, und schmolz die Rinde ihrer Seelen, und war, mit Einem Worte ihr erlösender Apostel. Egede war 1707 Prediger zu Wagen in Norwegen. Da vernahm er, das Christenthum habe in Grönland wohl einst schon Wurzel gafaßt, sey aber, weil es an Lehrern gemangelt, wieder erloschen. Mit glühendem Eifer des Mitleids, mit unendlicher Sehnsucht nach Abhülfe, denn mächtig hatte ihn der große Gedanke erfaßt, forscht er nach näherer Kunde; aber unübersteiglich sind die Hindernisse auch von seiner Seite selbst. Er hat Frau und Kind, ist ohne Vermögen, die Regierung, im Kriege mit Schweden begriffen, muß ihm Schiffe, Geld und Mannschaft verweigern; auch die Bischöfe von Bergen und Drontheim können nichts für ihn thun. Aber sein Entschluß, nach Grönland zu ziehen, dort das Evangelium zu predigen, steht, durch den Eifer seines gleichgesinnten Weibes beseelt, unerschütterlich. Er weiß sich durch Kaufleute eine Collecte von 10,000 Thalern zu verschaffen, gibt sein Amt auf, erhält drey Schiffe, wovon eines für den Wallfischfang bestimmt ist, und tritt als königl. Missionär die apostolische Reise an. Den 4. Juny 1721 besteigt er das Eisland, und baut ein Häuschen, das er zum Hafen der Hoffnung nennt. Un=

möglich aber läßt sich ein Verkehr mit den scheuen, abergläubischen Grönländern, deren Sprache man nicht kennt, herstellen. Unter solchen Umständen und tausend Entbehrungen und Drangsalen begehrt die entmuthigte Mannschaft die Rückkehr; Egedes Frau aber beschwichtigt Alle. Der Sohn Paul Egede muß biblische Geschichten mahlen, um vor der Hand die Neugier der rohen Grönländer zu wecken. Mit beyden Söhnen wohnt sich Egede bey den Grönländern ein, sich mit ihrer Sprache vertraut zu machen. Kein Mittel versäumte er, keine Aufopferung war ihm zu groß, ihr Vertrauen zu gewinnen. Der Himmel ließ dieß in einem hohen Grade eintreten; und so gelang es dem Unermüdlichen, sich nach und nach mit den unzügänglichen Wilden zu familiarisiren. Diese allmähliche Befreundung brachte auch für die dänischen Handelsverhältnisse mancherley Vortheile mit sich, so, daß die Regierung alljährlich ein Schiff nach Grönland schickte, um commercielle Verbindungen enger zu schließen. Während dessen war es Egedes beyden Söhnen, vornehmlich aber Paul, gelungen, sich die grönländische Sprache eigen zu machen. Paul, der sich bey dieser Christianisirung überhaupt sehr geschickt und thätig bewies, ging sofort auf des Vaters Geheiß nach Copenhagen, um Theologie zu studiren, und ward zum Nachfolger des Vaters in Grönland bestimmt.

So waren fünfzehn Jahre verflossen, und das große Werk unter unsäglichen Hindernissen und Mühen auf das Kräftigste und Versprechendste eingeleitet. Hanns Egede ging 1736 nach Copenhagen, um der grönländischen Christengemeinde eine feste Unterstützung zu sichern. Hier harrte seiner die schöne Genugthuung, seinen Eifer und seine Verdienste auf das Beste anerkannt zu sehen. Er wurde von der Regierung zum Oberaufseher der grönländischen Mission ernannt, und sein Sohn Paul als Missionär bestä-

stätigt. Nur ein hohes Alter konnte den gottgeweihten Mann bestimmen, sich von seinem ehrwürdigen Amtsgeschäfte zurückzuziehen. Er verlebte seine letzten Tage auf der Insel Falster, woselbst er den 5. November 1758 entschlief. Paul Egede, der sich überall als würdiger Nachfolger seines Vaters bethätigte, wurde späterhin zum Bischofe von Grönland erhoben, und starb den 5. Juny 1789. Beyde haben mehrere Schriften hinterlassen.

Dürer und die Großen.

Der große Albrecht Dürer war nicht nur bey Kaiser Maximilian und seinem Enkel Carl, sondern auch bey Kaiser Ferdinand hoch in Ehren gehalten, und mit einem Jahrgehalte begünstigt. In der Ausgabe von Dürers fünf Büchern von menschlicher Proportion u. s. w. Folio. Arnheim 1528, hat der gelehrte Willibald Pirkheimer eine Grabschrift hinzu gefügt, in der es lautet: Divo Maximiliano, ac Nepoti ejus Carolo Caesaribus, nec non Ferdinando Hungariae ac Bohemiae Regi amplissimum, qui illum anno largeque stipendio faverunt, ac summo prosequnti sunt favore. Ferdinand würdigte nicht minder den großen Erasmus von Rotterdam, und wünschte sehr, ihn nach Wien zu ziehen. Zu diesem Ende trug er ihm einen Jahrgehalt von 400 Gulden, in damahliger Zeit eine erhebliche Summe, an, bloß dafür, daß er in Wien lebe. In seinen Briefen erwähnt Erasmus dessen selbst; äußert auch seinen Dank für ein Geschenk von 100 Gulden, das ihm Ferdinand hatte zustellen lassen. Nach Wien zu gehen konnte er sich aber aus mancherley Gründen nicht entschließen.

Gerson und Albert der V.

Der berühmte Gottesgelehrte Johann Gerson sah sich durch die Anfeindungen der burgundischen Parthey auf dem Concilium zu Constanz genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Er verbarg sich einige Zeit auf dem Schlosse Rotenberg in Tirol, und begab sich dann über Wien nach Frankreich zurück. Oesterreichs Herzog Albert der V. nahm an dem Schicksale des würdigen Gelehrten den aufrichtigsten Antheil, und hegte die freundschaftlichsten Gesinnungen für ihn, deren Zeuge folgende Verse Gersons:

> Austria tu felix, felix studiosa Vienna,
> Dux, quibus est talis traditus in regimen,
> Zelo qui fidei ferveni ob eam fugitivo
> Huic miserant offert ultro refrigerium,
> Assignatque totum cum libertate, suisque
> Pascribui egregii commoda collegii.

Unter Letzterem war das herzogliche Collegium, woselbst die Lehrer wohnten, verstanden. Die Zeit ist 1418.

Der Moniteur.

Die Pariser Zeitung Moniteur war ursprünglich Gazette nationale, ou le Moniteur universel betitelt. Unter diesem Nahmen erschien sie zuerst den 24. November 1789 und lieferte die wichtigsten einheimischen Begebenheiten, die Verhandlungen der Nationalversammlung, auswärtige Ereignisse und politische Nachrichten und Ansichten aller Art. Den 7. Nivose des Jahres 1799 wurde diese Gazette für officiell erklärt. Der erste Titel blieb am 1. Jänner 1811

weg. Im Jahre 1793 hatte dieses Blatt in und außer Europa einen bedeutenden Absatz, daß man eine eigene Druckerey für solches errichtete. Im Jahre IV erschien zuerst ein Supplement in Folio, das die Ereignisse von 1787 an bis zum Tage der ersten Nationalversammlung nachtrug, und den Titel Introduction führte. Fünf Jahre darauf folgten 2 Foliobände, als die Analyse und chronologische Uebersicht des Moniteurs; und im nächsten Jahre gleichfalls 2 Bände in Folio, ein alphabetisches Register enthaltend. Beyde letztern Werke reichen jedoch nur bis Ende des Jahres VII. Complete Exemplare des Moniteurs gelten jetzt 1000 und mehr Gulden. Es ist übrigens kaum möglich zu wissen, ob ein Exemplar wirklich ganz sey, wenn man es nicht mit der vollständigen Nachweisung verglichen hat, welche der vortreffliche Brunet in seinem Manuel du libraire geliefert hat.

Czar Peter *).

Rußland umfaßte den Norden von Asien und Europa. Von China's Gränzmarken dehnt eine Strecke von 1500 Meilen sich hin bis zu denen Pohlens und Schwedens. Vor Czar Peter war dieses unermeßliche Land in Europa kaum bekannt. Die Russen waren weniger gesittet, als bey Cortez Entdeckung die Mexikaner. Geborne Sclaven eben so barbarischer Herrn als sie selbst, verschlemmten sie in Unwissenheit, in Entbehrung jeder Kunst, in einer, jede

*) Nach dem Französischen. Ich halte hier für angemessen, den Nahmen des Verfassers zu verschweigen. Es wird genug seyn, zu sagen, daß dieser unter den sogenannten Classikern der Franzosen im ersten Range zu stehen kommt. Die Breite des Originals habe ich zu vermeiden, und überhaupt mehr Kernhaftigkeit in das Ganze zu bringen getrachtet.

Betriebsamkeit erstickenden, Unempfindlichkeit. Ein altes geheiligtes Gesetz verboth ihnen bey Todesstrafe das Auswandern ohne Erlaubniß des Patriarchen.

Die Zeitrechnung dieser Russen begann mit der Weltschöpfung. Sie zählten Anfangs des vorletzten Jahrhundertes 7207 Jahre, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können. Der erste Tag ihres Jahres war der 13. unsers September. Als Grund dieser Einrichtung geben sie die Wahrscheinlichkeit an, daß Gott die Welt im Herbste als in einer Jahreszeit erschaffen habe, wo die Erdfrüchte in der Reife stehen. Niemand ahnete, daß der Herbst der Russen der Frühling eines anderen Landes von entgegengesetztem Himmelsstriche seyn könne. Noch vor Kurzem hatte das Volk zu Moskau den Geheimschreiber eines Persischen Gesandten verbrennen wollen, weil er eine Sonnenfinsterniß vorhergesagt hatte. Die Unwissenheit erstreckte sich selbst bis zu dem Gebrauche der Zahlen. Zu den Berechnungen dienten ihnen Kügelchen in Draht. Selbst in den Rechnungsämtern, wie in der Schatzkammer des Czar hatten sie keine andere Zählart.

Ihre Religion war die der griechischen Christen, doch von einem Aberglauben entstellt, dem sie um so mehr anhingen, je größer ihre Thorheit, und je weniger lästig ihnen das Joch war. Wenige Russen durften Tauben essen, weil der heilige Geist in dieser Gestalt abgebildet ist. — Streng beobachteten sie jährlich eine viermahlige Fastenzeit, während welcher sie weder Eyer noch Milch genossen. Gott und der heilige Nicolaus waren die Gegenstände ihres Kirchendienstes, unmittelbar hierauf der Patriarch. Das Ansehen dieses letzteren war gränzenlos. Er gab Hinrichtungsbefehle, er legte die grausamsten Strafen auf, ohne daß man gegen seinen Gerichtshof appelliren konnte. Zweymahl des Jahres, zog er, begleitet von seiner Priesterschaft, feyerlich zu Pferde

einher. Das Volk lag in den Straßen auf den Knien vor ihm da, wie die Tataren vor ihrem Lama. Es bestand die Beichte, jedoch nicht für größere Vergehungen, die Absolution schien ihnen nöthig, nicht aber Reue und Leid: mit dem Segen ihrer geistlichen Väter glaubten sie sich rein vor Gott. Solcher Gestalt gingen sie ohne Reuegefühl von der Beichte zu Diebstahl und Mord; und was für andere Christen ein Zaum ist, war für sie ein Sporn zum Unrecht. Sie nahmen Anstand, an einem Fasttage Milch zu genießen; aber die Familienväter, die Priester, die Weiber und Töchter berauschten sich an den Festtagen mit Branntwein. Während dessen wurde in diesem Lande, wie anderwärts, über Religion gestritten. Der größte Zweifel war, ob die Layen das Kreuzeszeichen mit zwey oder drey Fingern machen sollten. Ein gewisser Jacob Nursuff, unter der dortigen Regierung, hatte dieses Streites wegen in Astrachan einen Aufruhr erregt. Es gab da eben solche Fanatiker, wie unter jenen gesitteten Nationen, bey welchen Jedermann Theolog ist. Peter, der die Gerechtigkeit oft bis zur Grausamkeit trieb, ließ einige dieser Elenden den Flammen übergeben.

In seinem ungeheuren Reiche hatte der Czar viele nichtchristliche Unterthanen. Die Tataren, welche das westliche Gestade des caspischen Meeres bewohnen, sind Mohamedaner. Die Siberier, die Ostiaken, die Samojeden, gegen das Eismeer zu, waren Wilde, die Einen Götzendiener, die Andern selbst noch ohne Kenntniß von einem Gotte. Inzwischen waren die dahingeschickten, gefangenen Schweden mit ihnen gleichwohl noch zufriedener, als mit den alten Russen.

Peter Alexiewitz hatte eine Erziehung erhalten, welche eher noch dahin abzielen konnte, die Barbarey dieses Theiles der Welt zu vermehren. Seine Gemüthsart ließ ihn bald

eine Vorliebe für die Ausländer fassen, noch ehe er wußte, wozu sie ihm nützen konnte. Lefort war das erste Werkzeug, dessen er sich zur Umstaltung Rußlands bediente. Sein mächtiges Genie, das eine barbarische Erziehung hätte unterdrücken können, entwickelte sich fast plötzlich. Er beschloß Mensch zu seyn, Menschen zu befehlen, und eine neue Nation zu erschaffen.

Er verließ Rußland im Jahre 1698, nachdem er noch nicht 2 Jahre regiert hatte. Er ging nach Holland, unter einem gemeinen Nahmen, als wäre er Bedienter des nähmlichen Lefort, welchen er als außerordentlichen Gesandten in die Generalstaaten schickte. In Amsterdam angekommen, in das Verzeichniß der Zimmerleute der indischen Admiralität eingetragen, arbeitete er wie die andern Zimmerleute. In der Zwischenzeit der Arbeit lernte er jene Theile der Mathematik, die einem Fürsten nützlich seyn konnten, ferner, die Kriegsbaukunst, die Schifffahrtskunde, Plane zeichnen. Er begab sich in die Buden der Handwerker, prüfte alle ihre Arbeiten; nichts entging seiner Beobachtung. Von da verfügte er sich nach England, wo er sich in der Schiffsbaukunst vervollkommnete. Er kam nach Holland zurück, und besah Alles, was er zum Vortheile seines Landes anwenden konnte. Endlich, nach zweyjährigen Reisen und Arbeiten, denen kein anderer Mensch sich unterzogen hätte, erschien er, Europens Künste mitbringend, wieder in Rußland. Handwerksleute aller Gattungen folgten ihm in Menge. Zum ersten Mahle sah man große russische Schiffe auf dem schwarzen, dem baltischen Meere und dem Ocean. Gebäude von regelmäßiger und edler Architectur sah man aus der Mitte der Moskauischen Hütten sich erheben. Er gründete da Collegien, Academien, Buchdruckereyen, Bibliotheken. Die Städte wurden polizirt, die Gewohnheiten und Gebräuche

änderten sich nach und nach, wiewohl mit Schwierigkeit. Die Russen lernten stufenweise kennen, was gesellschaftlicher Zustand ist. Selbst die abergläubischen Gebräuche wurden abgeschafft, die Würde des Patriarchen wurde aufgehoben. Der Czar erklärte sich zum Oberhaupte der Religion. Diese letztere Unternehmung, welche einem minder gebietherischen Fürsten Thron und Leben gekostet hätte, gelang fast ohne Widerrede, und sicherte ihm den Erfolg aller andern Unternehmungen.

Nachdem er eine unwissende und barbarische Priesterschaft gebändiget hatte, durfte er versuchen, sie zu unterrichten. Dadurch aber wagte er, sie furchtbar zu machen; allein er glaubte sich mächtig genug, dieß nicht besorgen zu dürfen. In den wenigen übrigen Klöstern ließ er Theologie und Philosophie lehren. Ein glaubwürdiger Mann hat versichert, daß er einer öffentlichen Disputation beygewohnt hat, wo es sich darum handelte, zu wissen, ob der Gebrauch des Rauchtabaks eine Sünde sey. Der Gegner behauptete, es sey erlaubt, sich in Branntwein zu berauschen, aber nicht, Tabak zu rauchen, weil die heilige Schrift sagt: daß das, was aus dem Munde des Menschen kommt, ihn schände, während das, was in selben eingeht, ihn nicht schände. Die Mönche waren mit der Reform nicht zufrieden. Kaum hatte der Czar Buchdruckereyen gegründet, als sie sich ihrer bedienten, ihn zu verschreyen, daß er der Antichrist sey. Ihre Beweise bestanden darin, daß er den Lebendigen die Bärte nähme und man in seiner Academie Dissertationen über einige Todte halte. Allein ein anderer Mönch, der sein Glück machen wollte, trat gegen diese Schrift auf, und that dar, daß Peter nicht der Antichrist sey, weil die Zahl 666 sich in seinem Nahmen nicht finde. Der Verfasser des Libells wurde gerädert, und der Vertheidiger zum Bischof von Stepan ernannt.

Der Czar hat nach dem Beyspiele der Sultane nicht nur die Kirche dem Staate unterworfen, sondern als größerer Politiker hat er auch eine Miliz aufgelöset, welche jener der Janitscharen ähnlich war. Was die Ottomanen fruchtlos versucht haben, hat er in kurzer Zeit ausgeführt. Er hat die russischen Janitscharen, Strelitzen genannt, zerstreut. Diese Miliz ihren Beherrschern furchtbarer, als ihre Nachbarn, bestanden aus ungefähr 30,000 Mann zu Fuß, wovon die Hälfte in Moskau verblieb, die andere an den Gränzen vertheilt war. Ein Strelitze hatte nicht 4 Rubel jährlichen Sold, aber Vorrechte, die ihn reichhaltig entschädigten. Peter bildete sogleich eine Compagnie Ausländer, in welche er selbst eintrat. Er hielt es nicht unter seiner Würde, als Trommler anzufangen, und dessen Verrichtungen zu thun. So sehr bedurfte die Nation des Beyspieles! Gradeweise stieg er zum Officier. Nach und nach errichtete er neue Regimenter, und endlich, da er sich Herr von disciplinirten Truppen fühlte, hob er nun die Strelitzen, welche nun gehorchen mußten, ganz auf.

Die Reiterey war ungefähr das, was sonst die französische war, als Frankreich aus lauter Lehengütern bestand. Die russischen Edelleute machten sich auf eigene Kosten beritten, und stritten ohne Mannszucht, zuweilen ohne andere Waffen, als mit einem Säbel und Köcher, unfähig angeführt zu werden, daher untüchtig zu siegen. Peter der Große lehrte sie durch sein eigenes Beyspiel und durch Strafen Gehorsam. Er diente als gemeiner Soldat, als Subalternofficier, und bestrafte strenge als Czar die Bojaren, das heißt: die Edelleute, welche es unter die Vorrechte des Adels zählten, dem Staate nur nach Belieben zu dienen. Er errichtete ein reguläres Corps zum Dienste der Artillerie, und nahm 500 Kirchenglocken weg, um Kanonen daraus zu gießen. Im Jahre 1714 hatte er 13,000

gegossene Kanonen. Er bildete auch Corps von Dragonern eine für die Fähigkeit der Russen und die Gestalt ihrer kleinen Pferde sehr angemessene Gattung. Die Husaren hat Peter in Rußland eingeführt. Endlich gründete er eine Ingenieur-Schule in diesem Lande, wo vor ihm niemand die Anfangsgründe der Geometerie gekannt hatte.

Er war selbst ein guter Ingenieur. Ueberhaupt zeichnete er sich in allen Theilen der Marine aus, als wahrer Schiffscapitän, gewandter Pilot, guter Matrose, geschickter Zimmermann; dieß war bey ihm um so schätzbarer, als er eine außerordentliche Furcht vor dem Wasser mit auf die Welt gebracht. In seiner Jugend konnte er nicht ohne Grauen über eine Brücke gehen. Er ließ dann immer die hölzernen Fenster seines Wagens zuschließen. Muth und Genie bändigten diese Schwachheit.

Bey Azoffon, der Mündung Tanais, ließ er einen schönen Hafen bauen, er wollte da Galeeren unterhalten. In der Folge, da er glaubte, diese langen platten und leichten Schiffe würden im baltischen Meere vom Vortheile seyn müssen, ließ er deren in seiner Lieblingsstadt Petersburg über 300 bauen. Seinen Leuten hatte er die Kunst gelehrt, sie von der einfachen Tanne zu bauen, und mit ihnen zu fahren. Damahls hatte er auch die Wundarzeneykunst studiert. In einem dringenden Falle sah man ihn einen Wassersüchtigen operiren. Er machte Glück in den mechanischen Wissenschaften und unterrichtete die Handwerker.

Die Finanzen des Czar waren im Verhältnisse zu der Unermeßlichkeit seiner Staaten, von Unerheblichkeit. Allein es heißt sehr reich seyn, wenn man große Dinge verrichten kann. Nicht die Seltenheit des Geldes, aber die der Menschen und Talente schwächen ein Reich.

Rußland ist nicht stark bevölkert, obgleich die Weiber fruchtbar sind und die Männer rüstig. Peter selbst, hat, indem er seine Staaten polizirte, unglücklicher Weise, zu ihrer Entvölkerung beygetragen. Die beständigen Aushebungen, in den langen verderblichen Kriegen, der Uebersiedelungen der Nationen von den Ufern des caspischen Meeres nach dem baltischen; endlich die traurigen Folgen einer langen verwilderten Regierung, sind die Ursachen, daß dieser große Theil des Continentes noch so ungeheure Wüsteneyen hat. Man zählte in Rußland 500,000 adelige Familien, 200,000 gesetzliche Leute, etwas über 5 Millionen Bürger und Bauern, die eine Gattung Steuer entrichten; 600,000 Menschen in den von den Schweden eroberten Provinzen. Die ukrainischen Kosaken und die in Rußland als Vasallen unterworfenen Tataren, steigen nicht bis auf zwey Millionen. Mit Einem Worte hat man gefunden, daß diese unermeßlichen Ländereyen (Jahr 1727) nicht mehr als 40 Millionen Menschen in sich fassen, das heißt ein wenig mehr, als zwey Drittheile der Bewohner Frankreichs.

Czar Peter, indem er die Sitten, die Gesetze, das Kriegswesen und die ganze Physiognomie seines Reiches veränderte, wollte auch im Handel groß seyn, welcher den Reichthum eines Staates und die Vortheile der ganzen Welt zugleich ausmacht. Er unternahm es, Rußland zum Mittelpuncte der Geschäfte Asiens und Europens zu machen. Er wollte durch Canäle, deren Plan er selbst leitete, die Düna, die Wolga und Tanais verbinden, und sich neue Wege im baltischen Meere nach dem Pontus Euxinus im caspischen Meere, und durch diese beyden Meere nach dem nördlichen Oceane bahnen. Der neun Monathe des Jahres geschlossene Hafen Archangel, wo die Anlandung einen langen und gefährlichen Umweg erforderte, schien ihm nicht bequem genug. Er hatte vom Jahre 1700 an, die Absicht, im

baltischen Meere einen Hafen zu bauen, der das Magazin des Nordens und seiner Stadt sey, welche die Hauptstadt seines Reiches bilden sollte. Schon suchte er einen Weg durch die nordwestlichen Meere nach China. Die Manufacturen von Peking und Paris sollten seine neue Stadt schmücken. Ein Weg zu Lande von 754 Wersten, mitten durch Moräste, welche man ausfüllen mußte, führte von Moskau nach seiner neuen Stadt. Der größte Theil seiner Entwürfe ward durch seine Hände ausgeführt. Zwey Kaiserinnen, die ihm unmittelbar folgten, übertrafen noch seine Absichten, wo sie ausführbar waren. Sie haben nichts unterlassen, als das Unmögliche.

Wie es seine Kriege erlauben konnten, bereisete er stets seine Staaten. Aber er reisete als Gesetzgeber und Physiker. Er prüfte überall die Natur, trachtend sie zu verbessern oder zu vervollkommnen. Er selbst untersuchte die Tiefe der Flüsse und Meere. Er befahl Schleußen anzulegen, und besah die Hölzer. Er ließ die Minen durchforschen, und prüfte die Metalle. Er ließ genaue Karten verfertigen und arbeitete eigenhändig mit.

An einem Orte der Wildniß baute er die kais. Stadt Petersburg, welche 6000 Häuser zählt *), wo sich in unsern Tagen ein glänzender Hof gebildet hat, wo man endlich die feinen Genüsse kennt. Er baute den Hafen von Kronstadt auf der Neva, St. Croix an Persiens Gränzen, Festungen in der Ukraine und in Sibirien. Er stiftete Admiralitäten zu Archangel, Petersburg, Astrachan, Azoff, Arsenale und Hospitäler. Alle seine Häuser waren klein und von schlechtem Geschmacke, aber er verschwendete an den öffentlichen Gebäuden Herrlichkeit, Pracht und Größe.

---

*) Jetzt an 8000 und 336,000 Einwohner.

Die Wissenschaften, sonst die langsame Frucht vieler Jahrhunderte, wurde durch seine Sorgfalt in seinen Staaten sämmtlich vervollkommnet. Nach den Vorbildern der berühmtesten Gesellschaften zu Paris und London, erschuf er eine Academie. Die Delisle, die Bulfinger, die Hermanne, die Bernouilli, der berühmte Wolf; dieser vortreffliche Kopf in allen Theilen der Philosophie, wurde auf große Unkosten nach Petersburg berufen. Diese Academie besteht noch. Es bildeten sich nun daselbst russische Philosophen. Den jungen Adel nöthigte er zu reisen, sich zu unterrichten, die Verfeinerung des Auslandes nach Rußland zurück zu bringen.

Auf diese Weise hat ein einziger Mann das größte Reich der Welt umgestaltet.

Faß des Diogenes.

Manche wird die Behauptung überraschen, daß des Diogenes Tonne nicht von Holz, sondern von gebrannter Erde gewesen sey. Dieß beweisen alle Commentatoren des Juvenal bezüglich auf die Stelle:

—— Dolia nudi
Non ardent Cynici, si fregeris, altera fiet
Cras domus, aut eadem plumbo commissa manebit.
Sensit Alexander, testa cum vidit in illa
Magnum habitatorem, quanto felicior hic, qui
Nil cuperet, quam qui totum sibi posceret orbem.

Daß des Diogenes Faß nicht von Holz war, zeigt diese Stelle unverkennbar an: das Wort testa, die Unverbrennlichkeit, und die Ausbesserung durch Bley. Alles setzt es außer Zweifel, und ist auch sonst ganz der Klugheit dieses alten Cynikers würdig.

Was der Mensch aushalten kann.

Franz Clive ist der Nahme eines Calvinisten, dessen abenteuerliche Schicksale ihm wohl ein langes Andenken sichern werden. Schon vor seiner Geburt, wenn man so sagen darf, erlebte er einen eigenen Fall. Er wurde nähmlich begraben, ehe er noch geboren war, was nicht anders ausgelegt werden kann, als daß seine Mutter im Zustande der Schwangerschaft mit ihm, beerdiget wurde. Clives Vater, abwesend, kam Tags darauf zurück, ließ das Grab sogleich wieder öffnen, Aerzte hohlen und den Kaiserschnitt vornehmen, worauf denn Franz Clive lebendig aus dem Leibe der todten Mutter hervor ging. Im Jahre 1562 während des Bürgerkrieges zwischen Katholiken und Protestanten, befand sich Clive unter den Vertheidigern der Stadt Rouen. Ein feindlicher Schuß warf ihn vom Walle herab; einige Soldaten sprangen herbey, hielten ihn, da er nicht das mindeste Lebenszeichen von sich gab, für todt, und scharrten ihn ein. Als sein treuer Diener hiervon hörte, trieb es ihn an, den geliebten Herrn durch ein würdiges Begräbniß zu ehren. Er eilt, in der Nacht noch, auf die Wahlstatt, jeden neu aufgeworfenen Grabhügel untersuchend. Da zeigt sich seinen forschenden Blicken ein aus der Erde hervorragender Arm; in demselben Augenblicke tritt auch der Mond aus den Wolken, und den Suchenden blitzt ein Diamantring vom Finger dieses Armes an. Gleich erkannte der Treue dieß Eigenthum seines Herrn, hohlt eine Schaufel, und gräbt den Leichnam wieder aus. Mit Entzücken spürt er noch einige Lebenswärme daran, und trägt ihn auf seinen Schultern in das nahe Lazareth. Der von des Tages Mühen erschöpfte Wundarzt erklärt aber die Unmöglichkeit der Rettung, und weiset das Geschäft ab. Doch der wackere Diener läßt sich dadurch nicht abschrecken; er trägt seinen Herrn

in dessen Wohnung, legt ihn ins Bett, und sucht, ohne alle weitere Hülfe, die entwichene Lebenskraft wieder zu erwecken. So vergingen drey Tage, ehe ein Paar Aerzte bewogen wurden, sich des Lebendigtodten anzunehmen. Kaum aber hatten sie seine Wunden gereinigt, und ihn ins Leben zurück gerufen, als sie ihn verlassen mußten, und so blieb der nur spärlich Genesende im Getümmel der Belagerung der kümmerlichen Pflege seines treuen Dieners allein überlassen. Inzwischen brachen die Feinde in die Stadt, und drangen auch in Clives Haus. Weit entfernt, den Kranken zu schonen, geht ihre Grausamkeit so weit, ihn aus dem Bette zu reißen, und aus dem Fenster in die Straße hinab zu werfen. Clive fiel auf einen Misthaufen, zwar ohne sich zu beschädigen, aber auch von aller Hülfe entblößt, ehe man seinem Diener davon gesagt hatte. Der Himmel aber führte dem, mehrere Tage mit dem Tode Ringenden, endlich einen Verwandten, Nahmens Ducrit, zu, der ihn in sein nahe liegendes Landhaus bringen ließ. Hier unter sorgfältiger ärztlicher Pflege gewann er allmählich Kraft und Gesundheit wieder. Er lebte noch 44 Jahre.

Merkt's ihr Buchdrucker und Händler!

Auf der Wolfenbüttel'schen Bibliothek (104. 16. Quodl. 4°.) befindet sich ein Büchlein, in 4°., betitelt: „Mich wundert, das kein Geld ihm Land ist. Ein schimpflich doch vnschädlich gesprech dreyer Landfarrer aber yetz gemelten Tytel. Ließe das Buchlin, so wirdstu dich furohyn verwundern, das ein pfenig ihm Landt blieben ist. M. D. X. X. iii j." Der großgünstige Leser wolle aber bey dem Anblicke dieses Titels nicht erschrecken, da wir mit der finanziellen Wirthschaft hier nichts zu thun haben, sondern

bloß einige von den Curiositäten ausheben wollen, welche dieß seltene Büchlein über Bücher und Buchhandel enthält. „Von Buchdruckern, Buchfurern vnd schreibern" ist ein eigener Abschnitt, welcher also beginnt: „Es ist die gantz Welt auff kaufen und verkauffen gericht, darÿn doch weder trew noch glaub gehalten wirt. vnd erber die kauffleith seint darff man nit lerne auß alten historien der iuden vnd heiden, man sehe an das exempel derer die itz auch die gschrifft feil bieten vnd tragen. Sihe zu, wie vnbedacht fallen die Drucker auff die Bücher oder exemplar, vngeacht ob ein Ding böß oder gut sey, gut oder besser, ziemlich oder ergerlich, sie nenen an schantbücher, bulbücher, chufflieder, vnd was vor die hand kompt vnd scheint zutreglich den fetel, dadurch den Leser gelt geraubt wirt, die sein vnd hertzen verwust vnd vil zeit verloren, also werden sie vntzelicher sund theilhafftig, darumb selten glut darin schlecht, was eine xjar vertratzt, das furt der teuffel off einmal hin. Itzt sein sie gefallen auf die Lutherische buchlein, auff heilige geschrifft, auch allein vnd gewieß, so mus auch gottes wort yrern abgöttischen geytz dynen, aber got wird nit lang lachen dortzu, wie wenig got eines gewißen predigers verschont, also wenig wirt er der gewinstdrucker verschonen." Weiterhin heißt es: „Auch gebrauchen die Trucker böß papyr, böße litera, haben kein acht obs wol corigirt sey oder nit, kurtz allein wer es verkeufft, es war gut oder bös, so seint sie zufrieden, vnd also wo sie nutz suchen, fünden sie schaden, den sie machen, daß man ungern keufft yr Ding." Der Verfasser gibt nun auch sein Ideal eines Buchdruckers Preis, indem er sagt: „Ich lobe ein Trucker der ausgeleßene materie druckt, wol corigirt, mit hübscher litera auff gut papyr. Solich leuth haben lob und nutz darvm, was man wol ytz etzlich Truckerherren findet hyn und her im Land wiewol irrer wenig ist. Ich keuff und leß auch oft

ein Büchlein, wan ich aber so nerrisch, bubisch tyttel daruff sihe, als Buntsgenossen, Schweytzerpauren, Fuchs vnd Wolff, Zygeuner, Turk und Ungar, Nachtgal, Rittersporn, Badenfart, Schelmenzunfft, Narenbeschwerung, Geuchnyd, Babstgrub, Wolffgeschrey, Klaher Thurn, luthers Feldschlacht, Karsthens, Flegelhans, u. s. w. (N. B.), wogegen sich der Verfasser so sehr aufhält, das sind lauter wirkliche Büchertitel damahliger Zeit. Was würde er zu unsern jetzigen täuschenden Aushängeschildern sagen müssen!) Wortzu dienen solch titel? allein zu leichtfertigkeit, zu anzeigen, das sich der teuffel furtregt, auch vnter heiligen Worten. — — Bey sondern solichen seltzamen schwindelkopff des schreibers, vnd fluch der sant Velltn, darumb das er sich mit gots wort wil ender uns einfueren." Die Schrift ist übrigens fünfthalb Bogen stark und überaus selten.

Erscheinungen des geselligen Lebens.

Jedermann kennt Delilles Gedicht La Conversation, aber nicht Jedermann wird die rückwärts angehängten Notes de éditeurs mit der Aufmerksamkeit gelesen haben, welche sie verdienen. Ja Mancher hat sie vielleicht ganz überschlagen, wie das bey der seltsamen Einrichtung, sämmtliche Bemerkungen hinter dem Texte abzudrucken, sehr oft der Fall seyn muß. — Diese Noten sind ein kleiner Schatz von Charakterzügen, feinen Beobachtungen, scharfsinnigen Maximen für das Weltleben, und machen uns mit mancher interessanten Person näher bekannt. Eine Verdeutschung schien mir daher der Mühe werth. Ich unternahm sie, und fügte einige Noten hinzu, wie ich mich beym Niederschreiben der Uebersetzung eben angeregt fand. Mehrere wird man

freylich nicht erschöpfend finden, aber hätte ich hierauf ausgehen wollen, so würden meine eigenen mehr Raum haben einnehmen müssen, als das Original selbst, wie bey diesem oder jenem alten Classiker, wo oft eine schlichte Sylbe in einer ganzen Folioseite voll Noten schwimmt. Daß ich meist französische Autoren citirte, wird man nicht unangemessen finden, besonders wenn es auf Berichtigung ankam, weil da immer das eigene, das Nationelle das entsprechendste Gewicht behauptet.

Ich war Anfangs Willens, Delilles Gedicht selbst und zwar ebenfalls metrisch zu übersetzen. Die Schwierigkeiten schienen mir aber, ich verhehle es nicht, in keinem Verhältniß mit dem Zweck für das deutsche Publicum, und ich unterließ es daher, eingedenk der Worte Merciers:

Traduite Horace, c'est transvaser du champagne: la mousse fuit. Doch habe ich mich nicht enthalten können, aus Delilles Vorrede zwey Stücke zu übersetzen; und ich theile sie, gleichsam als Einleitung, hier mit.

Das eine enthält Delilles Grundansicht vom Conversationswesen und lautet:

»Eine Gesellschaft geistvoller und artiger Personen, sich in einer angenehmen Conversation durch wechselseitige Mittheilung ihrer Ideen und Gefühle gemeinschaftlich unterhaltend und unterrichtend, das hat mir immer die glücklichste Vergegenwärtigung des Menschengeschlechtes und socieller Vervollkommnung geschienen. Hier bringt jeder seine Wünsche und seine Mittel zu gefallen mit, seine Empfindsamkeit, seine Einbildungskraft, seine Erfahrung, Alles durch Freyheit verschönert, durch Anstand gehalten; hier zeigt sich ein wechselseitiger Instinct von wohlwollenden Gesinnungen, ein süßes Gefühl des Vertrauens, vom Charakter eingehaucht, und durch Gewohnheit befestiget; hier übt sich, ohne Anordnung, ohne Zwang, eine sanfte Polizey, ge-

gründet auf die Achtung, welche die Menschen in ihrem Verein sich gegenseitig einflößen, auf das Bedürfniß der Behaglichkeit unter einander, und auf eine Gattung von Scham, welche, vor einer großen Anzahl von Zuhörern und Zeugen, alles Beleidigende, allen Uebelstand und alle Unbilligkeit ausscheidet; hier wird durch ein Wort, durch einen Blick eine Gutheißung angedeutet, einer Unanständigkeit vorgebeugt, Achtung auferlegt, die Aufmerksamkeit geweckt, der Ungestüm unterdrückt; hier lieset der Geist, durch Beobachtungen und Erfahrung geübt, in dem Auge, in den Mienen, in der Haltung eines Jeden, was seine Eigenliebe zu vernehmen besorgt oder wünscht; hier, der Gesellschaft das Gleichgewicht gegenstrebender Ansprüche, und nebenbuhlerischer Eitelkeit sichernd, spricht sich in Allen, was in Reibung und Zwistigkeiten ausarten könnte, der Einklang der schönsten Harmonie aus, macht die Personen einander wechselseitig angenehm, flößt ihnen den Wunsch des Wiedersehens ein, und streut über den nächtlichen Schlummer die Vergnügungen des kommenden Tages aus" (?!)

In dem andern Stücke spricht er über Conversation der Alten im Vergleich der seiner Landsleute.

»Der Charakter der Regierung hat vielleicht den größten Einfluß auf die Conversations-Zirkel. In Athen und Rom waren der große öffentliche Platz und das Forum der gewöhnliche Schauplatz politischer Conversationen. Hier trieben sich, von leidenschaftlichen Rednern angeeifert, die Ehrgeizigen und Ränkeschmiede umher, den zügellosen Pöbel aufzureitzen. Hier vernahmen sie weder die Einschmeichelungen der Freundschaft noch die Rathschläge der Klugheit, wohl aber den ungestümen Lärm der Gunst und des Hofes. Die Zuschauer und Schauspieler dieser ausgelassenen Scenen, trugen diese in ihre besondern Gesellschaften, und in

die Orte über, wo die vereinigten Bürger zusammen kamen, friedliche Verhandlungen zu pflegen. Die Begünstiger und Parteygänger derjenigen, welche sich um die Authorität zankten, machten nach den Eindrücken, die sie empfangen oder gegeben hatten, erfüllt, den Saal zu einem Schlachtfelde. Keiner war er selbst; jeder war Marius oder Sylla, Pompejus oder Cäsar, Antonius oder Augustus, und focht für ein Interesse, welches der Wunsch zu gefallen oder durchzugreifen zu den seinigen gemacht hatte. Hier schalleten die tobenden Abstimmungen und ungestümen Bewegungen wieder, welche auf den öffentlichen Plätzen ausgebrochen waren.

Welch ein Unterschied zwischen diesen lärmenden Zusammenkünften, und den liebenswürdigen Zirkeln, in welche man in Frankreich, den durch Titel und Einsicht (lumiére) distinguirtesten Fremden mit Vergnügen den Zutritt gewährt, welche, wenn sie zuweilen Mißvergnügen, Verdruß oder eifersüchtige Vorurtheile gegen die gewöhnlichen Formen unserer Gesellschaft mitbringen, öfter noch überrascht und bezaubert (charmés) von alle dem abreiseten, was die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, die Liebenswürdigkeit des Charakters, die Grazie der Sprache, die Feinheit des Tactes, die zarte Beobachtung der Wohlanständigkeit, die gegenseitige Erweisung der Höflichkeit, ihnen Angenehmes und Reitzendes in die köstlichen Sammelplätze dieser feinen Conversationen, oft den glänzendsten Festen, der gesuchtesten Unterhaltungen und den herrlichsten Schauspielen vorgezogen, zu legen schienen. In diesen feinen Zirkeln, wo alle Arten von Rang, alle Stände, jedes Alter, entweder zur Langeweile oder zum gemeinschaftlichen Vergnügen beytrugen, war es, wo Labruyere die Menschen studirte, seine Charaktere wählte und seine Moral bildete."

Endlich muß ich noch sagen, daß, wenn Vorliegendes seiner Natur nach, auch kein festes inneres Band, und nichts weniger eine systematische Form hat, es doch als eine Beylage zu Knigge's Umgang, Wenzel's Mann von Welt, der Frau von Woltmann Spiegel der feinen Welt ꝛc. wird gelten können.

Nur in den Zirkeln, wo das weibliche Geschlecht zum Theile vorherrscht, kann die Conversationskunst gedeihen. Deßwegen behaupten die Neuern, und insbesondere die Franzosen, einen so großen Vorzug vor den Alten. Bey den Griechen und Römern, beschäftigten sich die Männer, welche gewohnt waren, ausschließend unter einander zu leben, in ihren Unterredungen bloß mit politischen und anderen ernsthaften Interessen. Die Athenienser waren ohne Zweifel große Redner; auch wäre es vielleicht eben so schwer gewesen, einen besonnenen und verschwiegenen Mann, als in Lacedämon einen Schwätzer zu finden. Allein man kann sagen, daß man dort überall eher die Kunst zu reden, als zu conversiren gekannt hat. Plutarch, derjenige Schriftsteller der Vorzeit, welcher uns die meisten Details über das häusliche Leben der Alten gibt, hat nichts hinterlassen, was uns könnte glauben machen, daß die Conversationskunst zu seiner Zeit irgend einen Grad der Ausbildung erreicht habe. Zwar hat er eine Abhandlung über die Kunst „zu hören" verfaßt; aber dieser ganze Tractat läßt sich auf Vorschriften, den jungen Leuten den Unterricht der Philosophen nützlich zu machen, beschränken. In dem ersten Capitel dieser Abhandlung, Tischgespräche betitelt, wirft er die Frage auf, ob es anständig sey, bey einem Feste über Literatur zu reden. Alle anderen Capitel handeln von den Gebräuchen der Alten, und von Gegenständen, welche

er Conversation völlig fremdartig sind. Der einzige Tractat des Plutarch, welcher einigen Bezug auf sie hätte, wäre der mit dem Titel: vom Zuvielreden; der Fehler, gegen den sich der Philosoph Garona erhebt, ist der erste, den die Menschen an sich haben wahrnehmen müssen. Mehrere alte Moralisten haben ihn behandelt; Theophrast unter andern, hat uns die Schilderung des Schwätzers hinterlassen.

Plato, Anfangs einiger seiner Gespräche, läßt einige Mitsprecher einen vertraulichen Ton annehmen; aber diese Dialogen haben alle einen fixen und bestimmten Gegenstand, einen fast verfolgenden Gang, der sie von der eigentlichen Conversation unterscheidet. Um zu erkennen, bis auf welchen Punct die Alten und vorzüglich die Griechen, die Conversationskunst besaßen, müßte man wissen, was sich im Salon der Aspasia zutrug, und was man daselbst verhandelte. Allein die Sache war delicat, denn die Conversation ist ihrer Natur nach sehr verflüchtigend; sie gehört ausschließlich dem Augenblick und ihrem eigenen Cirkel an, und läßt sich nicht in Bücher übertragen, wo sie die natürliche Grazie, die sie auszeichnet, das Leben, welches sie von der Stimme, den Bewegungen, der Physiognomie, von der Stellung und den Eindruck auf die Zuhörer, von den Ton und der Manier der guten Gesellschaft empfängt, verlieren würde. Die Conversationen, welche von einem Cirkel in ein Buch übertragen werden, gleichen jenen Blumen, die man in ein Herbarium versetzt, wo sie bald Duft und Farbe einbüßen.

»La brillaient sans orgueil, mais non sans dignité
Les Periclés et les Alcibiadés. *)

*) Diese Stellen sind sämmtlich aus Delilles Gedicht selbst.

Stillingfleet, Verfasser eines englischen Gedichtes übe die Conversation, spricht auch von Athen, doch erwähn er weder des Pericles noch der Aspasia, er redet nur vo Socrates. Wir führen hier an, was er von den griechi schen Philosophen sagt, weniger, um eine Idee von den Gegenstand zu geben, als des Verfassers Manier zu charak terisiren:

»Aber,” heißt es, »schildern wir jetzt einen eben s großen, als diesem entgegen gesetzten Charakter, ihn mah lend, wie er während seines Lebens Athen erleuchtet, wi er durch seinen Tod die Schande dieser Stadt verewigt Eine bittre Geißel der Sophisten, zieht er vom Himmel di wahre Weisheit herunter, und pflanzt sie auf den Thron der Usurpatoren. In allen Dingen mit Ausnahme der Anmaßung, Philosoph, lehrte er sie, was sie vernachlässigten: Gemeingeist. Sie waren gemacht das schwerfällige Lyceum zu beherrschen, dieses Lyceum, um die Welt zu unterrichten; Athen ganz allein war seine Schule.”

»Der wackere Kaufmann, der leichte Stutzer, große Herren, Schöngeister, in ihren eigenen Augen wohl noch bedeutender, wurden zu Weisen mit ihm, ohne wahrzunehmen, daß sie es durch Unterricht wurden. Er sprach wie sie, ohne also zu denken, er weinte weder, noch lachte er über den verderbten Zustand des Menschen. Die Thränen überließ er den Weibern, und das Lachen den Blödsinnigen. Seht ihn unter den berühmten Philosophen im Wortwechsel über ihre Halsstarrigkeit, oder mit Rosen gekrönt beym fröhlichen Fest; seht ihn beschimpft von einem wunderlichen zanksüchtigen Weibe, oder zum voraus von seinen Richtern zum Tode verdammt. Welche ergreifende, ungekünstelte Ausdrücke haucht sein Mund aus, erhaben und leicht, beredt und vertraulich zugleich!”

„De l'art de converser ce doux présent des cieux
J'étais impatient de peindre les délices.

Der Erste, welcher Regeln über die Conversationskunst in Verse gebracht, ist der P. Tarillon, Verfasser eines kleinen Gedichts in einem Gesang mit dem Titel: Ars confabulandi. P. Tarillon war viel besser im Studium der Alten als in der Weltkenntniß bewandert. Er gibt sehr wenig Schilderungen, und seine Vorschriften taugen für ein Collegium. Ein anderer Jesuit, der P. Janvier hat Tarillons Gedicht in französischen Versen nachgeahmt, oder vielmehr paraphrasirt. Hier ein Fragment von Janviers Arbeit:

J'aime un homme d'esprit, qui par plaisanterie
Hasardant quelquefois une badinerie
Fait rompre adroitement un trop long entretien,
Ou, faute de matiere, on ne disait plus rien.
Voyéz, quand on s'ennuye, Aristhéne à la ronde
A gouter du tabac inviter tout le monde.
Il plaisante, il badine, et d'un air gracieux
Assure, en Vous l'offrant, qu'il est delicieux;
On y goute à l'instant, et sur la seule mine
En savant connoisseur Timagene devine.
Le veritable cru, d'ou vient a bon tabac,
S'il est du pont- Gibon de Malte ou de Clerac;
Brontin le trouve vert, Ménas tousse élernue
En s'inclinant vers lui la troupe le salue
Et lui fait à l'envi mille obligeantis souhaits:
Ce sont la, cher tabac, les utiles effets."

Diese Verse sind den P. Tarillon ziemlich treu imitirt und können zugleich auf das französische und lateinische Gedicht schließen lassen. Ein Herr Cadet hat unter seinem

Nahmen im vorigen Jahrhunderte das Gedicht des P. Janvier herausgegeben, und nichts als zwanzig und etliche Verse daran geändert. Dieses Plagiat blieb lange Zeit unbekannt; aber heut zu Tage, wo man es einem dramatischen Dichter als Verbrechen auslegt, zehn mittelmäßige Verse von einem Jesuiten entlehnt zu haben *), scheint es uns anständig, den Diebstahl des Cadet anzuführen, der sich ein ganzes Gedicht zugeeignet hat.

Ein anderer Jesuit, der P. André, Verfasser des Essai sur le beau, hat über die Kunst zu conversiren ein kleines Gedicht herausgegeben. In der Vorrede sagt er: Wenn mir das Versemachen unglücklicher Weise gelingen sollte, welch eine Schande wäre das für meine (—) Geometrie!" Bey der Durchsicht der nachstehenden Passage wird man aber sehen, daß er dieß Unglück keineswegs erlitten habe **).

---

*) Und das ist auch ein Verbrechen, weil Entlehnen hier so viel heißt, als Stehlen. Gäbe es einen literarischen Codex, so müßte auf ein Plagiat die moralische Todesstrafe verhängt seyn, und wenn es auch nur eine Interpunction beträfe. Sind die Verse wirklich mittelmäßig, so ist das Vergehen gar nicht zu entschuldigen, weil, wenn es schon schlecht ist, Gutes in diesem Sinne zu entlehnen, es dumm und schlecht zugleich seyn muß, das Mittelmäßige zu borgen.

**) Bey der Durchsicht der nachstehenden Stelle wird man aber sehen, daß er das Unglück allerdings erlitten habe. Abermals ein Beweis von der Herrschaft gelehrter Vorurtheile. Die Verse des P. André sind wohl eben so gut gedacht, als gestellt; und hätte der gepriesene Voltaire, dessen geistige Excremente wie die nicht geistigen des Lame hoch verehrt und Millionenmahl wieder gekaut werden, sie gemacht, so würden sie auch eben so oft citirt worden seyn. Aber machen es in dieser Kleinmeisterei die Großmeister der Literatur, die lieben Deutschen, auch nicht besser!

„Jamais un grand parleur ne fut homme de sens,
Ses discours vagabends, ses propos discordants,
Découvrent tot ou tard par des lourdes méprises
Que qui parle beaucoup de sottises.“

Noch citirt man verschiedene andere Werke über denselben Gegenstand, ein kleines Gedicht des H. v. Marilli, eine Epistel über die Conversation an einen jungen Mann gerichtet, einen Brief des Herrn de la Lougtiere. Alle diese Werke sind jetzt vergessen, und verdienen es zu seyn. Das Gedicht der Mad. Vannoz *) lassen wir unberührt, weil Delille in seiner Vorrede, es mit Würdigung erwähnt.

In der deutschen Sprache kennt man nichts über die Conversation **). Die Engländer haben ein Gedichtchen in 7 bis 800 Versen, in welchem dieser Gegenstand eher bloß angedeutet als förmlich behandelt wird. Der Verfasser, Stillingfleet, verliert sich in Betrachtungen und philosophische Declamationen, die keineswegs zur Conversationskunst

---

*) Der Titel ist: Conseils à une femme, sur les moyens de plaire dans la conversation.
Wie geistvoll sie auffaßt und darstellt, davon hier eine kleine Stelle:

Orner le fond d'un eutretien frivole,
Et l'embellir par la varieté,
Avec aisance, avec facilité;
Prendre à son tour et céder la parole
Sans que l'apprêt dans de legers propos
Gâte le choix et des tours et des mots
Tel est cet art, dont le monde est l'ecole.

**) Mit Gunst, mein Herr! Wir kennen gar allerhand; aber Sie von der großen Nation, was kümmern Sie Sich um die Literatur der deutschen Barbaren! Wir haben allerliebste Theorien des geselligen Umganges, und ist gleich Knigges Werk fast das Hauptbuch, so fehlt es auch nicht an speciellen Werken.

gehören; er schildert wenig, gibt eben so wenig Regeln, und versetzt den Leser niemals in den Kreis der Gesellschaft. Wir haben ein italienisches Gedicht von Clem. Bondi vor uns liegen, betitelt: Le Conversazioni. Man weiß, daß dieses Wort im Italienischen eine Gesellschaft, eine Assemblee, eine Zusammenkunft (réunion) bedeutet, wo man oft kein Wort spricht: folglich ist die Kunst zu conversiren nicht der hauptsächlichste Gegenstand von Bondis Gedicht, welches nur eine Gallerie episodischer Portraits und Gemählde vorstellt. »Kommt mit mir," sagt der Dichter zu Anfangs, »die Schauspieler werden gewählt, ein weiter Saal wird das Theater seyn." — Bondis Gedicht ist nicht ohne Verdienst, und enthält mehrere lebhafte und seelenvolle Schildereyen. In der folgenden Note werden wir einige Passagen mittheilen.

Unlängst erhielten wir ein neues Werk über die Conversationskunst; es ist eine Epistel, betitelt: die Kunst zu schwatzen (l'art de causer), der Verfasser dieses sinnreichen Gedichtes ist Chazet, er sagt von Delille:

„Pouis-je oublier Delille ?
Il nous dit un bon mot comme il fait un bon vers;
Il fronde un ridicule, il se rit d'un travers.
Ou remontrant pour nous le fleuve de la vie
Fait oublier le tems, comme le tems l'oublie;
Jes moindres entretiens valent de longs discours;
Qui l'écoute un moment, profite pour toujours;
En badinant il pense, en riant il eclaire
Et de l'art de causer il a fait l'art de plaire."

„Dabord dans le cercle banal
Arrive un couple nouvelliste" — *).

---

*) Was gibt es Neues? ist die erste Frage beym Wiedersehen. Meist leere Neugierde, selten Wißbegierde, immer Egoismus

Theophrast und la Bruyere haben das Bild des Neuigkeitskrämers entworfen; von einem seiner Zeit spricht Montesquieu in den persischen Briefen. Von diesen Autoren wollen wir nichts anführen; wir wollen lieber den Discurs mittheilen, welchen Livius den Paulus Aemilianus

---

veranlassen sie. — Das Schlimmste dabey ist nur, daß, wie Lessing sagt: Das Neue nicht immer gut, und das Gute nicht immer neu ist. Aber alles ist gut sagt der Novellist, ist es nur Neu; nichts ist Gut was nicht Neu ist, erklärt der Pflastertreter, denn:

Il vous faut du nouveau, n'en fut-il plus au monde

sagt Lafontaine sehr treffend, und ein anderer französischer Poet, ich glaube Vorde:

La nouvelle du jour, occupe l'entretien
Elle est tout aujourd'hui, demain ce n'est plus rieu.

So bey unserm Schiller: Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden. Also hat, wie Segör (Galérie mor. et polit. p. 149) den Archidamus in den Mund legt, das Gegenwärtige keine reelle Existenz; der jetzige Augenblick ist, wie alles in der Natur, in zwey Theile zerlegbar, wovon der Eine der Vergangenheit, der Andere der Zukunft angehört. Man kann also sagen: das Vergangene ist nicht mehr, die Gegenwart ist nicht, und die Zukunft ist noch nicht, daher die Zeit gar nicht für uns da ist. Scharfsinniger setzt der geistreiche Neeb in seinen vermischten Schriften (II. B. p. 3) aus einander, daß es eigentlich gar kein „Seyn" gebe, da Alles nur ein „Werden" sey.

Ich schrieb ins Denkbuch der verfallenen Veste Rauhenstein:
„Seyn?" Es ist nicht. Nur nach „Werden"
Ringet alles hier auf Erden:
Drum in's Blau der Zukunft sende
Deinen Blick durch diese Wände,
Aufwärts nach den heitren Höhen
Wo die reinen Lüfte wehen;
Und der Tag des Lebens lacht
Nach durchträumter Todesnacht ꝛc.

in den Mund legt, als dieser im Begriff steht, in den macedonischen Krieg zu ziehen. Von den Neuigkeitskrämern, von welchen Rom damahls angefüllt war, redet der Consul an das römische Volk in nachstehenden Worten:

„In allen Zirkeln, und selbst so Gott will, bey allen Tafeln, gibt es Leute, welche den Zug deiner Heere in Macedonien beystimmen. Vernimm sie, sie werden dir die zu wählenden Lagerplätze angeben, die vortheilhaften Stellungen, den Zeitpunct und die Defileen ins feindliche Land zu dringen, wo Magazinen anzulegen; ob es besser sey, die Zufuhr zu Land oder zu Wasser zu machen. Und nicht nur den zu befolgenden Plan werden sie vorschreiben, sondern, sie machen, wenn man sich von ihren Ideen entfernt, dem Consul in aller Form den Prozeß, und rufen ihn vor ihr Tribunal. Zweifelt nicht, Römer! dieser Eigendünkel ist ein großes Hinderniß für den Erfolg eurer Waffen, denn nicht alle Heerführer setzen dem Volksgeschrey Festigkeit entgegen, wie Fabius ihnen, welcher lieber sein Ansehen durch die Voreiligkeit der Menge beschränkt sehen, als den Vortheil des Staats auf Kosten seines Rufs in Verlegenheit bringen wollte. Ich behaupte nicht, daß die Heerführer der Vorschläge nicht bedürften; und alles nach seinem Kopfe machen wollen, beweist mehr Eigendünkel als Klugheit. Was kann man also begehren? Daß diese Vorschläge nur von Leuten des Standes selbst ertheilt werden, die Einsicht und Erfahrung haben; ferner von Personen der Gegend selbst, wo sie das Terrain, den Feind, die Gelegenheiten übersehen können, welche, so zu sagen, auf demselben Schiffe dieselben Gefahren theilen. Wenn sich dennoch jemand schmeichelt, mir in diesem Kriege mit Rathschlägen an die Hand gehen zu können, so bitte ich ihn, seine Dienste der Republik nicht vorzuenthalten, und mich nach Macedonien

zu begleiten; Galeeren, Pferde, Zelte, Mundvorrath mit diesen und Allen will ich ihn frey halten. Aber wenn man die Mühe scheut, und die Ruhe der Stadt den Beschwerlichkeiten des Krieges vorzieht, so bleibe man am Ufer, und lasse den Steuermann das Ruder führen. Die Hauptstadt liefert Stoff genug zu Unterredungen. Der Plauderkitzel halte die Gegenstände, welche nicht vor seine Gerichtsbarkeit gehören, in Ehren. Was uns anbetrifft, so werden wir unsere Ohren nur den Meinungen im Felde selbst leihen."

„De la maison voisine arrive un érudit,
Qui dans les murs de Sparte et de Rome et d'Athéne,
Sait tout ce qu'on à fait et tout ce qu'on a dit."

La Bruyere hat von dem gelehrten Pedanten ein sehr treffendes Bild aufgestellt; er hat mehr Stoff in diesen Charakter gelegt als Delille, weil der Dichter, die Lächerlichkeiten der Gesellschaft schildernd, sich auf das, was si mit der Conversation gemein haben, hat beschränken müssen; sein Feld ist also hier minder groß, als das des Moralisten, ein Umstand, den der Leser des Gedichtes nicht aus den Augen verlieren soll. Hier einige Züge aus La Bruyere: „Hermogenes weiß nicht, wer König von Ungarn ist; er wundert sich, keine Meldung von dem Könige von Böhmen zu hören: sprecht nicht über den flandrischen und holländischen Krieg mit ihm, erlaßt ihm wenigstens die Antworten, er verwechselt die Zeit, vergißt ihren Anfang wie ihr Ende; Gefechte, Belagerungen, Alles ist ihm neu. Aber in der Riesenschlacht ist er bewandert, er erzählt die Fortschritte und geringsten Details, nichts entgeht ihm. Eben so setzt er das schreckliche Chaos des babylonischen und assyrischen Reichs aus einander, er kennt die Aegypter und

ihre Dynastie aus dem Grunde. Versailles hat er nie gesehen, wird es nie sehen, aber bey dem babylonischen Thurmbaue war er zugegen. Man erzählt ihm, daß der König einer vollkommenen Gesundheit genießt, und er erinnert sich, daß Thetmosis, ein ägyptischer König, kränklich gewesen, und diese Complexion von seinem Großvater Alipharmutosis sich herschrieb. Was wäre es, daß er nicht wüßte? Welches Ding aus dem ehrwürdigen Alterthume wäre ihm verborgen? Er wird euch sagen, daß Semiramis, oder nach Andern Serimaris wie ihr Sohn Ninyas gesprochen, daß man ihr Sprachorgan gar nicht unterscheiden konnte. Ob das nun daher kam, weil die Mutter eine so üble Stimme wie ihr Sohn, oder weil dieser eine so weibliche Stimme wie jene gehabt habe, kann er aber nicht entscheiden. Er wird euch entdecken, daß Nimrod links, und Sesostris links und rechts zugleich verschoben war; daß es ein Irrthum sey, sich einzubilden, Artaxerxes wäre Langarm genannt worden, weil der Arm ihm bis auf's Knie reichte, und nicht deßwegen, weil ihm eine Hand länger war, als die andere; denn, setzt er hinzu, es habe glaubwürdige Autoren gegeben, die versicherten, es sey die rechte Hand gewesen; daß er aber nichts destoweniger behaupten könne, es sey die linke gewesen *)."

---

*) Diese Zeichnung ist gut, und erinnert uns lebhaft an Kotzebues Vielwisser. Was nicht für's practische Leben taugt, nicht Gemeinnützigkeit in sich trägt, unfruchtbares, esoterisches Wissen allein ist eitle Gedächtnißsache, verdient statt Würdigung nur Bedauern oder bessernden Spott. Es ist die verblendetste Ausschweifung eines, wenn auch negativen, Egoismus. Man weiß um zu können, man kann um zu handeln; man handelt um zu nützen, und nützt um seine Schuldigkeit zu thun, Andere für sich, sich für Andere. Alles übrige Wissen ist Quark und Sünde, geistige Onanie, Pasquill auf die gesunde Vernunft, von den Franzosen so richtig bon-sens genannt. Les pé-

Lord Chesterfield ertheilt über diese Wißsucht seinem Sohn einen sehr guten Rath. »Scheine niemahls", sagt er, »weder klüger noch weiser als diejenigen, mit denen du zusammen bist. Halte dein Wissen in einer besonderen Tasche, wie deine Uhr, die du nie heraus ziehst, und nie bloß deßwegen repetiren lassest, um zu zeigen, daß du eine besitzest *)."

Endlich haben wir jetzt weniger als je Präservative gegen gelehrte Pedanterey nöthig. Die mit dem Alterthume Vertrauten sind verschwunden; die Gelehrten werden seltener, als jemahls, und bald werden wir die Schulpedanten

---

dants, sagt Lafontaine, ont le privilége de gâter la raison.

Zwey Züge aus dem Leben. Der gelehrte Bentley besuchte auf einer Reise durch Frankreich die Gräfinn Ferriers. Er findet glänzende Gesellschaft bey ihr, wird aus Mangel an Ton verlegen, springt vom Stuhle auf, und ergreift die Flucht. Jedermann war über das Benehmen eines Mannes verwundert, der als ein so großer Gelehrter war angekündigt worden. »Erstaunen Sie nicht," sagte die Gräfinn, »daß er Ihnen auf griechisch, hebräisch und in 20 andern Sprachen sagen wird, was ein Stuhl heißt, aber es nicht versteht, darauf zu sitzen."

*) Die Ueberlegenheit in Wissen und Können ist in der Gesellschaft schon an sich ein großer Fehler, aber er ist verzeihlich, weil man einsieht, daß es in der Welt der Intelligenz, nicht wie in der materiellen, ein Gleichgewicht geben könne; allein nicht verzeihlich ist er, wenn man zeigt, daß man ihn hat; weil es immer ein Fehler ist, das Vorhandenseyn eines Fehlers merken zu lassen. — Minder witzig aber eben so treffend als Chesterfield sagt ein französischer Poet:

Plus on a de talens, plus on fait de jaloux;
Le grand secret est moins de les posseder tous
Que de faire, qu'on les pardonne:
A plus d'un érudit telle leçon est bonne.

bedauern *). Heut zu Tage sind viele Gesellschaften eine Beute von Pedanten anderer Gattung. Die ersten sind die tiefen Denker, schwerfällige Dissertationsmenschen, kaltblütig erörternd, auf Kosten der Tugend vernünftelnd, solche, die Alles analysiren, Alles erklären, über Alles aburtheilen wollen. Diese Pedanten sind vielleicht noch langweiliger als jene, welche wissen, daß Nimrod links verschoben, Sesostris es auf beyden Seiten war, und Artaxerxes Langarm genannt wurde, weil die Arme ihm bis an die Kniee gingen.

Es gibt eine andere Gattung Pedanten, die nicht weniger Ansprüche macht. Das sind die Halb-Gelehrten. »Ich zweifle, es ist mir unbekannt, ich weiß nicht,« sind Redensarten, die man von ihnen niemahls hört.

Die Welt sieht zuweilen Wunder, doch gibt es eines, das ihr niemahls vorkommen wird. Die Natur braucht mehrere Jahrhunderte, um Genies wie Lafontaine, Maliere und Bossuet hervorzubringen; allein es ist ein noch selteneres Phänomene denkbar, nähmlich einen Halbgelehrten, welcher offenherzig gesteht, daß er sich geirrt habe, und daß es Dinge gebe, die er nicht wisse und nicht begreife.

Die Unwissenheit selbst hat ihre Pedanten, die da nicht wissen, was auf dem Forum geredet ward, und was auf dem großen Platze von Memphis vorgegangen, welche aber

---

*) Leider Gott! das kommt daher, weil die ernsthaften Studien die reelle Gelehrsamkeit sich nicht mehr rentiren, von den so genannten schönen Wissenschaften überbothen; endlich auch in harter Zeit, von Geist, Stimmung und Muße verschlingenden Berufsgeschäften verkümmert werden. Die Künste, so der Sinnlichkeit schmeichlen, triumphiren in entarteten Epochen über die Wissenschaften, so den Verstand bereichern; daher der lediglche Schöngeist sich ungerügt einen Gelehrten nennt, wenn er das nicht etwa gar für eine Entweihung seines Apollonimbus hält.

deßwegen nicht minder mit Stolz und Hochmuth erfüllt sind. Eben so hat die Liebe, wie die Galanterie ihre Pedanten. Der Ausdruck der einfachsten Empfindungen erhält bey ihnen eine gewisse Feyerlichkeit; sie scheinen auf das Catheder steigen zu wollen, um zu sagen: Ich liebe Sie.

„De son savoir d'emprunt il prodigue l'ennui:
Dans ces jours de combat ne craignez rien pour lui,
La veille il aiguisa tout le traits, qu'il décoche,
Et dans son ésprit d'aujourd'hui
Etait, en brouillon, dans sa poche."

Diese Sucht, schon am Morgen seine Conversation für den Abend vorzubereiten*), gehört nicht unserm Jahrhunderte allein an. Montesquieu, in seinen persischen Briefen, zieht sie auf eine eben so sinnreiche als pikante Weise in's Lächerliche:

„Ein Mann, der mit schnellen Schritten ging, sagte zu einem Anderen: Ich weiß nicht was das ist, aber Alles ist gegen mich. Es ist schon länger als drey Tage, daß

*) Dieß war auch eine von den vielen pedantischen Eigenheiten des Schauspielers und dramatischen Dichters Macklin, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit seinem eingelernten Witz und Wissen die Abendzirkel Londons ergetzte. Einst hatte er sich für die Conversation einer gelehrten Gesellschaft des Morgens mit dem Studium über das Schießpulver vorbereitet; aber unglücklicher Weise wurden durchaus fremdartige Gegenstände verhandelt, so daß Macklin gewohnt zu dissertiren, zu glänzen, in die grausamste Verlegenheit gerieth. Allein er fand sich bald heraus. Plötzlich stürzt er vom Stuhl, und schreyt aus Leibeskräften: Ein Flintenschuß! — Alles kommt in Bewegung, man springt dem Schreyer bey, man untersucht das ganze Haus; es zeigt sich keine Spur. Nun gab Macklin das Ganze für eine Täuschung seiner Ohren aus, und ging nach einer Exposition über die Theorie des Schalles zu seiner einstudirten Abhandlung über das Pulver über.

ich nichts gesagt habe, das mir Ehre gebracht hätte; und ich habe mich verwirrt in allen Conversationen befunden, ohne daß man im Geringsten auf mich Acht gehabt oder zweymahl das Gespräch an mich gerichtet hätte. Ich hatte einige witzige Gedanken in Bereitschaft, um mein Gespräch wieder herzustellen, und nie hat man es dulden wollen, sie anzubringen. Ich hatte eine sehr artige Erzählung vor, aber kaum wollte ich daran, so wich man mir absichtlich aus. Ich habe einige Bonmots *), die seit vier Tagen mir im Kopfe liegen, ohne daß ich nur die mindeste Anwendung hätte machen können. Wenn das so fortgeht, so glaube ich am Ende noch ein Staar zu werden; es scheint, daß das mein Schicksal sey, und daß ich mich davon nicht werde befreyen können. Gestern hatte ich gehofft, bey drey oder vier alten Frauen glänzen zu können, die mir wahrlich nicht imponiren, und ich sollte die artigsten Sachen von der Welt sagen. Ich verwandte länger als eine Viertelstunde, meine Conversation einzurichten, aber sie hielten mir nicht Stich, und schnitten wie die fatalen Parzen, den Faden aller meiner Gespräche entzwey. Soll ich es

*) Die Bonmots muß man nicht haben, sondern gehabt haben. Sie müssen entsprungen, ausgesprochen seyn, ohne daß man es wahrgenommen, wie sie entstanden. Sie müssen dem Blitze gleichen: Plötzlich zischt ein Baum in Flammen auf; woher, wodurch? es war der Blitz, so es gethan; sie müssen seyn wie der Schuß: die Kugel hat schon getroffen, wenn das Feuer vom Rohr blinkt. »Es muß Alles", sagt Hippel, »wie von ungefähr kommen, alles ex tempore und pro tempore aus dem Aermel. Es blitzt, ohne daß man vorher Wolken sieht." Ein Mann von Geist hat zwey Worte gesagt; die Gesellschaft ist überrascht, lächelt durchdrungen aufrichtigen Beyfall: es war ein Bonmots comme il faut, ohne daß der Mann es darauf anlegte oder merkte. Darauf muß man sehen, und ob solch eine Exclamation hinten drein hinkt, oder wohl gar geschrieben ist.

dir sagen? Es braucht viel, den Ruf als Schöngeist zu erhalten. Ich weiß nicht, wie du es angefangen hast, dazu zu gelangen. — Es steigt mir ein Gedanke auf, entgegnete der Andere, wir wollen gemeinschaftlich daran arbeiten, uns Geist zu verschaffen; dazu wollen wir uns verbinden. Jeden Tag wollen wir einander sagen, von was wir reden sollen, und wir werden uns so gut helfen, daß, wenn uns Jemand im Zuge unserer Gedanken unterbrechen will, wir ihn selbst mit hinein ziehen wollen, und zwar mit Gewalt, wenn er es nicht gutwillig thut. Wir werden über die Stelle übereinkommen, bey welcher Beyfall Statt finden, oder gelächelt, oder aber ganz aus vollem Halse aufgelacht werden soll. Du wirst sehen, daß wir in allen Conversationen den Ton angeben werden, und daß man die Lebhaftigkeit unsers Geistes und das Glück unserer Erwiederungen bewundern werde. Wir wollen uns durch wechselseitige Zeichen mit dem Kopfe protegiren. Heute wirst du glänzen, morgen unterstützest du mich. Ich trete mit dir in ein Haus, und rufe, indem ich dich vorstelle: Ich muß Ihnen eine sehr scherzhafte Antwort mittheilen, die dieser Herr so eben einem Manne gegeben, den wir auf der Gasse angetroffen haben. Und ich wende mich dann gegen dich. Er wartete nicht ab, er war sehr erstaunt. — Ich recitire einige von meinen Versen, und du sagst: ich war dabey, wie er sie machte; es war bey einem Souper, er brachte kaum einen Augenblick zu. Oft zanken wir uns, du und ich, und man wird sagen: Seht wie sie sich anfallen, wie sie sich vertheidigen; sie schonen sich nicht, wir wollen sehen, wie das ausgeht. Wie erstaunlich, welche Geistesgegenwart, seht, eine wahrhafte Schlacht! Aber man wird nicht sagen, daß wir Tages vorher scharmuzirt hätten. Wir müssen gewisse Bücher kaufen, Sammlungen von Bonmots, für diejenigen eingerichtet, die keinen Geist haben, und

doch welchen zeigen wollen; alles hängt von Vorbildern ab. Ich will, daß wir noch vor Ablauf von sechs Monathen im Stande seyen, eine Stunde lange mit lauter Bonmots zu conversiren. Allein, es muß gut Acht gegeben werden, um ihren plötzlichen Eindruck zu unterhalten. Es ist nicht genug, ein Bonmot zu sagen, man muß es ausbreiten, überall gleichsam aussäen; ohne das ist es so gut wie verloren, und ich gestehe, daß es nichts so Trostloses gebe, als ein artiges Ding, das man gesagt hat, in den Ohren eines Tropfes, der es gehört hat, untergehen zu sehen. Es ist wahr, daß es oft Ausgleichungen dabey gibt, und daß wir eben so viel Sottisen sagen, die für incognito gelten; das ist denn auch das Einzige, was uns bey solchen Gelegenheiten trösten kann. Das ist der Ausweg, mein Theurer, den wir wählen müssen *). Thue was ich dir sagen werde, und ich verspreche dir noch vor sechs Monathen einen Platz in der Academie. Damit will ich sagen: daß die Arbeit nicht lange dauern werde; denn für jetzt kannst du auf deine Kunst Verzicht thun; du wirst Mann von Geist seyn, und wider deinen Willen seyn müssen. In Frankreich bemerkt man, daß ein Mann, wie er in eine Gesellschaft eintritt, sogleich das annimmt, was man esprit de corps nennt. Du wirst es aber so machen und

---

*) Es ist doch kaum zu glauben, daß es solche Tröpfe geben könne, die Carricatur ist allzu scharf für einen chercheur d'esprit; und wäre es auch ein Matador in seinem Fache, so ist seine copistische Erbärmlichkeit doch bald erschöpft, und er bekommt seinen schmählichen Wurf. Knigges Regel, daß man in der Welt nur für das gelte, als wozu man sich selbst macht, applicirt sich nur auf Leute von Stoff, diesen muß man freylich geltend machen; aber die stofflosen Afficheurs werden es trotz ihrer Tournüren nie erringen, weil man nur durch Originalität haltbares Interesse einflössen kann.

ich besorge für dich nichts, als die Verlegenheit der Bey-fallsbezeigungen, die dich erwarten."

„Le babillard n'en a les yeux ni les oreilles
Mais il en a les langues et les voix et son approche menaçente
Tout suit: malheur à ceux, qui tombent sous sa main!"

Plutarch, in seinem Tractate vom Zuviel-Reden, macht eine wahre Diatribe gegen diejenigen, die sich darüber zu beklagen scheinen, daß die Natur ihnen nur eine Zunge verliehen, während sie ihnen zwey Ohren gegeben hat. Diese Diatribe ist aber so lang, als daß der gute Plutarch nicht sollte beschuldigt werden können, selbst in einen Fehler verfallen zu seyn, den er Andern vorwirft. Es scheint uns, daß man vor allen Dingen selbst lakonisch seyn müsse, wenn man der Plauderey den Prozeß macht. Er bedient sich gegen die Plauderer Declamationen, die heut zu Tage wohl für Gemeinplätze gelten könnten. Es ist eine leidige Cur, sagte er, und sehr beschwerlich für die Philosophie, die Unarten derjenigen heilen zu wollen, welche nicht schweigen können. Er vergleicht sie mit durchlöcherten Gefässen, mit leeren Tonnen; ihr Mund ist, wie ein Haus ohne Thor, wie ein Thor ohne Schloß. Mit mehr Mäßigung spricht Theophrast von den Schwätzern. Man macht sie treuherzig gestehen, daß sie nicht im Stande sind, zu schweigen, daß ihre Zunge sich immerfort bewege, wie der Fisch im Wasser, und daß sie selbst, wenn man sie der Geschwätzigkeit der Schwalben beschuldigte, sie gleichwohl unaufhörlich reden müßten.

Die Neuern haben über die Plauderer mit mehr Mäßigung geurtheilt.

J. J. Rousseau begnügt sich zu sagen: „die Leute, welche wenig wissen, reden viel, und die so viel wissen, reden wenig.

Es ist natürlich zu glauben, daß ein Ignorant Alles wichtig finde, was er weiß, und es aller Welt sage:" aber ein unterrichteter Mensch öffnet nicht gerne sein Repertorium; er hätte zu viel zu sagen, und da er hernach noch mehr reden müßte, schweigt er lieber *).

»Sprich oft", sagt Chesterfield zu seinem Sohne, »aber sprich nicht lange, dann wirst du, wenn du nicht gefällst, wenigstens keine Langweile machen. Zahle, wie man sagt, deine Zeche, aber zahle nie für die ganze Gesellschaft, denn in diesem Puncte gibt es Wenige, die nicht überzeugt wären, im Stande zu seyn, sie selbst zu zahlen."

Madame Geoffrin sagt von den Plauderern: »Ich bescheide mich gerne, wenn es die Schwätzer nur ganz kurz machen, wenn sie nur reden wollen; und nicht verlangen, daß man ihnen antworte. Mein Freund Fontenelle, der ihnen zuweilen verzieh, sagte: daß sie seine Brust in Ruhe setzten. Sie thun mir auch sonst noch Gutes. Ihr unbedeutendes Gemurmel ist für mich der Ton der Glocke, der am Denken nicht hindert und oft dazu einladet."

„Die anspruchsvollen Schwätzer", sagt d'Alembert, »die glauben, nur da zu seyn, um angehört zu werden, und bey denen das Bedürfniß zu reden ein Bedürfniß der Eitelkeit ist, waren die Einzigen, die Madame Geoffrin nur mit Mühe leiden konnte; sie sorgte dafür nicht be-

---

*) Das ist ein sehr ungründlicher vulgo sehr seichter Grund; er ist gar zu generell, und eben darum seicht. Ich halte es mit einem anderen Franzosen, dem Verfasser des Dictionnaire des gens du monde. Hören wir ihn: »Viel und gut reden ist das Talent des schönen Geistes; wenig und gut sprechen, ist der Charakter des Weisen; viel und schlecht reden ist die Eigenschaft des Laffen; wenig und schlecht reden, ist der Fehler des Dummkopfes. Ueber diese Definition ist selbst weiter nichts zu reden.

merkt zu werden". „Ich wollte," sagte sie von Einem, „daß sobald er redet, Gott mir die Gnade der Taubheit verleihe, ohne daß der Plauderer es wisse; er würde schwatzend glauben, daß ich ihm zuhöre, und wir wären beyde mit einander zufrieden *)."

Auf eine geschwätzige Frau machte Sterne folgende Grabschrift: Hier ruht Madame ****, welche den 10. August 1764 verschwieg.

„Et d'arbord sauvez- vous par une fuite prompte
De ce conteur minutieux."

„Unter diesen Großsprechern" sagt der Dr. Swift, „sind jene kaltblütigen die Unausstehlichsten, welche mit Gewicht und Maß zu Werke gehen, mit einer Vorrede anfangen, sich dann in verschiedene Dißgressionen verlieren, Euch, Kraft ihres Gedächtnisses auf die Erzählung einer anderen Geschichte vorbereiten, sobald sie die eine beendigt haben werden; dann auf ihren Gegenstand zurückkommen, sich nie der Nahmen erinnern, über ihr Gedächtniß klagen, sich vergebens die Stirne reiben, und nachdem sie alle Welt in Zweifel gehalten, damit endigen: Der Nahme thut nichts zur Sache, und hernach so fortfahren. Glücklich noch die Zuhörer, wenn es sich zuletzt zeigt, daß ihnen die Erzählung nicht schon hundertmahl vorgetragen, oder

---

*) Das würde eine gewaltige Ostentation in dem Munde einer Frau seyn, wenn diese Frau nicht die celebre und celebrirte Madame Geoffrin wäre. Eine Frau, die gegen die Redseligkeit declamirt, gleicht einem Knaben, der über Kant's Kritik der reinen Vernunft raisonirt. Wundert man sich über einen Mann, der stundenlang über eine Kleinigkeit plaudert, so ist es noch viel verzeihlicher, als sich aufzuhalten, wenn eine Frau einen halben Tag lang über gar nichts discurirt. Die Gesprächigkeit gehört, wie das Weinen, die Vapeurs und die löbliche Coquetterie, zur Diät des schönen Geschlechtes.

wenn sie nicht ein Abenteuer ist, das dem Erzähler selbst widerfahren.

Plutarch sagt, indem er von dieser Art Plauderei redet, daß sie uns unaufhörlich den Kopf mit Wiederhohlungen beschweren, wie die ungewandten Schreiber die Tafeln mit Abänderungen.

Es gibt Leute, welche das Talent haben, gut zu erzählen, und die eine Menge Geschichten passend in die Conversation zu verflechten wissen. Im vorigen Jahrhunderte hat die Sucht zu erzählen die Stelle des Schöngeistes ersetzt; die Erzähler waren in der Gesellschaft gesucht, und diese Gattung von Talent stand bey einer guten Gesellschaft so in Ansehen, daß es jedes andere Verdienst aufwog. Wer mit Anmuth zu erzählen wußte, hatte schon dadurch allen Rang und Stand, jede Gesellschaft hatte ihren titulirten Erzähler; es war wie eine Anstellung, wie ein Amt, das zuweilen den Ehrgeiz und die Eifersucht rege machte *).

*) Als Professionssache mag die Erzählerey hingehen, weil man von Allem Profession machen kann, selbst vom Nichtprofessionsmachen. Diese Erzähler sind dann nichts, als ein Buch, das man nach Belieben durchblättert, und wenn man es satt hat, zuschlägt und liegen läßt. Das applicative Talent kann dabey allein ansprechen und der Anecdoten = Krämery Reitz, Interesse und Lebendigkeil verleihen. Aber auf einen Fond von Historchen und Anecdoten sich in einer Gesellschaft Gebildeter etwas zu Gute thun, ist für einen Mann von selbstständigem Geiste herabwürdigend und für die Zuhörer beleidigend. Ein mehr oder weniger origineller Kopf verschmäht alles Copistische, oder gibt, wenn er es ja auffaßt, eine von seiner Individualität bezeichnete neue Form; bedient sich des Stoffes nur als Folie, mit einem Worte, er macht durch das Wie ein ganz anderes Was. — Das ist denn auch der natürliche Fluch der Geschichte als Wissenschaft; der denkende Historiker wird sie immer entstellen, weil er das Factum in einer Gestalt gibt, wie es sich seinem idealischen Geiste darstellt; verschieden von

Mangelte der titulirte Erzähler, so beschäftigte man sich
ehr ernsthaft damit, ihn zu ersetzen und einen Nachfolger
u geben. Man erinnert sich noch an verschiedene solche
Erzähler von Ruf, die in ihrer Art für Muster gelten.
Der famoseste war der Abbé Gagliani, der sich rühmte,
or dem nähmlichen Auditorium, oder vor derselben Person
ine Anecdote nie zweymahl angebracht zu haben. Man
annte die Häuser, wo er zu erzählen pflegte, und schätzte
ich glücklich, daselbst Zutritt zu haben. Ein zahlreicher Zir-
el brachte oft die Nacht damit hin, ihm zuzuhören; sein
Repertorium war unermeßlich. Ueber einen jeden Gegen-
tand besaß er eine Menge Geschichten, wie eben so viele
Fabeln, die sich auf Philosophie, Politik und mancherley
Lebenssituationen anwenden ließen *).

---

dem zahmen, treu folgenden Erzähler, der es mit dogmati-
scher apodictischer Gläubigkeit behandelt.

*) Der tiefe Denker und große Prosaist Sturz schildert Gagliani im achten Briefe aus Frankreich also:

»Einen beständigen Gast der Madame Geoffrin und meinen Liebling sondere ich mit Parteylichkeit aus; dieß ist der Abt Gagliani, ein Neapolitaner und Gesandtschaftssecretär seines Hofes. Ich kenne Niemanden, dem man lieber begegnet, den man gieriger hört, der so unumschränkt herrscht in der besten Gesellschaft, ohne Mißvergnügte zu machen. Er hat wenig geschrieben, aber Alles sollte man drucken, was seinen Lippen entfällt, denn es ist treffender Witz, Schlag auf Schlag, Spott der nicht beleidigt, Gelehrsamkeit und Menschenkenntniß, so leicht und spielend ausgegossen, als wäre es alltäglicher Hausverstand. Was er sagt, ist so einzig und eigen gestämpelt, daß man über die allerbekanntesten Dinge etwas nie Gehörtes erfährt; in seinem wunderbaren Gedächtnisse erhält sich Alles, ohne Wandel und Abgang, er hat Alles gelesen und durchforscht, von den Kirchenvätern an, bis zu den Feenmährchen, und liest jetzt nichts mehr, wie er drollig versichert, als den Almanach; denn es ist das einzige Buch, welches unwiderlegbare Wahrheit enthält.«

M. D. beliebte uns eine von den Anecdoten mitzuthe
len die er den Abbé Gagliani erzählen hörte. Man spra
eines Tages in seiner Gegenwart von der Macht der Bere
samkeit, und wie viel oft ein glückliches Wort zu recht
Zeit vermöge. In dieser Bedeutung erzählte er folgende
Zug: Der Superior eines Klosters in Italien hatte si
aller Einkünfte desselben unter dem Vorwand einer Refor
bemächtigt. Er verdammte die Mönche zu allen Entbehrun
gen, und trieb den Geitz so weit, daß er ihnen den zu
Meßopfer bestimmten Wein vormaß. Die Mönche beklagte
sich beym Papst, der Superior vertheidigte sich. Die Deba
ten hatten sich in die Länge gezogen und die Mönche woll
ten ihre Sache schon verloren geben, als endlich Einer si
an den Papst wandte, den tyrannischen Geitz des Superior
lebhaft schilderte, und mit den Worten schloß: »Endlic
werde ich es Ihnen, heiliger Vater sagen können, ma
mißt uns selbst das Blut Christi vor *)!" Dieses einzig
Wort vernichtete alle vorgebrachten Gründe des Superiors
und machte, daß er gehalten ward, die Mönche im Genuß
ihrer Einkünfte zu lassen.

In Baron Holbachs Gesellschaft schlug eines Tage
Diderot vor, einen Advocaten Gottes zu ernennen, un
man wählte den Abbé Gagliani. Er setzte sich und debu
tirte wie folgt:

»In Neapel gab eines Tages ein Mann vor unser
Augen sechs Würfel in einen Becher, wettend, sechs Pasc

---

*) Est modus in rebus. Alles kömmt auf Wendung und Aus
druck an. Eine glückliche Form war die Bittschrift des Gardi
sten von Ludwig dem XIV., die ihm eine sehr artige Pensio
verschaffte. Sire! Sie haben jährlich so und so viel Millione
Einkünfte, das macht für den Monath so und so viel, fü
die Woche, für die Stunde so und so viel; wie glücklich wär
ich mit zehn Minuten! Und Ludwig war — Ludwig der Große

werfen, es geschah bey dem ersten Wurf. Ich nannte es zufälliges Glück. Es geschah auf der Stelle bey dem zweyten Wurfe, ich sagte das nähmliche, er that den Wurf drey-, viermahl, fünfmahl, und allezeit sechs Pasch. Sangue di Bacco, rief ich aus, die Würfel sind gekneipt; und sie waren es. Ihr Philosophen, wenn ich die immer wiederkehrende Ordnung der Natur betrachte, ihre unabänderlichen Gesetze, ihre in einer unendlichen Verschiedenheit immer gleichen Revolutionen; dieses einzige und erhaltende Würfelspiel des Universums, wie es sich uns darstellt, das, trotz hundert andern und zerstörenden Würfeln unaufhörlich wiederkehrt; so rufe ich aus: Gewiß die Natur ist gekneipt — *)!"

„Et des salons, Trublet populacier
Emmagazine à l'aventure
Le bel esprit dont il est le courtier

---

*) Dieses mauvais bon mot macht weder seinem Urheber, noch dem Wiederhohler viel Ehre. Es ist albern, anzunehmen, daß von interessanten Menschen Alles interessant seyn müsse. Daher die Sünden mit den Oeuvres posthumes. Es ist indiscret gegen die Manen eines großen Todten, jede Zeile seines literarischen Nachlasses, seinen freundschaftlichen Briefwechsel und die indifferentesten Vorfindungen der Publicität zu übergeben. Das heißt, eine documentirte Reputation eher verringern oder wenigstens verdächtig machen, als vergrößern; es ist ein unberufener Gewinn für Erben oder Verleger, selten für das Andenken des Verfassers, darum vernichtet ein Claudius (Asmus) noch in der Todesstunde vor den Augen seines überraschten Schwiegersohns, des wackern Parthes, seine Collectaneen, und ein Cotta von Cottendorf wird nicht anstehen, die Aufforderung, Göthes zerstreut gedruckte Recensionen über dieses und jenes Verklungene aus verklungener Zeit, sorgfältig zu sammeln, und des Classikers sämmtliche Werke, dieß Beywort zu motiviren, baldmöglichst der harrenden Welt nachzutragen.

Folgende Verse Voltaires auf den Abbé Troublet si
bekannt:

L'abbé Trublet avait alors le rage
D'être à Paris un petit personnage, etc.

Der Abbé Trublet, welcher den Ruf eines Compi
tors zurückgelassen, war weit entfernt, ein Schriftstel
ohne Verdienst zu seyn. Der Zug, welchen wir anführ
wird die Feinheit seines Geistes kennbar machen, und
gleich eine vortheilhafte Idee von seinem Charakter geb
Er begegnete eines Tages dem Herrn S . . . zu der Z
da Voltaire so eben zum ersten Mahl den »pauvre diab
publicirt hatte. »Haben Sie das Stück gelesen?" fragt
ihn. »Welches Stück?" Voltaires letzte Satyre, er
noch nichts so Picantes geliefert, nichts so Drolliges; er
handelt mich sehr übel, und die Verse, so er gegen m
gemacht, sind die geistreichsten, welche je aus seiner Feder
flossen sind." Darauf schickte sich der Abbé Troublet an,
Verse des pauvre diable zu recitiren, in denen seiner
wähnt wird. Als er auf die Passage kam:

Il compilait, compilait, compilait,

sagte er zu Herrn S . . . »Ein Narr hätte diese V
machen können, aber er hätte sie nicht hinterlassen."

»Cet autre, encore plus impatientant,
Soit distraction, soit malice
Des nombreux démentis qu'il se donne en contant
Doublant tous ses recits, double notre supplice.

Marmontel hat über diese Gattung von Geschwät
keit, oder des Erzählers ein sinnreiches Wort edirt. W
wollen die Scene hier anführen.

»Der Commandeur. Madame, es war gegen zw
Uhr; nein nein, ich hatte in Versailles dinirt, und ki

n dort zurück . . . Warten Sie, ich irre mich; es war
m Weggehen . . . Wie viel Uhr war es?

Die Marquise. Was thut eine Stunde?

Commandeur. Das ist wesentlich.

Die Gräfinn. Sagen Sie nur, ob es des Morgens
er nach Tische war.

Commandeur. Es war bey Tage, aber was die
tunde betrifft . . . das thut nichts.

Marquise (bey Seite). Er bringt mich um!

Commandeur. Nachdem ich die Sevre-Brücke
ssiert . . .

Marquise. Die Sevre-Brücke; allons!

Commandeur. Die Sevre-Brücke? Ja, ja, Sie
lgen dem Weg, es ist da eine Stelle, daselbst befindet
h ein . . .

Der Abbé. Eine Tiefe?

Commandeur. Nein, nein!

Der Vicomte. Eine Erhöhung?

Commandeur. Nein, nein! nein . . . .

Der Baron. Ein Dorf?

Commandeur. Nein, kein Dorf, ein . . . Wie
um Teufel soll ich denn sagen? nein . . . das thut nichts,
s ist immer auf dem Wege.

Gräfinn. Also?

Commandeur. Machen Sie Sich keine Unruhe,
Sie werden kein Wort von der Geschichte verlieren. Rechts
ah ich einen Wagen kommen, es war eine Postchaise.
Eine Postchaise? Warten Sie, nein! denn es waren vier
Personen darinnen.

Abbé. Es war also eine Berline.

Commandeur. Ach ja, eine Berline, darinnen
aß Mad. de . . . Kennen Sie eine Intendantinn?

Marquise. Ach, Madame de Beronville?

Commandeur. Nein, es war nicht Madame Beronville; es war eine große Frau.

Marquise. Madame de Roumont?

Commandeur. Nein, nein, Madame de de . . das thut nichts, mit ihr war ihr Bruder, ein maitre d requêtes, Herr von . . . ein großer Mann.

Gräfinn. Ach! Desgraviers?

Commandeur. Nein, das nicht, es war de Du.

Abbé. Du Grandbac.

Commandeur. Nein, dieser Nahme fällt mir n ein; Du . . . Du . . . das . . . das thut nichts, d Abbé Ding, Ding, war an der Seite der Madame de . . der Abbé ist der, den wir alle kennen, des Tages dara bey Madame de . . . soupirte, der Abbé!

Vicomte. De la Veiniere?

Commandeur. Nein, der Abbé der Abbé . . ein dickes Gesicht.

Baron. Der Abbé Despins?

Commandeur. Nein, der Abbé . . . das th nichts! Ihm gegenüber war der Marquis de . . . ach Sie wissen wohl, wen ich meyne, der vor drey Jahre ein Regiment hatte.

Vicomte. Ein Infanterie-Regiment?

Commandeur. Nein, ein Cavallerie-Regiment das Regiment . . . . ein blaues Regiment.

Baron. Aber es sind jetzt fast alle blau.

Commandeur. Ja, aber es war das Regimen von . . .

Vicomte. Man braucht nur den Militär-Etat nach zusehen.

Commandeur. Nein, nein, ich werde es Ihne sagen, das Regiment . . . das thut nichts. Sie kenne

zt die eine Person im Wagen. Wie sie sich wenden woll-
n nach der Seite von ....

Marquise. Von Versailles?

Commandeur. Nein, nein!

Gräfinn. Doch gegen Paris?

Commandeur. Nein, nein, um auf der Land-
raße weiter zu fahren. Plötzlich kam eine Postchaise,
elche ... ich irre mich nicht, eine Chaise ja, die Chaise
ilt, man steigt aus ... es waren ihrer zwey: es war
ne Diligence.

Marquise. Sagen Sie doch wer ausstieg?

Commandeur. Herr de La ... de La ... ein
ath; nein, ein Präsident, Herr de La ...

Abbé. Herr de La Ferville?

Commandeur. Nein, doch nein, Herr de La ...

Gräfinn. Der Präsident de Grandcour?

Commandeur. Nein, nicht Gradcour der Prä-
dent ... das thut nichts. Der Präsident stürzte. Warten
Sie, ich glaube sein Nahme fällt mir ein.

Marquise. Sagen Sie, sagen Sie, wohin stürzte
er Präsident?

Commandeur. Gleich! (Er zieht die Uhr heraus.) Was
Teufel! Es ist halb sechs Uhr, und die neue Oper die ich
hen will! (Er geht.)

Marquise. Aber! Commandeur.

Commandeur (zurückkommend). Ach! ach! Erwäh-
en Sie meiner nicht, in diesen Fällen liegt wohl nichts
Angenehmes (Er geht).

Marquise. Nun sind wir wohl belehrt *)!

---

*) Dieser ganze Dialog würde besser seyn, wenn er kürzer wäre, das Streichen bey Geistesproducten ist allezeit ein schöner Act,

»Joignons donc, pour dernier supplice,
A la protixité d'un pesant narrateur
La curiosité factice
D'un fâcheux interrogateur.

Plutarch gibt in mehreren seiner Tractate Rathschläge und Vorschriften über die Art zu fragen. »Die fragen," sagt Rochefoucault »zeigen am öftesten Superiorität oder Indiscretion an, auch sind sie fast immer ärgerlich. Die unbarmherzigsten Frager sind die eitlen und geschäftslosen Leute. La Bruyere sagt: »Ein Frager ist zuweilen ein Mensch, der sich zu belehren sucht; aber öfter ist er ein Narr oder ein Geck." Voltaire sagte eines Tages zu einem Manne aus Genf, der ihm die Idee und das Vorbild zu dem fragenden Amtmann in der droit du seigneur lieferte. »Mein Herr, ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen

---

besonders, wenn ihn der Verfasser selbst ausübt. Er zeugt von Selbstkenntniß, Mäßigung und Wahrheitsliebe.

*) Wird hier wohl nobler Ton heißen sollen. Ich gehe in dem unermeßlichen Badner Park, mit Fragen an mich selber beschäftigt, spazieren. „Ach! wie gehts", ruft mir süßlich hüpfend ein zierlicher junger Herr zu, „wie gehts? Nicht wahr, heute ist schön Wetter? Waren Sie gestern im Theater? Sie haben doch den kleinen Parmesaner gesehen? Wissen Sie nicht, wie der Cours steht? Was gibt's Neues in der Literatur? Ist's wahr, daß Herr von A... endlich einmahl auch öffentlich den Linée der Numismatik werden will? Was hören Sie vom Nordpole? Wo werden Sie heute speisen? Was habe ich Sie denn noch fragen wollen? . . . Adieu, adieu, wir sehen uns doch bald wieder." Bey diesen Worten, gleichsam in einem Guß pausenlos herausgefluthet, wie man Kotzebues Wischi waschi lesen muß, war der Cicero verschwunden, ohne daß ich auch nur eine Sylbe hätte antworten können oder mögen. Ich schöpfte Athem und erhohlte mich auch nach und nach.

aber ich sage Ihnen zum Voraus, daß ich von allen den Sachen, um die Sie mich fragen werden, nichts weiß."

Der nähmliche Voltaire, als er noch jung war, fragte sehr häufig; Boileau machte ihm einst bittere Vorwürfe über diese Gattung von Indiscretion.

„Que tous ses beaux semblants n'aillent pas vous séduire
Son projet n'est pas de s'instruire,
Mais de prouver qu'il est instruit.

Dieser Charakter war Delillen von einem berühmten Reisenden angegeben, der in den Gesellschaften oft mit Bedauern von den americanischen Wüsteneyen sprach, welche er durchzogen. Man trifft Leute genug an, die, ohne gereiset zu seyn, eine Frage vorbereiten, wie ein Anderer ein Bonmots oder ein Gespräch. Sie stellen sich unwissend, um ihr Wissen zu zeigen.

Alors tout différent de moeurs et de langage
Arrive un gros rieur, dont la stupidité
En tous lieux promenant sa triste hilarité"...

Es gibt verschiedene Arten des Lachens. Zuerst das abgeschmackte von Leuten, die über Alles lachen, ohne etwas dabey zu fühlen. Man kann von ihnen sagen, daß sie lachen, wie man das von einer Wiese, einer Ernte und von tausend andern unbeseelten Dingen sagt, denen die Dichtkunst die Eigenschaft des Lachens beylegt, und die sie „lachend" nennt. Das gemeinste und roheste Lachen, ist das schallende (aux éclats), das der groben Freude. Die Lacher dieser Gattung können an die Worte des Predigers Salomo erinnern: Ich sprach zum Lachen: du bist toll, und zur Freude: was machst du?

Die Ersten, welche sich gegen das Lachen erhoben haben, sind die englischen Schriftsteller, und das hat so kommen müssen *).

Hobbes hält das Lachen für eine Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, und Addisson ist nicht weit davon entfernt, diese Meynung zu theilen **).

---

*) Gegen das Lachen soll sich eigentlich kein vernünftiger Mensch erheben, er sey ein Engländer oder nicht. Ride si sapis sagt Martial. Lachen und Schimpfen habe ich mir irgendwo zu sagen erlaubt, sind die glücklichsten Expectorationen; der recht herzlich lacht, ist gewiß ein biederer Kauz, eine lebendige cordiale Seele. Der Lachvirtuose Hippel sagt: „Das eigentliche Lachen, das Lachen mit Leib und Seele, ist bloß dem Menschen eigen. Ich halte viel auf's Lachen, und find' es für das beste Digestiv." In einer anderen Stelle sagt er: „Lustigkeit ist die Fertigkeit im Lautlachen, sie ist mehr als Zufriedenheit: Lachen ist das beste Dessert." C'ést le plaisir des Dieux sagt der joviale Lafontaine:

> Qu'un Pape rie, en bonne foi,
> Je n'ose l'assurer : mais je tiendrai un Roi
> Bien malheureux, s'il n'osait rire
> C'est le plaisir des Dieux. Malgré son noir souci
> Jupiter et le peuple immortel rit aussi.

Es ist nichts Absurderes, als die affectirte Verachtung, womit sogenannte cultivirte Leute auf das gemeine Lustspiel herabsehn, oder die Coquetterie, womit sie bey trivialen komischen Stellen das rein natürliche, unausweichliche Lachen zu unterdrücken sich bemühen. Das soll nobel seyn und ist possirlich.

**) Der Franzose Regnard in seinem Democrit sagt:

> Suivant les anciens, et ce qu'ils ont ecrit
> L'homme est de sa nature un animal qui rit;
> Cela se voit assez; mais pour moi sans scrupule
> Je veux le definir animal ridicule.

Und ein lachendes Thier ist doch immer besser, als eine ernsthafte Bestie. —

Lord Chesterfield schrieb an seinen Sohn: Seit ich den Gebrauch meiner Vernunft habe, hat mich niemand lachen gehört. Ich kenne, setzt er hinzu, einen sehr vernünftigen Mann, der nicht das Geringste sagen kann, ohne zu lachen, wodurch ihn diejenigen, welche ihn nicht kennen, bey dem ersten Anblick für einen vollendeten Narren halten.

»Manche Leute,“ sagt Pope, »machen sich einen gewissen Geistesruf durch eine unbesonnene Fröhlichkeit, die aber den Nahmen Geist eben so wenig verdient, als die Trunkenheit.“

Lord Chesterfield, Hobbes, Addisson und Pope können recht haben. Ist man traurig ohne zu weinen, warum sollte man nicht auch fröhlich seyn, ohne zu lachen *).

Die Leute, welche über Alles lachen, gleichen den Tyrinthiern, die die größten Lacher der Vorzeit waren. Diese, sagt Barthelemy in Anacharsis Reise, ihres Leichtsinnes müde, wendeten sich an das Orakel zu Delphis. Es versicherte sie, daß sie geheilt seyn würden, sobald sie einen dem Neptun geopferten Stier ohne Lachen ins Meer werfen könnten. Sie versammelten sich am Ufer. Die Kinder hatten sie entfernt, und da sich eines unvermerkt unter sie gemischt hatte, wollten sie es fortjagen. »Fürchtet Ihr Euch,“ rief das Kind aus, »daß ich euch den Stier verschlinge?“ Bey diesen Worten brachen sie in ein schallendes Gelächter aus, und unterwarfen sich, von ihrer Unheilbarkeit überzeugt, ihrem Schicksale.

Nach Plinius lachte Zoroaster am Tage seiner Ge-

---

*) Eitle Wortspielerey! Bey der bloßen Traurigkeit ist das Weinen eben so wenig bedingt, als das Lachen bey der bloßen Fröhlichkeit. Aber sey gebeugt, zerknirscht, und du wirst weinen; aber sey lustig, aufgeregt, und du wirst lachen, wenn du auch blonde Haare hast. —

burt, und Thomas Morus an seinem Todestage. Welcher von Beyden ist der Außerordentliche *).

»Die großen Städte," sagt Swift, »sind gewöhnlich mit Leuten versehen, deren Geschäft im Spaßmachen und Possenreißen besteht. Sie sind bey großen Tafeln wohlgelitten, und thun vertraut mit Personen vom höchsten Range, von welchen sie zur Gesellschaft gezogen werden, um solche zu unterhalten. Ueber diese Sitte beklage ich mich nicht Ich besuche diese Häuser, wie das Possen- oder Marionettenspiel; ich habe nichts zu thun, als bey der rechten Stelle zu lachen; der Spaßmacher hat das Geschäft mich lachen zu machen und ich setze voraus, daß ihm sein Tagewerk gut bezahlt werde. Nur das thut mir leid, daß in gewählten zahlreichen Gesellschaften, wo Leute von Geist und Wissen geladen sind, um einen Abend zusammen hinzubringen, einem solchen Possenreißer sein Wesen geduldet werde, der jede Conversation verdirbt, ohne die Pein zu rechnen, die es mir verursacht, einen Mann seine Talente auf eine so erniedrigende Weise darlegen zu sehen."

»Es müßte curios seyn, einen solchen Spaßmacher nach seinem Wohnort zu folgen. Ihr steigt in ein viertes Stockwerk; mühsam wird euch eine Thüre geöffnet, die nicht schließt; Ihr dringt in die Tiefe eines dunklen Gemachs, wo Ihr keine Meublen antrefft; Ihr gewahrt auf einem schlechten niedern Bette eine hagere schweigende Figur ausgestreckt: es ist der Mann, welcher am Abend der Gesellschaft zu lachen geben muß. »Ich habe einen Mann gekannt," sagt der Verfasser des Rambler, »der durch fünfzehn Jahre das Vergnügen einer wöchentlichen Gesellschaft ausgemacht hat, weil er jeden Abend Punct eilf Uhr ein

---

*) Antwort: Keiner von Beyden!

Lied absang, während er an der Wand einen Riesen vorstellte; einen Andern, der sich eine Menge Freunde dadurch machte, daß er seine Perücke durcheinander warf; einen Dritten, der allen Leuten in der Gesellschaft die Nase putzte; einen Vierten, welcher das Schnurren einer Katze nachahmte und den Erschrockenen spielte; und endlich einen Andern, der bellte und den Portier bath, den Hund fortzujagen."

La Bruyere sagt, daß man die schlechten Spaßmacher mit Füßen trete, und daß es in allen Ländern von diesen Insecten wimmle. „Ein guter Spaßmacher ist ein seltenes Stück; einem Manne, der dazu geboren ist, fällt es gleichwohl schwer, die Rolle fortzuspielen; es ist nicht gewöhnlich, daß derjenige, welcher Lachen macht, sich Achtung erwerbe."

„Le calembourg, enfant gâté
Du mauvais gout et de l'oisiveté,
Qui va guettant, dans ses discours baroques,
De nos jargons nouveaux les termes équivoques;
Et se jouant des phrases et des mots,
D'un terme obscur fait tout l'esprit des sots."

Morellet vergleicht die, welche Calembourgs machen, mit denjenigen, die beym Lesen die Charaktere und Buchstaben der Worte, und nicht die bezeichnete Sache betrachten. Daher kommt es gewöhnlich, setzt derselbe Schriftsteller hinzu, daß man nach jedem Calembourg eine andere Conversation anfangen muß, die sich schwer und fast nie der vorigen anfügt. Auch ist dieß das gewöhnlichste, und von jenen Leuten am erfolgreichsten angewendete Mittel, die dem Wortwechsel über einen mißfälligen Gegenstand, ausweichen wollen. Diese Leute gleichen den Kindern, die mitten in der Partie die Karten zusammen werfen, weil

das Glück sie nicht begünstiget. Sie sind die wahre Geißel der Conversation.

„Les sots et le pervers se rapprochent entr'eux."

Man hat geistreiche, liebenswürdige Leute, in dem Maße, als sie sich ihren Leidenschaften überließen und von der Moral entfernten, unmerklich ihre glänzenden Eigenschaften verlieren, und endlich unter die letzte Classe der Ignoranten und Dummköpfe sinken sehen. Die Gesellschaft hat, wie der Himmel, ihre gestürzten Engel, die das Laster entstellt, und die in ihrem Falle zu Geistern der Finsterniß geworden. J. B. Rousseau hat zwey Verse entworfen, die einen großen Sinn enthalten, und welche mit goldenen Buchstaben geschrieben zu seyn verdienen:

> Si, par hasard, on vous dit qu'un vautrien
> A de l'esprit, messieurs n'en croyez rien *).

Dummköpfe und verdorbene Menschen kennen den Argwohn nicht **); das Gefühl des Schicklichen, die Richtig-

---

*) Ich kann in diesen zwey Versen, wiewohl sie von J. B. Rousseau sind, unmöglich den großen Sinn finden, der sie würdig machte, mit goldenen Buchstaben geschrieben zu werden; vielmehr scheint mir die ganze Position psychologisch falsch. Die Vautriens oder vielmehr Valentrien haben fast alle das, was man Geist nennt, sind es durch falsche Richtung desselben geworden; excentrische, sanguinische, stoffreiche, rebellische Leute. Die rechten mauvais sujets sind fast nie Menschen ohne Geist, ohne Eigenthümlichkeit; es gehört schon eine Art von Genialität dazu, sich über die Formen der zahmen Pflicht und Ordnung hinauszusetzen, wodurch allein man ein vautrien wird.

**) Au contraire! Gerade Dummköpfe und Verdorbene sind am ersten mißtrauisch; sie trauen sich selbst nicht, und daher auch nicht Andern. Des Verfassers eigene Landsleute, bestätigen diese, widerlegen seine Behauptung. Voltaire sagt in der Henriade irgendwo:

keit moralischer Ideen fehlen ihnen fast in gleichem Grade. Weder die Einen noch die Anderen kennen das Maß des Guten und des Schönen. Der Dummkopf und der Verdorbene berühren sich in einer Menge von Umständen; sie nähern sich einander, handeln gemeinschaftlich, und können leicht einer mit dem anderen verwechselt werden.

»Le caractére est dans le monde
Un pouvoir plus sur que l'ésprit.”

Mit dem Natürlichen ist es in der Conversation wie in den Büchern; es ist das sicherste Mittel zu gefallen. Von Eigenschaften des Geistes ist man geblendet, denen des Charakters schließt man sich an. Derjenige, welcher mit einem glücklichen Charakter begabt ist, und zugleich den seines Geistes darstellt, wird in der Conversation immer am meisten gefallen.

»Statt das Natürliche zu verlassen, um das Fremdartige aufzusuchen”, sagt der englische Zuschauer, »würde es tausendmahl besser seyn, das Eigene zu glätten, und vielmehr ein gutes Original, als eine schlechte Copie zu werden; wenigstens gibt es keinen so rauhen oder zurückstoßenden Geist, zu dem man sich in Folge seiner eigenthümlichen Richtung, seiner angenehmen Brauchbarkeit in der Conversation oder in Dingen des bürgerlichen Lebens nicht dennoch hingezogen fühlte. Eine Person von brüskem Humor und geringer Beachtung der Gebräuche des Wohl-

---

Rarement un héros connait la défiance
. . . . la défiance;
und Racine sagt:
Est toujours d'un grand coeur la derniere science.
Sonst ist Mißtrauen eine anklebende Eigenschaft scharfsinniger Leute. Wer ein sehr gutes Gesicht hat, glaubt auch in einer übertriebenen Ferne wahrzunehmen und beurtheilen zu können.

standes, wird so wie Manly in der Comödie gefallen, durch die alleinige Anmuth, welche die Natur all den Handlungen, die ihr angehören, aufdrückt. Den Feurigen und Lebhaften wird es an Bewunderern nicht fehlen, und selbst die Düstern und Melancholischen können zuweilen unterhalten."

„Chaque mot lui fournit un texte
Au son orgeuil fait revenir le moi."

Montesquieu, in den persischen Briefen, hat das Porträt eines Laffen gezeichnet, der sich unaufhörlich selbst lobt. „Ich sehe von allen Seiten", sagt er, „Leute, die ohne Ende von sich selbst reden; ihre Conversationen sind ein Spiegel, welcher immer ihr unverschämtes Bild zurückwirft. Sie reden von den geringfügigsten Kleinigkeiten, die ihnen widerfahren sind, erzählen und verlangen dabey, daß das Interesse, welches sie daran nehmen, sie in Euren Augen vergrößern. Alles haben sie gethan, gesagt, gedacht. Sie sind ein Universalmuster, ein Gegenstand unerschöpflicher Vergleiche, eine unversiegbare Quelle von Beyspielen. O wie albern ist das Lob, wenn es dem Lobenden selbst gilt! Vor einigen Tagen quälte uns einer dieses Schlages durch zwey Stunden mit Lobeserhebungen seiner selbst, seiner Verdienste und Talente; allein, da es in der Welt keine dauernde Bewegung gibt, so hörte auch er auf zu reden. Die Conversation wiederhohlte sich, und wir hielten es aus. Ein Mann, der ganz verdrüßlich schien, fing an, sich über die Langweile der Conversation zu beschweren: Wie? immerfort Narren, die sich selbst mahlen und Alles auf sich zurück führen! — Sie haben Recht, erwiederte unser Redner ganz brüsk. Ich habe Mittel, Geburt, ich gebe viel aus; meine Freunde sagen mir, daß ich einigen

Geist besitze; aber ich rede nie davon. Wenn ich einige gute Eigenschaften habe, so ist es die Bescheidenheit allein, von welcher ich einiges Aufheben mache."

Wie man sich vor dem Egoismus auch immer in Acht nehme, hat er doch immer Umwege, um zum Ziele zu gelangen. Es gibt Leute, welche nicht ohne eine gewisse Scham erklären, daß sie alle Haupttugenden besitzen, indem sie damit anfangen, sie herabzusetzen, und sie als Schwachheiten darzustellen. Sie gestehen dabey, daß sie sich sehr unglücklich fühlen, mit so viel Schwachheiten behaftet zu seyn. Täglich hört man sie, sich beklagen, daß sie zu gut, zu gefühlvoll, zu delicat seyen; es ist ein großes Unglück, so viele Tugenden zu besitzen, aber man kann sie nicht verbessern *).

„Aussi, pareils en tout au bizarre langage
De ce mortel distrait dont j'ai tracé l'image.

Das Bild eines leichtfertigen, sorglosen und zerstreuten Menschen hat Bondi gezeichnet wie folgt:

„Mopse ist kein ewig ermüdender Mensch; er wendet sich an Euch, ohne Euch zu kennen, und alsbald, als hätte er das Recht dazu, fragt er Euch, wer Ihr seyd, woher Ihr kommt, und wohin Ihr zu gehen gedenkt. Dann vergißt er die gemachten Fragen, wendet sich nach einer anderen Gegend, wo eben gesprochen wird, und unterbricht dergestalt das Gespräch des Andern, ohne sein eigenes zu beendigen. Bemerkt er, daß man sich insgeheim bespricht,

---

*) Diese Art Selbstlob ist leicht zu erkennen, wiewohl sie sich hinter einem gewissen Pharisäismus zu maskiren pflegt. Sie gehört den Extremen der Charaktere an, entweder den unbescheidenen Moralischen, oder dem heuchlerischen Verdorbenen.

so macht er sich hinzu; oft nimmt er den Sitzenden den Stuhl weg; schläft jemand in einem Winkel, so gibt er ihm einen Nasenstüber, und verfolgt lachend seinen Weg."

„Son inspection vagabonde
Tous les matins recommence sa ronde."

Die Leute, welche Delille hier schildert, sind in allen Ländern nur zu häufig. Bondi erwähnt ihrer auch. Seine Schilderung ist etwas lang, wir führen hier nur eine Passage an:

„Von den geringfügigsten Begebenheiten eines jeden Tages vollkommen unterrichtet, ist Egist gewisser Maßen ein Portefeuille einer Menge galanter Neuigkeiten, die er bald mit leiser Stimme vertraut, bald laut zur Oeffentlichkeit bringt. Welches Geheimniß könnte ein Eifersüchtiger haben, das Egisten nicht bekannt wäre? Er weiß alle Veränderungen der Liebeshändel, alle leichten Ursachen des öfteren Ueberdrusses, die verschiedenen Vorfälle der schlaflosen Nächte — die Streitigkeiten der Eifersucht, all die Flammen der Sehnsucht, die erzwungenen Beständigkeiten, die geheimen, unter gegenseitigem Stillschweigen geduldeten Treulosigkeiten, lauter Dinge so süß für die Ohrenflüstereyen der Weiber. Fragt ihn, wenn ihr es wissen wollt, wer auf den Bühnen der Sängerinn Phryne, den italienischen Männern so werth, oder des Tänzers Narciß, so theuer ihren Frauen, nächstens erscheinen werde."

Diese Gattung von Leuten, welche Bondi hier zeichnet, geben sich vor Allem mit Anecdoten ab, welche unterhalten und Stoff zu gegenseitigen Plaisanterien darbiethen. „Das Angenehme," sagt Duclas, „ist so nothwendig geworden, daß selbst die Verleumdung aufhören würde zu gefallen, wenn sie davon entblößt wäre. Eine Frau braucht sich weni-

ger vor einer tadelhaften Handlung zu hüthen, als vor der Erzählung eines pikanten Abenteuers. Ist sie von übler Aufführung, und ist über diese nichts Spassiges zu sagen; so redet man gar nicht von ihr; wie sich aber ihr Betragen dem Lächerlichen nähert, ist sie sogleich eine Beute der Erzähler, aller Schön-Vorbringer (beaux-discurs) die zwar kein großes Interesse an der Vertheidigung der Moral nehmen, aber die Gelegenheit nicht versäumen wollen, ihren Geist zu zeigen, und die Gesellschaft zu unterhalten."

„Que j'arrive, à regret, au plus honteux des vices!
Le Mensonge est son nom."

Ein Mann, welchen Madame Geoffrin als einen unermüdeten Lügner kannte, erzählte in ihrer Gegenwart einen Vorfall, dessen Wahrheit sie, nicht zweiflend, daß er auch hier seine gewöhnliche Lügenhaftigkeit bewiese, läugnete. „Sie thun zu viel," sagte ihr Jemand, „diesen Vorfall zu verneinen, denn er ist zum Unglück wahr." — „Wenn dem so ist," entgegnete sie, „warum erzählt ihn jener Herr?" — Wie man leicht glauben kann, wartete der wahrheitliebende Lügner das Ende der Conversation nicht ab, und als er fort war, setzte Madame Geoffrin hinzu: „Wer immer lügt, bey dem ist es, als sage er immer die Wahrheit; man braucht es nur so einzurichten, stets das Gegentheil deß, was er vorbringt, zu glauben; aber wenn es zuweilen geschieht, daß er etwas Wahres sagt, was soll man denn in der Gesellschaft thun? Wie soll man mit jemanden leben und conversiren, dem man nichts als Ja oder Nein sagen kann?" (Dieser Zug ist aus einem Briefe d'Alemberts über Madame Geoffrin.)

Sterne sagt: die Lüge sey die unerträglichste Feigheit; sie heißt die Menschen fürchten und Gott trotzen.

„Condamnée aux chagrins et livrée au soupçon,
Voyant partout et l'injure et l'offenre,
Survient plus triste encore la sombre défiance."

Das Mißtrauen hat Delille schon in einem anderen Gedichte geschildert; diese beyden Gemählde haben verschiedene Farben, und sind beyde voll Wahrheit. Das Bild des Mißtrauens kann man in dem Gedichte l'Imagination, nachlesen.

„Possédé de l'esprit de contradiction."

Moliere, im Misanthropen schildert den Widersprecher also:

Le sentiment d'autrui n'est jamais pour lui plaire;
Il prend toujours en main l'opinion contraire:
Et penseroit paraître un homme du commun,
Si l'on voyait qu'il fût de l'avis de quelqu'un.
L'honneur de contredire a pour lui tant de charmes,
Qu'il prend contre lui-meme assez souvent les armes,
Et ses vrais sentiments sont combattus par lui,
Aussitôt qu'il les voit dans la bouche d'autrui.

Rhulieres in seinem Gedichte vom Wortwechsel hat den Streitbold und Widersprecher mit eben so viel Geist als Wahrheit geschildert:

Je hais surtout, je hais tout causeur incommode,
Tous ces demi-savants gouvernés par la monde;
Ces gens qui, pleins de feu, peut-être pleins d'esprit,
Soutiendront contre vous ce que vous aurez dit;
Un peu musiciens, philosophes, poétes,
Et grand homme d'etats formés par les gazettes;
Sachant tout, lisant tout, prompt à parler de tout,
Et qui contrediraient Voltaire sur le goût.

Montesquieu sur les lois, de Broglie sur la guerre,
Ou la jeune d'Egmont sur le talent de plaire.

. . . .

Avez vous par hasard connu feu Monsieur Daube,
Qu'une ardeur de dispute évaillait avant l'aube

. . . .

Au sortir d'un sermon la fiévre le saisit,
Las d'avoir entendu sans avoir contredit.

„Es gibt Leute," sagt Morellet, „denen man allmählich zwey widersprechende Meynungen beybringen kann, indem man nach und nach mit zwey einander aufhebenden Propositionen vorrückt. Zwey Männer gehen auf einem Schiffbauplatze spazieren. Der Eine sagt: Seht hier das vortreffliche Holz. — Keinesweges, sagt der Widersprecher, es taugt nichts. — Der Erste nähert sich, und sagt, indem er sich stellt, als betrachte er es aufmerksamer: Wahrhaftig, es ist an verschiedenen Stellen von Würmern angefressen. — Von Würmern sagt Ihr? Es ist keine Spur daran wahrzunehmen! — Ich selbst habe mich getäuscht, und das Holz ist das beste, so ich je gesehen. — Dieß Gespräch, sagt Morellet, habe ich selbst mit angehört."

„Bien plus insupportable encore,
Ce vil adulateur, qui toujours nous adore."

Es gibt eine Münze, die bey allen Völkern, zu jeder Zeit und überall circulirt; wiewohl man sie als falsche Münze kennt, nimmt sie doch alle Welt an; sie verliert, obwohl gemein, nie an ihrem Werthe, und man tauscht oft die kostbarsten Dinge dafür ein; diese Münze ist „das Lob."

Hier einige Züge des Schmeichlers *), wie ihn Theophrast geschildert:

»Wenn derjenige, welchem er schmeicheln will, das Wort nimmt, gebiethet er allen Anwesenden Stillschweigen, und zwingt sie, Allem was er vorbringt, Glauben beyzumessen. Wie er zu reden aufgehört, ruft er aus: das ist am besten gesagt, nichts ist glücklicher zusammen getroffen. Ein anderes Mahl, wenn es ihm geschieht, Jemandem einen kalten Scherz beyzubringen, ermangelt er nicht, ihm Beyfall zu klatschen, und in die Spötterey mit zu entriren; und obgleich er keine Lust zu lachen hat, bringt er ein Ende seines Mantels an den Mund, als wolle er ein lautes Auflachen unterdrücken. Begleitet er ihn, wenn er durch die Stadt geht, so sagt er denen, welche ihm begegnen, daß sie warten möchten, bis er vorbey wäre. Er kauft Früchte, trägt sie zu diesem Bürger, macht seinen Kindern damit Geschenke, küßt und liebkoset sie. Welch artige Kinder ruft er aus, wie würdig eines solchen Vaters. Der gute Plu-

---

*) Gedeihen und floriren an Höfen. Boileau sagt indeß:

Ne soyez à la cour, si vous voulez y plaire
Ni fade adulateur, ni parleur trop sincere.

Nachstehende Anecdote von unserem unvergeßlichen geistreichen Prinzen de Ligne ist mir erzählt und verbürgt worden. Es rühmte sich bey der Hoftafel ein gewisser Graf, der im Geruch der Schöngeisterey stand (vielleicht noch steht), es habe ihm geträumt, er sey auf einem hohen Berge gestanden und habe in so rührenden inbrünstigen Versen Gott um das Heil des Kaisers angefleht, daß wirklich eine Stimme vom Himmel ertönt sey, und ihm die Gewährung seiner Bitte zugesichert habe. »Das ist nicht wahr,« fiel der Prinz de Ligne ein, »Sie irren Graf!« Jedermann war gespannt. »Dieu vous a dit,« sagte der Prinz ernsthaft, »il a dit: Allez vous en miserable poëte.« Und ein schallendes Gelächter strafte den plump fingirenden Belletristen.

tarch vergleicht die Schmeichler mit gewissen Kopfinsecten (poux), denn diese, sagt er, bleiben unersättlich wie sie sind, bey den todten Körpern, und verlassen sie, sobald das Blut, ihre Nahrung, erstarrt ist. Auch, setzt er hinzu, werdet Ihr niemahls sehen, daß die Schmeichler sich bloß Personen nähern, deren Angelegenheiten anfangen übel zu stehen, und deren Credit gesunken ist *). Derselbe Plutarch behauptet, daß die Schmeicheley ihr Reich auch über die Eigenliebe erstrecke. „Wenn wir uns nicht selbst schmeicheln,“ sagt Rochefoucauld, „so kann uns die Schmeicheley Anderer nicht genügen. Die Eigenliebe ist die größte Schmeichlerinn. Man glaubt zuweilen die Schmeicheley zu hassen, aber man haßt nur die Art zu schmeicheln. Addisson sagt: „Sobald die Eitelkeit eines Menschen nicht verderblich ist, so wird der Schmeichler nicht ermangeln, sie zu erregen, und ihr Verdienst genug zu erkennen, um ihn zum Narren zu machen.“

Es gibt kein so leichtes Handwerk, als das des Schmeichlers. Wem ihr einen Rath gebt, oder ein Urtheil wagt, so müßt Ihr beweisen, was Ihr sagt; lobt Ihr aber, so bedarf es dessen nicht. Damon fragt mich was ich von seinem Buche denke; ich antwortete, es ist vortrefflich, und ich habe nichts weiter zu sagen. Sage ich aber, daß es Mängel habe, so muß ich meine Gedanken erklären, meine Kritik motiviren. Um ihm darzuthun, daß sein Buch nichts tauge, dazu werde ich mehr Mühe brauchen, als er gebraucht hat, es zu schreiben.

*) Daher Greffet sehr richtig sagt: L'ami d'un homme heureux n'est souvent qu'un flatteur; und Racine:
Detestables flatteurs, présent le plus funeste,
Que puisse faire au Roi la colére céleste!

Duclas hat gesagt, daß die Schmeicheley, selbst dann, wenn sie sich übertrieben äußert, noch Wirkung thue. „Ich weiß, daß du mir schmeichelst," sagte Jemand, „aber du gefällst mir dadurch nicht minder." — Ein Mann von Geist, den man mit Gott vergleicht, sagte, „das ist etwas stark, aber es macht immerhin Ehre."

Gewöhnlich gibt es auf eine Schmeicheley keine Antwort, und nichts ist für einen verständigen Mann beengender, als wenn man ihm Lobeserhebungen macht. Ich habe nie einen Mann von Geist ins Gesicht loben gesehen, ohne daß er die Miene eines Gecken gehabt hätte. Auch Lord Chesterfield gibt den Rath, die Leute nur in ihrer Abwesenheit zu loben. Derselbe Schriftsteller gibt den Schmeichlern Rathschläge, deren sie nicht bedürfen. „Willst du dir," sagt er, „die Zuneigung und Freundschaft gewisser Personen, seyen es Männer oder Frauen, auf eine besondere Weise verschaffen, so trachte ihre glänzenden Eigenschaften, falls sie eine besitzen, und ihre herrschende Schwachheit, denn jeder hat die seinige, zu entdecken; lasse dann der einen Gerechtigkeit und der andern noch etwas mehr widerfahren; das zweckdienlichste Mittel ist, an den Leuten Eigenschaften zu loben, die sie nicht haben, auf die sie aber Anspruch machen. Der Cardinal Richelieu hörte diejenigen, welche sein Talent für die Tragödien lobten, mit Wohlgefallen an. Sprichst du mit einem Autor, dessen Geist sich durch Anmuth und Liebreiz auszeichnet, so rühme die Stärke seines Styls, und finde Geschmeidigkeit und Grazie in jenem, dessen Charakter Kraft und Energie ausmacht. Kommst du mit einem dramatischen Dichter zusammen, so sorge ja, diejenigen seiner Stücke zu loben, die am wenigsten Glück gemacht haben; rühmst du irgend eine Passage in einem seiner Stücke, das durchgefallen ist, so kannst du sicher seyn, ihm den Kopf zu verwirren.

Sterne hat über die Schmeichelen sehr picante Züge in
ner empfindsamen Reise geliefert *).

„Doute par vanité de tout ce qu'il apprit
Et meurt sans avo'r eu l'esprit,
De se permettre une bêtise."

Der Verfasser des Zuschauers (Addisson) behauptet,
ß man kaum einen einzigen Menschen finden werde, der
cht empfindlicher bey dem Ruf des Geistes und des Un-
rscheidungsvermögens, als bey dem der Rechtschaffenheit
nd Tugend sey.

„Nichts verunstaltet die Conversation mehr," sagt
octor Swift, „als das Trachten, Geist zu zeigen. Es
eine Verirrung, in die gerade die Leute von Geist selbst
nd am öftesten dann verfallen, wenn sie beysammen sind.
ie würden ihre Worte für verloren halten, wenn sie den
Mund geöffnet hätten, ohne etwas Geistvolles zu sagen.
s ist eine Qual für die Andern und für sie selbst, wenn
re Anstrengungen ohne Erfolg bleiben. Sie halten sich

---

*) Bey Gelegenheit des Capitels von der Schmeicheley, fällt mir noch eine Anecdote von dem genialen Prinzen de Ligne ein, die ich, wiewohl sie nur in der entferntesten Analogie hieher paßt, doch nicht unterdrücken will. Eines Tages, bey Hofe, erhoben sich verschiedene Stimmen über die Zweckmäßigkeit des damaligen Triestiner, jetzigen Neustädter = Wiener, vulgo Wiener = Neustädter-Canals. Der Prinz behauptete aus Scherz oder Nicht = Scherz, der Canal sey nicht einmal so tief, daß ein Mensch darin ertrinken könnte. Einige Zeit darauf erzählte man dem Prinzen im Tone der Zurechtweisung, daß gleichwohl Einer im Canal sey ertrunken gefunden worden. „Ah!" entgegnete der Witzige, „ce n'etoit qu'un flatteur!"

für verbunden, etwas Außergewöhnliches zu sagen, |
ihnen selbst Genüge thue und ihres Rufes würdig sey.'

Heut zu Tage hat die Manier zu denken, zu raison
ren und zu dissertiren, die des Geistes ersetzt. Man sa
seht hier einen starken, einen tiefen Mann, wie man so
sagte: Seht hier einen Mann von Geist. Im vori
Jahrhunderte hieß es, daß ein Mann Geist erzeugte (fais
de l'esprit); es scheint, daß das jetzt bey dem Genie
Fall sey. Diese Manier ist nicht minder lächerlich als
vorige.

„Que mes persecuteurs s'acharnent contre moi
Que mes rivaux me déchirent, mais toi!
Toi, que j'aimois comme mon pîre,
Qui partageois la table de mon père
A qui j'ouvris mon coeur, dont je serrai la main:
Comment de ton ami te fais tu l'assassin."

Diese Verse sind eine Nachahmung der Passage
Davids Psalmen:

quoniam si inimicus meus mededixisset
mihi sustinuissem (L. IV. V. 12. et seq.)

„Tairons-nous le brouillon, dont autre fois Moliére
D'un pinceau vigoureux eût tracé le portrait,
Et dont Gresset, à sa maniére,
Sous le nom du mechant crayonna quelques traits."

Der Entwurf, von dem Delille hier spricht, glei
dem Gresset keineswegs, und findet sich eben so wenig
der Natur selbst.

/ieu:, reprends tes couleurs, ressaisis ton pinceau,
peins-nous à son tour le discoureur aimable."

Nachdem Delille durch eine glückliche Eintheilung die
erirrungen des Geistes und Charakters geschildert, führt
uns einen liebenswürdigen Mann vor, der sowohl von
r einen als von der andern ausgenommen ist. Daher sind
e Vorschriften, welche er gibt, Beyspiele, leichter zu
folgen als Unterricht und Maximen.

Nicht allzu weit wollen wir das Vorbild suchen, das
an sich in der Conversation aufstellen mag. Wir lassen
ier Madame Vannoz reden.

„A ces soupers mon enfance autrefois,
Du vrais bon ton étudiant les lois,
Venait chercher et choisir ses modéles:
C'est sur les pas de ces guides fidéles,
C'etait alors, que preludant mes vers
Je recueillais ces préceptes divers.
Là j'ecoutais cet éloquent poëte,
Qui, s'arrachant à sa douce retraite,
Venait du Pinde, oû régnent ses écrits,
Se reposer en un cercle d'amis,
Et qui, chargé de lauriers et d'hommages,
Daignait encor sourire à nos suffrages.
Il paraissait: un murmure flatteur
Nous annonçait le moderne Virgile.
Bientôt muit, tout le cercle immobile
En l'admirant devenait auditeur.
Si de son lut les fréquentes merveilles
On fait sa gloire et celle de nos jours;
Si le génie éternise ses veilles,
Le Dieu du goût enchante ses discours.
Voyez-le orner l'anecdote piquante!

De mille traits l'étincelle brillante,
Comme en ses vers, éclate en vous débit;
De chaque objet chaque mot est l'image;
Toujours poëte, il peint tout à l'esprit;
Et sa mémoire en vain nous dit son âge.
Mais, qu'ai-je appris? Quand j'ose à mes essais
Mêlér son nom et crayonner ses traits,
Il va chanter ce poete lui-même,
D'un art charmant, qu'il embellit, qu'il aime,
Va dans ses vers dévoiler les secrets.
Mon Apollon, mon maitre prend sa lyre:
Pour l'écouter, je me tais et j'admire.
Ma faible main, vous prétant ses secours,
Vous conduisit jusqu'aux portes du temple;
Recueillez-y ses vers et ses discours,
Et recevez le précepte et l'exemple.

»Les conversations sont l'état populaire.''

Delille hat hier die Conversationen und Maniere der guten Gesellschaft zur Schau gestellt, als einzige Mittel, sie wohl kennen zu lernen. Es ist schwer, sie z definiren, und es steht zu befürchten, daß hier ein Räth sel, ein schwer auflösbares, proponirt werde.

Es ist ein Land, ein Volk, oder vielmehr eine blo Gesellschaft, von welcher überall gesprochen wird, ohne da man genau wisse, wo sie und welche es sey. Jede pikir sich, ihr anzugehören, und die empfindlichste Beleidigung die man einem Manne oder einer Frau zufügen könnte wäre, zu sagen, daß sie noch nicht dabey gewesen seyen. Die Gesellschaft hat ihre Gesetze, ohne daß sie gehalten wäre die Gesetzgeber zu bezahlen; sie hat ihre Gebräuche, di man in Allem blindlings zu befolgen sich rühmet. Alle Wel

fiehlt, alle Welt gehorcht daselbst, man zahlt da nichts
r Gunst; dem Glück läßt man nichts thun. — Wehe
n Fremden, die sich da nähern, sie sind der schützenden
ottheit des Ortes geopfert; diese Gesellschaft hält sich
ts in der vollkommensten Ordnung, und niemand hat
t einem polizeylichen Geschäfte zu thun. Man spricht los,
d verurtheilt in letzter Instanz, ohne dabey einen Rich-
zu erkennen. Seit Perikles und Scipio ist sie immer
eselbe, obgleich sie den Wechsel liebt, und die Mode ihr,
ie die Vorsehung, gilt. Jahrhunderte verrinnen, Reiche
irzen zusammen, ihrer Gründer zerstieben; allein, obschon
rstreut, bewahren sie ihre Gesetze, und, wie die Hebräer
ch Jerusalems Zerstörung, bilden sie mitten unter den an-
rn, noch eine Nation. Diese seltsame Vereinigung ist
, die man die gute Gesellschaft nennt.

Die ganze Gesetzgebung dieser Gattung von Republik
egt in den Worten: Es ist der Gebrauch; die andern
Worte: das ist ein übler Ton, das ist nie geschehen, sind
inreichend, die Neuerer, die Kühnsten zurück zu halten.
Der größte Dienst, den man diesem republicanischen Staat
isten kann, besteht darin, diejenigen zu vergnügen, aus
enen er zusammen gesetzt ist. Als größtes Verbrechen wird
rkannt, ihn mit Langeweile zu behelligen. Sobald es
jemand wagt, sich über die Statuten hinauszusetzen, über-
rägt sie es dem Lächerlichen, sie zu vertheidigen und zu
ächen. Das Lächerliche, stets bereit, diejenigen, welche es
erdammt, zu verfolgen, wacht unaufhörlich über sie; es
leicht dem Alten vom Berge, der nie ein Heer zu seinen
Befehlen hat, aber überall seine unsichtbaren Agenten aus-
chickt, und den Schrecken bis zu den Großen der Erde
hinträgt *).

---

*) Diese Schilderung ist gewiß ein Meisterstück; sie ist einfach und

»L'orgueil discret, la morgue taciturne
De ce savant, lucubrateur nocturne,
Qui, dans le fond de son docte réduit
De ses tablettes vermineuses
Ayant compilé jour et nuit
Les richesses volumineuses — — ⊥ —"

Schon in den vorigen Noten ist angeführt worde was La Bruyere von den Gelehrten sagt; auch Bondi h das Bild des Pedanten geschildert; er schließt, wie folg

»Von dem langweiligen Declamator ermüdet, went sich Jedermann, steht auf, oder verändert den Platz, u das Ende abzuwarten. Aber Lisinda artiger, geduldige die sich in der Nähe des Pedanten Aristarch hält, schein obgleich mit andern Dingen erfüllt, seinen mürrischen R den Beyfall zu schenken. Darauf lacht sie unter die Müt und indem sie ihren Nachbar Thyesis bald mit dem Ellb gen, bald mit dem Knie anstößt, sucht sie ihn zu erwecke und macht sonach das heimliche Lächeln und Spötteln la werden. Endlich vernimmt man ein ironisches »Bravo der Langeweile entpreßt. Auf dieses Wort streichelt si

---

geistreich, leicht und erschöpfend zugleich. Eben so glückli charakterisirt der Graf Segur (Galerie mor et polit.) d Geist und die Herrschaft eines Hauptaggregats der Conversa tion, nähmlich der Mode. »Es gibt eine Herrscherin" heißt e deren drückendste Befehle niemahl Widerstand erfahren. Ih Einfälle sind hochverehrte Gesetze, ihre Grillen, Orakel; na ihrem Belieben ändert sie die Gebräuche, sie spottet der Ueb einkünfte, und beugt die strenge Vernunft unter die Kappe d Thorheit. Sie bestimmt das Gute und Ueble; erschafft und ve nichtet den guten Nahmen, verleiht dem Häßlichen Schönhei dem Einfältigen Geist, Wissenschaft dem Charlatan, und w dersetzt sich ungestraft den Vorstellungen der Billigkeit, de Rathschlägen der Weisheit, und selbst den Vorschriften de Religion. Ihr einziger Zweck geht dahin, zu gefallen."

Pedant, ein eitler Blasenball, das Kinn, spazirt, die
he Hand auf der Brust, einher, und arrangirt seine
idung. Nachdem er dem Erstaunen der Andern freyen
uf gelassen, und die glänzenden Lobeserhebungen für sich
h einmahl durchgegangen, beobachtet er endlich Still-
weigen."

Sterne hat einen sehr sinnreichen Einfall über die Ge-
ten: »Das Wissen ist das Dictionnär der Wissenschaften,
r der gesunde Menschenverstand (bon-sens) ist ihre
ammatik."

---

l ne dit point, qu'il fait chaud, qu'l fait froid,
Dans quelle année, en quel endroit
Les vivres furent chers, la moisson abondante.

Diese Nichtssager sind von Theophrast sehr gut charak-
isirt worden. Man kann seine Schilderung bey dem ab-
schmackten Sprecher nachlesen *).

»Mais il hait encore plus le jargon
Dont l'hôtel Rambouillet tourmentoit nos aïeux."

---

*) Gegen diese Nichtssager und Nichtssagerinnen (denn es scheint auf das gesprächige Geschlecht gemünzt zu seyn), sollte hier eigentlich gar nicht geeifert werden, denn sie gehören mehr dem gewöhnlichen, schlichten, anspruchslosen Publicum, als der feinen, distinguirten prätentiösen Conversationswelt an. In dieser werden sie sich nur äußerst selten vorfinden; und ist auch das zuweilen der Fall, so verlassen sie von selbst baldmöglichst eine Sphäre, in der sie sich entweder selbst gefallen, noch Andere interessiren können. Es ist unbescheiden zu fordern, daß alle Welt den Sinn, und die, wiewohl angenehme Mühe habe, immer von Nichts zu reden.

La Bruyere macht ohne Zweifel eine Anspielung auf
Conversationen im Schlosse zu Rombouillet, wenn er sa
Ist es denn ein so großes Uebel, gehört zu werden, w
man redet, und zu reden, wie alle Welt? Ein Ding f
Euch, Acis, Euch und Eures Gleichen, die Wortspiel
Ihr mißtraut Euch hierinnen, und ich werde Euch in
staunen setzen. Eines fehlt Euch noch: nähmlich Gei
es ist nicht alles; Ihr habt noch eine Sache zu viel, näh
lich, die Meynung, mehr (Geist) zu haben, als die
dern. Das ist die Quelle Eures pomphaften Gallimathi
Eurer verwirrten Phrasen, und Eurer großmächtig
Worte, die nichts bedeuten. Ihr nähert Euch diesem M
ne, oder tretet in dieses Zimmer, ich halte Euch be
Kleide, und sage Euch ins Ohr: Traut nicht, Geist
haben; habet keinen, das ist Eure Rolle; führt, we
Ihr könnet, eine einfache Sprache, so wie sie diejenig
führen, in denen Ihr keinen Geist antrefft; vielleicht gla
man hernach, daß ihr einen habt. Schon Montaigne h
sich über diese anmaßenden Sprecher moquirt, die
ihren Weg eine viertel Meile ablenken, um ein Bonn
oder eine schöne Phrase zu suchen. Das Phrasensuch
sagt er, kommt von einer kindischen scholastischen Eitelk
her Es heißt den Worten fröhnen und folgen. — — I
liebe den einfachen und natürlichen Sprecher, auf dem P
pier, wie im Mündlichen; den kräftigen, nervosen, kurz
gedrängten, nicht so zart und geglättet, als lebhaft u
rauh, vielmehr difficil als langweilend, gleich fern v
Affectionen, Regellosigkeit, Dunkelheit und Kühnheit

„Disciple heureux de la nature
D'un phrase naïve et pure
Il ne demande point pardon".

Theophrast wurde, nach einem langen Aufenthalte zu Athen für fremd angesehen, und von einer Kräuterhändlerinn also genannt. Sie bemerkte, daß er in seiner Aussprache das Attische »je ne sais quoi" nicht habe, woran man die Athenienser erkannte. Hatte Theophrast einen Fehler gegen die Aussprache von Athen gemacht? Nein, er redete nur mit mehr Correctheit griechisch, als die Andern; er redete in der Büchersprache, was wohl ein Fehler gegen den Gebrauch hat seyn können *).

Das Nähmliche würde einem Fremden begegnen, der nach Paris käme, wenn er die französische Sprache nur in Büchern studiert hätte. Eine ziemliche Anzahl Franzosen und selbst Pariser, könnte auf diese Art für wahrhafte Ausländer genommen werden; vorzüglich aber die Pedanten, welche besser reden wollen als die Andern und manche Grammatiker von Profession, welche versäumt haben, ihre Sprache in guter Gesellschaft auszubilden.

„Damon le clabadeur, en mugissant arrive,
Du bas de l'escalier, par de frequents éclats,
Son formidable abard s'annonce avec fracas."

Das Bild dieses Lärmmachers hat der Verfasser der Charaktere (La Bruyere) gezeichnet. Wir wollen aber einen andern, minder bekannten Autor anführen, nähmlich den

*) Bey den Wienern ist es nach langer, langer Zeit gottlob endlich dahin gekommen, daß man diejenigen, welche mit Correctheit und angemessener Wahl des Ausdrucks Deutsch reden, nicht mehr auslacht. Das haben wir der Literatur zu danken. Diese ist, obgleich leider größtentheils durch Nachdrücke, seit Kurzem in Aufnahme gekommen, und die Büchersprache ging in den Umgang über.

italienischen Bondi. Diese Vergleichungen werden dazu dienen, den Vorzug des französischen Dichters kennen zu lernen, und mögen zur Unterhaltung des Lesers beytragen:

»Aber welch' einen Lärm höre ich? Zu Hilfe, zu Hilfe! Mach' die Ohren zu, mein Freund, und vertheidige dich, wenn du kannst, gegen diesen reißenden, gewaltigen Redestrom! Ich sehe den Schwätzer Alcimor kommen. Vernimm, wie er, noch fern von der Thüre, laut schreyt, und eine unzweifelhafte Kenntniß seiner Ankunft den entsetzten Ohren gibt. Es existirt kein so geduldiges oder so starkes Trommelfell, welches eine Stunde lang seine fremde und unglaubliche Redseligkeit aushalten könnte. Ueberall, wo er sich zeigt, fragt und antwortet er, kaum eingetreten, ganz allein; er bringt tausend Dinge vor, und nimmt Theil an tausend andern. Als Logiker raisonnirt er, als Historiker erzählt er, als Redner perorirt er. Er schöpft nicht Athem. Hat er nichts mehr zu sagen übrig, so wiederhohlt er sich, und redet unaufhörlich fort. Jedermann schaudert bey seinem Anblick, und vermeidet seine Nähe. Wehe dem, den er unversehens überfällt! Vergebens kämpft er gegen diese Wortsündfluth, er muß wider seinen Willen anhören. So setzt sich ein Reisender, auf unwirthbarem Wege vom Regen überfallen, an den Stamm einer zweigreichen schützenden Eiche, und kauert sich da zusammen, um abzuwarten, bis der Sturm vorüberziehe, oder nachlasse.“

»Was gäbe es auch für einen Zaum für diesen Ungestümen! Sagt ihm, daß er schweige, er hört Euch nicht; redet selbst, er schreyt, und macht Euch schweigen. Schläft Ihr ein, er fährt fort zu reden. Wacht Ihr auf? Ihr trefft ihn noch redend an. Ueberall hört Ihr den unaufhörlichen Ton seiner unermüdlichen Zunge. Wie eine Weck-

uhr, von der die Feder abläuft, die von ihrem elastischen Klopfer den souoren Metallklang mit Heftigkeit widerschallen läßt, ihre Schläge vermehrt, und rasch den Schlummer vom betroffenen Ohr verscheucht: eben so ists mit der Zunge des Schwätzers, einem künstlichen Werkzeug voll Beweglichkeit. Sie betäubt, und zwingt dazu, die Ohren zu verhalten. Aber Ihr weicht ihm vergebens aus; er jagt Euch selbst in die Flucht. Kann der Schwätzer Euch nicht einhohlen, so erhebt er die Stimme; allein zurückbleibend, fährt er fort zu reden, und bekümmert sich wenig darum, ob man ihn höre."

„Er verabscheut in der ganzen Natur nichts so sehr, als das Stillschweigen; er ist nur geboren, um zu reden; sein Leben war ein stätes Sprechen, noch im Tode will er fortfahren; im Grabe selbst die Zunge unaufhörlich bewegend, hofft er, das eiserne Siegel zu brechen, das der Tod ihm an den Mund gelegt *)."

„La bonté fait sa politesse
Le malheur est sacré pour sa delicatesse."

Die Höflichkeit hat Voltaire in folgenden Versen definirt:

---

*) Es ist wohl nicht zu läugnen, daß der Italiener hier dem Franzosen nachstehe, ein Bondi einem La Bruyere. Indeß ist der Charakter eines clabandeur wieder keine Erscheinung im Conversations-Leben, denn sie ist Carricatur, überall dem Plebs und nur in dem nervosen unbekümmerten England nicht dem Plebs allein angehörig. Ein solcher Lärmbold wird bey uns nur aufgetreten seyn, um alsogleich wieder abzugehen. Denn man kommt in Zirkel zusammen, um mit sinnvollen Gedanken, und nicht, wie in manchen Gremialversammlungen, wo man sich immer vergebens nach einem Sapieha umsieht, mit wirrem Geschrey zu toben.

„La politesse est à l'esprit
Ce que la grâce est au visage;
De la bonté du coeur elle est la douce image,
Et c'est la bonté qu'on chérit."

„Die Höflichkeit," sagt Duclos, „ist der Ausdruck oder die Nachahmung der geselligen Tugenden. Sie ist der Ausdruck, wenn sie wahrhaft, und Nachahmung, wenn sie falsch ist; und die geselligen Tugenden sind jene, welche uns denen, mit welchen wir leben, nützlich und angenehm machen."

Delille hat sich nicht darauf eingelassen, die Höflichkeit zu definiren, er hat sich begnügt, uns den feinen Weltmann zu zeigen. Was Stillingfleet von der Höflichkeit in seinem Gedichte über die Conversation sagt, verdient angeführt zu werden:

„Studiert sorgfältig die Höflichkeit, sie wird Euch die Redensarten und Sitten, welche die Mode anerkennt, lehren. Vergebens wird die Affectation die Miene einer Matrone annehmen, und der Ungestüm mit seinem vertraulichen Geheimnisse sie nachahmen. Sie ringen gegen die Natur, um sich Beyfall zu verschaffen, quälen und ermüden. Die Artigkeit wandelt, obwohl mit Maß, mit Leichtigkeit; doch, und von Allem, was sie studiert hat, läßt sie nur das Anmuthige sehen."

„Le sarcasme cruel, la mordante épigramme,
Et l'ironie au ton moqueur."

Der Scherz, sagt ein bereits citirter Schriftsteller, ist das angenehmste Talent für die Conversation; aber da er unendlich selten ist, hat man ihn mit pikanten Worten,

und mit dem, was man Persifflage nennt, substituirt *), gerade so, wie diejenigen, denen es, wenn ein neues theures Kleid in die Mode kommt, und ihre Verhältnisse nicht erlauben, sie mitzumachen, sich mit der möglichst ähnlichen begnügen. Viele Leute nennen Scherz die Kunst, jemanden in seinem Discurs aus der Fassung bringen, ihn lächerlich machen, und die Mängel seiner Person und seines Geistes aufzudecken.

Duclas nennt die Persifflage eine ermüdende Anhäufung von gedankenlosen Worten, eine Geläufigkeit, die die Narren lachen macht, die Vernunft scandalisirt, die honetten oder schüchternen Leute aus der Fassung bringt, und die Gesellschaft unerträglich macht. Dieses schlimme Genie ist, setzt er hinzu, weniger übertreibend, und dann nur um so gefährlicher, wenn man nähmlich jemanden, ohne daß er daran zweifeln kann, der Bosheit einer Gesellschaft aufopfert, indem man ihn zum Werkzeug und Gegenstand des allgemeinen Spottes zugleich durch das macht, was man ihm unterlegt, und durch den Sinn, welchen man daraus zieht.

---

*) Das wird Niemand unterschreiben. Scherzen ist gewiß leichter, als Persiffliren; jenes ist einfacher, weil es natürlicher, dieses complicirter, weil es künstlicher ist. Auch nimmt man es beym Scherze mit dem Geiste, und der treffenden Application nicht so genau; es ist mehr Sache des Gemüths, die Persifflage mehr Sache des Urtheilsvermögens; darum ist auch jener nicht, wie es oben heißt, „unendlich selten", sondern vielmehr unendlich häufig, weil wohl Jedermann Gemüth hat. Der unvorsichtige Scherz verwundet leicht, die vorsichtigste Persifflage blessirt schwer. Gresset sagt:

De la joie et du coeur l'on perd l'heureux langage
Pour l'absourde talent d'un triste persillage.

Indeß kann von der Persifflage gelten, was man von der Satyre sagt: Difficile est satyram non scribere.

Diejenigen, welche sich diese Ausgelassenheit zu oft erlauben, vergessen, daß sie, wenn sie eine Lächerlichkeit veranlassen, immer ein Vergehen gestatten. Was die Fröhlichkeit vollends tödtet, ist der Ungeist der Anschwärzung, die Bosheit der Verleumdung, die schonungslose und glatte Gewohnheit der Geheimnißkrämerey. Nach diesem Ausbruche der Gehässigkeit und Schlechtigkeit erscheint Alles abgeschmackt, kalt und erschöpft.

„Ah! je la reconnais à sa grâce timide
A son air reservé; son nom,
A tous nos jeunes fats j'en demande pardon,
Est Modestie."

Die Bescheidenen werden in der Welt fast immer beym Worte genommen, darum ist der entscheidende Ton so Mode geworden *). Mein Ruf, sagte Duclas, hat erst von dem Augenblicke begonnen, wo ich sagte, daß ich Geist besäße. Der Verfasser der persischen Briefe führt ein merkwürdiges Beyspiel des entscheidenden Tones an. „Ihre

*) Eine Bemerkung, die äußerst fein, ja beynahe subtil ist. Einem Bescheidenen, der irgend etwas zusagt, hält man für doppelt verbunden, es in Wort oder That zu rechtfertigen; dem Absprechenden hingegen erläßt man Alles, aus Furcht bey der Erinnerung derb abgetrumpft, und ridicül zu werden. Auch in der Liebe greift der mit dem entscheidenden, selbstzuversichtlichen Ton viel eher durch, als der Bescheidene, obgleich jedes vernünftige Frauenzimmer (und welches Frauenzimmer wäre nicht ein vernünftiges?) recht gut weiß, auf welcher Seite Verdienst und Gehalt sey. „Le modestie sagt J. B. Rousseau, avec le vrai merite est toujours assortie." Also auch hier am besten die Mittelstraße laut Voltaire: C'est peu d'être modeste; il faut avoir encore de quoi, ne l'être pas.

Conversation," sagt er, »schien mir bewunderungswürdig. Die Conversation des ersten Wohlgeschätzten, zielte immer dahin: Was ich gesagt habe, ist wahr, weil ich es gesagt habe; die des Zweyten: Was man gesagt hat, ist nicht wahr, weil ich es nicht gesagt habe."

Der bescheidene Mann gefällt nicht wenig dadurch, daß er Niemanden unterbricht. Hält er sich stille, so haben diejenigen, die vor ihm sprechen, Redlichkeit, Offenherzigkeit genug, zu glauben, daß er nur deßwegen schweige, um das Vergnügen zu haben, sie zu hören. Lord Chesterfield empfiehlt seinem Sohne nicht minder bescheiden zu seyn, als es zu scheinen. Die Bescheidenheit, sagt er, wird dein einziger Angel seyn, wenn du Lobeserhebungen fischen willst.

Morellet, in seiner Stelle über die Conversation, spricht von einer gewissen unechten Bescheidenheit, welche beklemmender und beleidigender ist, als selbst der absprechende und entscheidende Ton. Hier eine ungefähre Schilderung dieser falschen Bescheidenheit, welche nichts anderes, als die höchste verfeinerte Eitelkeit ist. »Was sie die Ehre haben Euch zu sagen, scheint ihnen erwiesen, aber es ist nur ihre Meynung, die übrigens Niemanden zum Gesetze dienen kann. Wenn man nicht ihrer Meynung ist, so ist es ohne Zweifel deßwegen, weil sie sich nicht gut explicirt, nicht verständlich gemacht haben; sie bitten um Erlaubniß, das Gesagte zu wiederhohlen, überzeugt, daß man dadurch zur Gewißheit ihrer Gründe gelangen werde. Sie würden es sich nicht heraus nehmen, in anderen Gegenständen einer verschiedenen Meynung mit Euch zu seyn; aber was den vorliegenden betreffe, so haben sie ihn zu einer Angelegenheit ihres vorzüglichen Studiums gemacht, welches sie authorisirt, ihre Gedanken zu sagen."

Der Zuschauer entwirft von dem bescheidenen Manne folgendes Bild: »Lucceius ist ein Wisser, er hat Geist, Frohsinn und Gesprächigkeit, aber bey all' diesen Vorzügen hat er nicht die mindeste ambitiose Absicht im Kopfe. Vielleicht glaubt auch deßwegen der Pöbel, daß er ohne Genie sey; aber seine Freunde sind wohl überzeugt, daß er vollendete Geschicklichkeit besitze. Er geht nicht auf Bewunderung aus, er hat des äußeren Glanzes nicht von Nöthen Seine Kleider gefallen ihm, wenn sie nur etwas modern sind, und warm halten; die Gesellschaft ist ihm angenehm, wenn er Personen von Artigkeit und Verträglichkeit antrifft. Er verlangt weder Ueberfluß bey Tisch, weder rauschende Fröhlichkeit in der Gesellschaft, noch irgend eine außerordentliche Unterhaltung. Ohne Vorurtheil, und Herr seiner Leidenschaften, ist seine Carriere so ruhig, daß er überall mehr Geist, bessere Mahlzeiten, und mehr Fröhlichkeit findet, als er braucht, um die Lust des Lebens zu genießen *).«

Der zuverläßige und entscheidende Ton, hat Sterne gesagt, ist eine Absurdität; habt Ihr Recht, so vermindert er Euren Triumph, habt Ihr Unrecht, so vermehrt er die Schmach Eurer Niederlage.

„Que l'indifferent égoiste,
D'un air distrait insouciant et triste,
Semble, à regret, supporter vos discours."

Der italienische Dichter Bonde mahlt uns den Egoisten, der unaufhörlich von sich selbst redet, auf folgende Weise:

---

*) Das ist ein recht schönes Bild, für den recht schönen deutschen Süden entworfen.

„Seht den, der da eintritt, und stets nur von seinem Ich träumet! Seine vertieften Gedanken beschäftigen sich nur mit diesem seinem Ich; er hat eben so viel Sorge für sich selbst, als er deren die Andern enthebt. Sein Nahme ist Ich. Nie kommt ein anderes Wort so häufig aus seinem Munde, nie mit so viel Emphase. Die Natur hat ihn, wie aus Luft, mit sich selbst erfüllt, gebildet. Sie hat ihm hernach zugerufen: herrsche, lebe, indem du dich zum Mittelpuncte des Universums setzest; alle Sterblichen werden ihr Licht von dir empfangen, beschäftige alle Andern stets mit dir selbst, in all deinen Reden sey dein Nahme verwebt, mit allen Ereignissen, die deine Person betreffen, behellige immerfort diejenigen, welche dich nie als bey Hindernissen darum fragen werden, und stets ertöne das schätzenswerthe Ich aus deinem Munde."

Also sprach die Natur. Aus ihrer Hand begann er seinen Flug. Er beeiferte sich, schon in die Ferne hin, nur von sich selbst zu reden; in den Appartements und geschwätzigen Zirkeln wiederhohlt er unaufhörlich sein theures Ich. Es gibt keine Zuflucht, keinen noch so fremdartigen Gegenstand, der gegen seine egoistische Miturtheile verwahren könnte. Mit diesem Ich behandelt er alle Materien, er reducirt, umschließt, calculirt, vergleicht und vereiniget Alles mit diesem Ich; er ist unaufhörlich der citirende Erzähler seines Lebens, seiner Gedanken, seiner Träume ꝛc. *).

---

*) Keine sehr pünctliche Zeichnung. Bondi war nie ein Lebrün, nie ein Chodowiecki! Der Egoismus, dieser reiche Stoff, hätte so viel Farben dargebothen! Die so lebendig hebende Kunst der Antithese wendet Bondi höchst selten an. Wer erinnert sich nicht huldigend an Schillers classischen Aufsatz: Egoismus und Liebe! Den Egoisten hat unter Andern Baco sehr scharf charakterisirt: Er ist, sagt der große Philosoph, ein Mensch, der ein Haus in Flammen setzen würde, um ein Ey zu kochen.

„bien dire et bien entendre est l'art de converser."

Die Kunst gut anzuhören (aufzufassen) ist vielleicht seltener, als die, gut zu reden *). In einem bereits eingerückten Alter sagte Fontenelle: „Was noch beym Abschiede vom Leben tröstet, ist, daß nun niemand mehr da ist, der hören könnte." —

Roßwalde in Mähren.

Wie sehr auch die zauberischen Anlagen des geschmackvollen und prachtsinnigen Freyherrn von Braun auf seinem Gute Schönau nächst Wien, besonders die kunstempfänglichen Wiener, und eben so die kunst- und natur empfänglichen Wienerinnen entzückten; wie sehr auch in diesem Feenaufenthalte Alles, was Geschmack, Luxus und Kostenaufwand zu leisten vermochten, geleistet zu seyn schien, so war diese ganze paradiesische Schöpfung einige Decennien früher gleichwohl nicht ferne davon, nähmlich im Mährischen, bey weitem überbothen worden.

Das betreffende Landgut ist Roßwalde; Albert Joseph,

---

*) Die Kunst gut zu hören, ist da gewiß nicht selten, wo die Kunst gut zu reden vorausgeht. Wer gut redet, wird gut gehört werden; wer gut redet, und nicht gut gehört wird, hört auf zu reden, ein Fall, der sich bey zufällig heterogenen Gesellschaften, z. B. auf Reisen, in Post- und Badnerwägen, an öffentlichen Orten, oft genug ereignet. Wo man keine Empfänglichkeit oder Würdigung wahrnimmt, erstirbt der Reiz und die Lust, weil sich niemand gern profanirt! Ein stumpfer Stein gibt keine Funken; ohne Funken gibt es kein Licht, ohne Licht kein Feuer, ohne Feuer kein rechtes Gespräch. Ce qu'on n'entend pas du premier coup, drückt sich Vauvenargues sehr richtig aus: n'est pas du ressort du bon gout.

Graf von Hodiß, war der Besißer und Hersteller aller dieser Schönheitswunder. Eine Reise nach Italien, diesem Garten von Europa, machte in dem kunst- und prachtliebenden Gemüthe des Grafen zuerst die Idee jener Anlegung rege, die er später so bewunderungswürdig ausführte. Sein Aufenthalt an dem glänzenden Hofe seines Souveräns, Carls des VI. zu Wien, wo er als Kämmerer stets Augenzeuge und Mitgenosse so vieler kunstvollen und schimmernden Fröhlichkeiten war, befruchtete seine schon von Natur aus glühende und productive Einbildungskraft noch mehr.

Als sich Graf Hodiß in der Lage befand, seinen, mit allem Feuer der Jugend gehegten Lieblingsplan, Roßwalde zu einem Feensiße umzuschaffen, zur Ausführung zu bringen, war es sein erstes Geschäft, alle Arten von Kunsttalenten in seinen Kreis zu ziehen, dergestalt, daß es fast keinen artistischen Zweig gab, der in des Grafen Umgebung nicht durch ein geschicktes Individuum beseßt gewesen wäre. Nach der eigenen und höchst competenten Angabe des Grafen, war denn Roßwalde wie durch einen Zauberschlag in einen Vereinigungspunct aller nur erdenklichen irdischen Lustanstalten umgewandelt. Was Natur und Kunst hervorzubringen vermochten, war hier zu sehen und zu genießen, doch keineswegs lediglich nach einem materiellen Princip, sondern nach höhern geistigen, und eines gebildeten Verkehrs und edleren geselligen Umganges vollkommen würdigen Gesichtspuncte. Zu diesem Ende ging der geniale Besißer so weit, daß er die große Anzahl seiner Musiker, Schauspieler, Tänzer, Sänger &c., eigens für den Umgang der großen Welt bilden ließ. Die zahllosen Gebäude seines weitläuftigen Parkes, die Maschinerien, Theater, Feuer- und Wasserwerke und andere künstlerische Einrichtungen waren weniger an und für sich selbst bewundernswerth, als durch den geläuterten Geschmack und Geist

der Feinheit ihrer Verwendung zu Festlichkeiten aller Art, die auf Roßwalde nur aufhörten, um in neuen Formen wieder zu beginnen, und die von allen Seiten herbeyströmenden Theilnehmer an diesen fast überirdischen Freuden in Erstaunen und Entzücken zu versetzen. Der Park enthielt allein über 4000 Wasserkünste, einen großen Canal, mehrere Seen, eine große Menge von sogenannten Lusthäusern und eine originelle Bevölkerung von verschiedenen Thiergattungen. Selbst künstliche Staffagen brachte der Graf dadurch an, daß er Bediente, alte Männer und Weiber, eben so kleine und größere Kinder, auf mancherley seltsame, mitunter allegorische Weise costumirt, an verschiedenen Puncten des Parks in allerhand Situationen und Gruppen vertheilte, je nachdem es ein besonderer künstlerischer Zweck erheischen mochte. Selbst die gemeinsten Gegenstände, z. B. Hundeställe, ökonomische Geräthschaften, Brunnen u. dgl. waren, oft freylich etwas bizarr, idealisirt, und gingen zuweilen auch ins Phantastische über.

Des geistreichen, feingebildeten, heiteren und gastfreundlichen Wirthes Persönlichkeit, war jedoch die Krone dieser seltenen Schöpfungen. Unter mehreren erlauchten Gästen war auch Preußens großer König Friedrich der II., mit welchem Graf Hodiß durch seine Gemahlinn Sophie, die er als Witwe des Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth geehlicht hatte, in Verwandtschaft stand, konnte seiner Neugierde nicht widerstehen, das vielberufene Roßwalde zu besuchen; und so groß auch seine mitgebrachten Erwartungen seyn mochten, fand er sie bey dem Augenscheine doch weit übertroffen. Er ließ dem Grafen ein ansehnliches Geschenk zurück, und, was noch mehr ist, zeichnete ihn durch eine poetische Epistel aus, welche sich in dem siebenten Bande der Oeuvres posthumes de Frederic II. abgedruckt befindet. In der Folge sah sich Graf Hodiß veran-

aßt, sein geliebtes Roßwalde mit dem Aufenthalte in Pots-
dam zu vertauschen, woselbst er 1778 starb. Seinen theu-
ren Freund und Verwandten zu ehren, ließ Friedrich jenen
Theil der Jägerstraße, wo Hodik gewohnt, Hodikstraße
nennen. Soviel, oder eigentlich so wenig erzählen wir hier
von dem merkwürdigen Roßwalde, indem wir uns vorbe-
halten, gelegentlich eine umständliche Schilderung davon
zu liefern, deren Grundlage des D. Tralles Abhandlung:
Adumbratio amoenitatem Rosswaldensium bilden wird.

Der Schatt- (Sch's) Polak.

Was sind alle Gedächtnißhelden, was ein Justus Lipsius *), ein Rector Bauer zu Hirschberg, der sein werthvolles lateinisches Lexicon aus dem Stegreife niedergeschrieben haben soll; was sind diese und viele Andere gegen jenen ordinären polnischen Juden, von dem man nicht einmahl den Nahmen weiß, der aber vielen noch lebenden Personen ein Gegenstand der Ver- und Bewunderung unter der Benennung des Schatt-Polak bekannt ist und bleibt! Dieses Menschen Gedächtnißkraft ist ganz unglaublich. Ist es denn nicht unglaublich, wenn ein Mensch den ganzen Jerusalemitanischen Talmud, der aus zwölf großen Folio Bänden besteht, von Wort zu Wort auswendig kann!!? Wenn er ferner wie eine lebendige Concordanz jedes Wort, das ihm fragend gesagt wird, nachweiset nach Band und Seiten- und Zeilenzahl und Verbindung, und er diese 12

*) Die Gottschedinn, die Bayles histor.- crit. Wörterbuch gar nicht schlecht verdeutschte, übersetzte darin den Nahmen Justus Lipsius, mit »der gerechte Leipziger" gewiß sehr wörtlich.

Bände nach allen Richtungen, nach vorn oder hinten zu mit der strengsten Genauigkeit hersagt?! — —

Friedrich der II. und seine Gemahlinn.

Friedrich der II. von Preußen vermählte sich (den 12. Juny 1733) nach dem Willen seines Vaters, aber ganz gegen seinen eigenen, mit Elisabeth Christine, Tochter des Herzogs Albrecht von Wolfenbüttel-Bevern, geborne Prinzessinn von Braunschweig-Wolfenbüttel. So sehr Friedrich den edlen Charakter, die hohen Tugenden und hervorragenden Geistes- und Verstandeseigenschaften dieser Prinzessinn würdigte, so wenig war es ihm möglich, eine eigentliche Zärtlichkeit für sie zu empfinden. Man hat oft geglaubt und gesagt, er hege nur eine völlige Gleichgültigkeit für seine Gemahlinn, und weiche mit sorgfältigster Vorsicht jeglicher Annäherung aus. Allein, bloß während sein Vater noch lebte, ging er nach der ihm inwohnenden Consequenz so weit, sich stets von ihr entfernt zu halten, denn als er nach des Vaters Hintritt den Thron bestieg, war es eines seiner ersten Geschäfte, die hohe Achtung und wahre Verehrung gegen seine Gemahlinn auf die unverkennbarste Weise an den Tag zu legen. In dieser Zeit schrieb er einen Brief an sie, der dieß deutlich genug belegt, wie folgende Stelle daraus zeigen mag: „Das ganze Königreich weiß, wie ich Sie zum Altare geführt habe, Madame! Sie allein aber wissen, wie ich seitdem mit Ihnen gelebt habe. Diese Betrachtungen können Sie vielleicht besorgen machen, daß heute, wo ich Herr meiner Handlungen geworden bin, ich den Verpflichtungen, die ich nur gezwungen eingegangen und nie erfüllt habe, entsagen möchte. Aber Madame, Ihre

Geduld, Ihre Zärtlichkeit, alle Ihre liebenswürdigen Eigenschaften und Tugenden, haben mir schon längst die Augen geöffnet. Es ist, ich weiß nicht was, in meinem Charakter, das mich abgehalten hat, dieses Geständniß eher zu thun, als in dem Augenblicke, wo es vor Ihnen und aller Welt Augen offen darliegt, daß es aus meiner eigenen Ueberzeugung fließt. Dieser Augenblick ist gekommen, und ich lade Sie ein Madame, meinen Thron mit mir zu theilen, den zu besitzen Sie so würdig sind." Daß Friedrich seine Anerkennung nicht bloß bey Worten bewenden ließ, bezeigt das Geschenk, welches er ihr mit dem Schlosse Schönhausen machte, auf welchem sie die Sommerszeit verlebte. Auf dem Sterbebette noch bethätigte er seine Hochachtung und freundschaftliche Fürsorge. Sein Testament sicherte ihr eine jährliche Pension von 50000 Thalern. Laut und gerührt sprach er noch in seinen letzten Stunden über den edlen Charakter der Fürstinn, seiner Gemahlinn: „Sie hatte," äußerte er, „während meiner ganzen Regierung mir nicht die mindeste Ursache zu Mißvergnügen gegeben, und ihre unerschütterliche Tugend verdient Ehrfurcht und Liebe." — Diese vortreffliche Fürstinn war besonders auch, von Seite der Humanität höchst verehrungswürdig, denn sie verwendete über die Hälfte ihrer Jahrespension zu Werken der Milde. Für die Wissenschaften hatte sie eine eifrige Neigung; sie übte sich selbst und war Schriftstellerinn. Sie übertrug mehrere deutsche Schriften, darunter moralische, religiöse und geschichtliche, in die französische Sprache, und gab in dieser letzteren nachstehende Werke heraus: Meditation à l'occasion du renouvellement de l'année etc. 8. Berlin 1777. Reflexions pour tous les jours de l'année 8. Berlin 1777. Reflexions sur l'état des affaires publiques en 1778 Berlin 1778. La sage revolution, 8. Berlin 1779. Diese wackere Prinzessinn entschlummerte in ein besseres

Leben den 13. Jänner 1797, tief und wahrhaft betrauert von all ihren Zeitgenossen.

Robinson.

Die vielfachen Schriften, die unter dem Titel Robinson heraus gekommen, haben ursprünglich folgende Veranlassung. Ein gewisser Alexander Selkirk, ein um 1630 geborner Schottländer, der von frühester Jugend auf sich dem Seedienste gewidmet hatte, machte mit dem berühmten Reisenden Dampier als Oberbootsmann die Fahrt nach der Südsee. Da entspann sich zwischen ihm und dem Schiffs-Capitän ein heftiger Streit, welcher für Selkirk die Folge hatte, daß er (es war dieß im Jahre 1705) auf der damahls menschenleeren Insel Juan Fernandez ausgesetzet wurde. Hier verlebte er einsam und kärglich unter den abenteuerlichsten Verhältnissen vier Jahre und eben so viele Monathe, bis der Capitain Woodes Roger bey seiner Weltumseglung ihn im Jahre 1709 an Bord nahm. Nach zwey Jahren kam Selkirk nach England zurück, schrieb seine Geschichte auf jener Insel nieder, und händigte die Papiere dem damahls nahmhaften Schriftsteller Daniel de Foe ein, daß er sie durchsehe, corrigire, und für den Druck geeignet mache. Foe war aber gewissenlos genug, Selkirks Materialien auf seine eigene Faust zu verarbeiten, und stellte jenem die Papiere, angeblich als für die Oeffentlichkeit nicht brauchbar, zurück. Auf diese Art entstand durch Foe die Geschichte des Robinson. Er hatte sie im Jahre 1719 vollendet, und konnte lange keinen Verleger dazu finden, da er sich auch nicht als den Verfasser nannte; der Buchhändler Taylor übernahm endlich

e Drucklegung. Das Buch erschien und brachte in Kur-
m einen Gewinn von tausend Pfund Sterling. Foe wurde
erdurch gereißt, einen zweyten Theil zu schreiben, der
ber geringern Beyfall fand. Robinson, wie ihn Foe, nach-
er Wezel, Campe ꝛc. lieferten, ist nur die veränderte
rzählung von Selkirks Begebenheiten; die andern Robin-
onaden haben gar keine Beziehung mehr auf die Schick-
ale dieses Seemannes, die übrigens vor einigen Jahren
rctisch beschrieben, und für die Jugend bearbeitet er-
hienen sind.

Vegetabilien-Druckerey.

Die interessante Kunst, lebendige Kräuter auf Papier
abzuklatschen, daß man einen an Gestalt und Farbe ge-
reuen Abdruck erhält, wurde Anfangs des 16. Jahrhun-
erts bekannt. Man verdankt sie dem pseudonymen Schrift-
teller Alexius Pedemontanus, der oft irrig mit J. Jak.
Weker verwechselt wird, weil dieser im Jahre 1586 starb.
Von Einigen wird auch der bekannte Hieronymus Corda-
nus († 1576) für den Erfinder dieser Kunst gehalten. Kei-
neswegs aber kann Hessel, der 1707 in America solche
Kräuterabdrücke verfertigte, dafür gelten. Eine förmliche
vegetabilische Druckerey legte 1728 der Professor Sturzhof
n Verbindung mit dem Buchdrucker Funke zu Erfurt an.
Sie begannen ein Pflanzenwerk in klein Folio auf Schreib-
papier mit wenigem Texte; die Arbeit wurde aber durch
eine Feuersbrunst unterbrochen, bis späterhin Professor
Ludwig und der Buchdrucker Trampe 12 Centurien solcher
Abdrücke zu Stande brachten und herausgaben. Einige
Exemplare mögen auch colorirt worden seyn, weil Verfas-

ser dieses ein solches besaß, dessen Farben sich durch Tre
und Feuer auszeichneten. Ob vielleicht die Pflanzen selb
schon farbig abgedruckt worden sind, (denn gewöhnlich wu
den sie mit Kienruß überstrichen,, schwarz abgeklatsch
und man dann mit Farben nachhalf, oder ob die Color
rung auf schwarzen Abdrücken Statt fand, läßt sich, oh
eine solche Arbeit selbst vor sich zu haben, nicht bestimme
Gewiß aber ist, daß der Engländer Stirenhals im Jah
1728 Pflanzenabdrücke mit Farben veranstaltete, worin ih
sechs Jahre später der Augsburger Seuter übertraf. D
Junghanns in Halle hat es in der Kunst der Pflanzena
drücke am weitesten gebracht. Seine Abdrücke sind so zar
rein und scharf, daß man beym ersten Anblicke in Versu
chung geräth, sie für Kupferstiche zu halten.

Sub rosa.

Das Sprichwort „Sub rosa", als Bezeichnung de
Geheimhaltung, leitet man gewöhnlich von einer aus Ho
geschnittenen über den Beichtstühlen angebrachten Rose he
Es kann aber dieser Ursprung in eine viel frühere Ze
zurück geführt werden, nähmlich in die der alten Grieche
und Römer. Ihre Speisesäle waren mit Kränzen geziert
und über dem Tische selbst hängte man Rosen auf, al
Sinnbild der Verschwiegenheit. Ovid sagt: Amon weiht
die Rose der Venus Blume, dem Gotte des Schweigen
Harpocrates, damit der Mutter Handlungen geheim blie
ben. Nach dieser Bedeutung hänge der Wirth diese Blum
über dem Gasttische auf, um die Gäste zu erinnern, da
sie, als beym frohen unbefangenen Gelage nur unter un

ir sich, das Geschehene nicht ausplaudern; das unter der
Rose Verlautbarte, das sub rosa, bliebe sub rosa ꝛc.

Frühere Momente aus Rossinis Leben.

Nascati e allor di qual che in ciel ne lua
Canto ancora fra noi non intelletto
Ablar l'uomo quaggiù la prima idea.

Biagisti.

Joachim Rossini ist den 29. Februar 1792 zu Pesaro gebo-
n, einem artigen Städtchen im Kirchenstaate, am venetia-
ischen Meerbusen. Sein Vater war ein armer Waldhor-
ist des dritten Ranges, einer von jenen Symphoniespie-
rn, die, um ihren Unterhalt zu verdienen, die Märkte
u Sinigaglia, Fermo, Forli und andern kleinen Städten
Romagnas besuchen. Seine Mutter, von ungemeiner
Schönheit, galt für eine erträgliche seconda donna. So
ogen sie von Stadt zu Stadt, von Truppe zu Truppe in den
eschänktesten Umständen, er im Orchester spielend, sie auf
en Bretern singend. Allein trotz dieser wandelbaren Lage,
var die Familie frohen Muthes, und kümmerte sich wenig
im die Zukunft.

Im Jahre 1799 nahmen die Aeltern den jungen Joa-
him mit nach Bologna. Als er zwölf Jahre alt war,
egann er mit dem Studium der Musik. Sein Lehrer war
D. Angelo Tesei. Nach wenigen Monathen sang er in der
Kirche, und verdiente sich einige wenige Paoli. Seine
chöne Sopranstimme, so wie die Lebhaftigkeit seiner Ma-
ieren verschafften ihm bey den geistlichen Directoren bald
ie günstigste Aufnahme. Dieß entflammte den Eifer des

jungen Genies noch mehr. Unter seines geschickten Lehr
Leitung hatte Joachim den Gesang, die Kunst zu acco
pagniren, und die Regeln des Contrapunctes bald vo
kommen inne. Vom Jahre 1806 an, war er im Stan
jedes Musikstück, so schwierig es auch seyn mochte, pri
vista zu singen, so, daß Jedermann die schönsten Hoffnu
gen auf ein glänzendes Gedeihen hegte.

Den 27. August verließ Rossini Bologna, um ei
musikalische Wanderung in Romagna zu unternehm
Als Orchesterdirector spielte er sofort das Clavier zu Lug
Ferrara, Forli, Sinigaglia, und in andern kleinen Stä
ten. Im nächsten Jahre hörte er auf in Kirchen zu singe
Den 20. März desselben Jahres trat er in das Lyceu
zu Bologna, und nahm bey dem Pater Stanislaus Mat
gründlichen Musikunterricht.

Den 11. August 1808, componirte Rossini zuerst ei
Symphonie und eine Cantate, unter dem Titel: Il pian
d'armonia. Unmittelbar hierauf wurde er zum Direct
der Academie der Concordi gewählt, welche nachmahls m
dem Bologneser-Lyceum vereinigt wurde.

Erst neunzehn Jahre alt, zeigte Rossini bey eine
schimmernden Talent zugleich eine solche Verständigkei
daß man ihn zum dirigirenden Orchesterchef bey der Au
führung von Haydns vier Jahreszeiten wählte, die
Bologna Statt fand. Um diese Zeit kehrten Rossini's Ae
tern aus Mangel an Beschäftigung, in ihr ärmliches Häu
chen in Pesaro zurück. Joachim aber nahmen einige reic
Kunstfreunde dieser Stadt, wie es heißt von der Famil
Perticari, in Schutz, und er wurde in Folge des glüc
lichen Vorschlages einer liebenswürdigen jungen Dam
alsbald nach Venedig geschickt. Hier componirte er i
Jahre 1810 für das Theater San-Mosé eine kleine Oper i
einem Act, betitelt: La cambiala di matrimonio." S

rde beyfällig aufgenommen, und Rossini kehrte nach
logna zurück, woselbst er im Herbste des darauffolgen-
Jahres „l'equivoco stravagante" spielen ließ. Er reis'te
n wieder nach Venedig, und gab für den Carneval des
hres 1812 „l'inganno felice," eine Oper, die man ver-
ht werden kann, für seine ideenreichste zu halten, und
i dieser Hinsicht, als die Grundlage seiner übrigen Com-
itionen anzunehmen.

Rossini's Gönner verschafften ihm ein Engagement
i Ferrara. Daselbst wurde von ihm während der Fasten-
1812 „Ciro in Babilonia" aufgeführt. Hierauf wurde
neuerdings nach Venedig berufen; allein der Impre-
io von San-Mosé nicht zufrieden, für wenige Zechi-
n einen genialen, ausgezeichneten und allgemein belieb-
n Compositeur zu besitzen, gemacht, sein Theater empor
bringen, nahm sich heraus, ihn, da er unbemittelt war,
chläffig und ungebührlich zu behandeln, Rossini aber
chte sich dafür auf eine eigenthümliche Weise. In seinen
genschaften als Compositeur befugt, durch sein Orchester
fführen zu lassen, was ihm beliebte, vereinigte er in
ner neuen Oper: „la scala di seta" alle nur erdenklichen
usschweifungen und Bizarrerien, um eine recht wider-
he Carricatur herauszubringen. Man stelle sich nun das
taunen und den Zorn des getäuschten Publicums vor, das
n allen Quartieren Venedigs und selbst von den Umgebungen
s Festlandes zahlreich herbey geströmt war, um das neue
Werk des beliebten jungen Maestro zu genießen! Dieses
ublicum, welches zwey Stunden vor der Eröffnung des
chauspielhauses die Thüren belagert und eben so lange
Saale gewartet hatte, glaubte sich absichtlich und un-
ittelbar insultirt. Es zischte wüthend, und überließ sich
m zügellosesten Unwillen. Rossini, weit enfernt, sich dadurch

gekränkt zu finden, fragte jetzt lachend den Impresa
was er nun durch seine unwürdige Behandlung gewonn
habe? Alsbald verließ er das Haus und begab sich n
Mayland, wo seine Freunde ihm ein Engagement ausg
mittelt hatten. Inzwischen erschien er einen Monath dara
wieder in Venedig, und ließ die einactige Oper „L'c
casione fa il ladro" im Theater San-Mosé aufführen:

In derselben Carnevalszeit componirte Rossini sein
„Tancredi," von welchem die Dilettanti begeistert sagte
Unser Cimarosa ist wieder erstanden! Diese Oper ernt
begreiflicher Weise enthusiastischen Beyfall. Der Kenn
Gherardi sagte von ihr: Was mich bey der Musik d
„Tancred" überrascht, ist ihre Jugend. Wie in Rossinis Ch
rakter bildet auch in seinen Compositionen die Kühnh
einen Hauptzug. Aber in Tancred finde ich gleichwohl di
Kühnheit nicht in dem Grade wie bey der „Gazza ladr
und im „Barbiere di Siviglia." Alles ist einfach und rei
es ist kein Luxus da; es ist das Genie in seiner Naivet
ja ich möchte mir den Ausdruck erlauben: es ist noch d
Jungfräulichkeit des Genies darin vorherrschend. In d
Gesängen bestehen nach Paisiello's und Cimarosa's Form
jene langen und periodischen Phrasen, die unsere Aufmer
samkeit, die sie fesseln, und unsern entzückten Herzen gleic
wohl zu kurz vorkommen. Mit einem Worte, ich liebe d
Tancred wie Tasso's „Rinaldo," weil er die Empfindung
weise eines großes Mannes, in ihrer jungfräulichen Rein
heit darstellt.

Für die herrliche Sängerinn Marcolini schrieb Rossi
im Jahre 1813 den Part der Italiana in Algheri. Dieselb
Sängerinn soll ihn auch bestimmt haben, im Herbste d
vorhergehenden Jahres nach Mailand zu gehen, woselbst e
für das Theater della Scala die „Pietra del Aragone

iponirte; Rossini war damahls zwanzig Jahre alt. Be-
rkenswerth ist bey dieser Opera buffa, daß der sehr unter-
rdnete Sänger Vasoli, ein alter Grenadier der ägypti-
n Armee, sich durch die Arie Misigigi einen blühenden
f erwarb. Es bereitete diese Oper dem Scala-Theater
e genußvolle und enthusiastische Epoche; scharenweise
mte man von Parma, Piacenza, Bergamo, Brescia
 andern Städten, zwanzig Meilen in der Runde nach
iland. Rossini war der Held des Tages und des Landes
leich; man drängte und balgte sich ihn zu sehn. Die
uen schwärmten bey dem Gedanken an den jungen,
önen, geistvollen, berühmten Meister, und eine junge
me entführte ihn buchstäblich in ihren Pallast. Hier
 auf ihrem Landhause entwarf er an der Seite seiner
enden Gebietherinn einen großen Theil jener Arien,
er in der Folge seinen Opern einlegte. Zu Mailand war
auch, wo Rossini von dem Tonsetzer Joseph Mosca zu
en großem Aerger die Idee seiner „Cenerentola" entlehnte.
ch so viel genußreichen Tagen und einem so glücklichen
olge verließ Rossini Mailand, um seine Vaterstadt,
e Familie, wieder zu sehn, der er mit inniger Zärtlich-
 zugethan ist. Vorher schrieb er noch an seine Mutter,
che, wie es heißt, die einzige Person ist, die von ihm
inen Brief erhalten hat. Seine Adresse an diese Frau
gte folgende zu seyn: All 'ornatissima signora Rossini,
dre del celebre maestro in Bologna. Allerdings sehr
al klingend, wie nicht minder seine Gewohnheit, von
 selbst zu sagen, daß, wenn ein Minister oder sonst ein
nehmer Mann das große Loos in der Lotterie der Am-
tion gewonnen, er selbst das große Loos in der Lotterie
 Natur gezogen habe. Er soll dieß unter andern im
hre 1819 zu Rom gesagt haben, als er die Gesellschaft,

welche bey dem Fürsten Ghigi versammelt war, auf si
hatte warten lassen.

Um diese Zeit sollte auch der Tondichter des »Tancre
Soldat werden. Das Conscriptionsgesetz kannte keine Au
nahme, und Rossini blieb nichts übrig, als sich an d
italienischen Minister des Innern zu halten. Dieser ve
wendete sich bey dem Vicekönig, der ihn dann trotz d
strengen Verhaltungsbefehle aus Paris, frey ließ. Ein
so ernsthaften Sorge überhoben, ging Rossini nach B
logna, woselbst ihn wie in Mailand, die Begeisterung d
Publicums und die Gunst der Frauen erwartete.

Die Bologneser Rigoristen, welche in Italien in Bez
auf Musik ungefähr die gewichtige Rollen spielen, wie d
Academie française in gelehrten Dingen, warfen ihm nic
ohne Grund vor, daß er sich häufige Verstöße gegen d
Regeln der Composition zu Schulden kommen lasse. »E
würden mir nicht so viele Fehler vorzuwerfen seyn," e
wiederte der geniale Künstler hierauf, »wenn ich es üb
mich gewänne, mein Manuscript zweymahl zu lesen; u
dieß kann ich nicht, da ich oft kaum ein Paar Wochen Ze
habe, eine Oper zu componiren, und ich gewohnt bin, mi
während der ersten Zeit zu unterhalten. Wie die letzt
vierzehn Tage beginnen, schreibe ich jeden Morgen e
Duett, oder eine Arie. Und dann ziehe ich den Genu
welchen das Publicum findet, der Beachtung gewiss
Regeln gerne vor." Welches Aergerniß diese Erklärung de
Bologneser-Pedanten gab, läßt sich ermessen.

Für diese kleinen Reibungen, die Rossini übrigen
ganz leicht nahm, sah er sich durch die plötzliche Ankun
seiner schönen Mailänder-Gebietherinn reich entschädig
Sie war ihrem Pallaste entwichen, und stürzte an ein
lieblichen Morgen in das Kämmerlein des theuern Freu
des. Allein ihr Glück war nicht von Dauer; eine we

ornehmere Nebenbuhlerinn entschied sich für den berühm=
en Mann, bis er sich endlich über Beyde moquirte. Er
ertigte sie alle zwey mit einer Bouffonerie ab, und zog
ich von ihnen zurück. In Bologna, welches das musika=
ische Generalquartier Italiens ist, erhielt Rossini fast von
llen Städten, die ein Theater haben, Einladungen zur
Composition von Opern. Das Publicum selbst verlangte
ieß von dem Impresaren. Rossini erhielt im Allgemeinen
000 Franken für eine Oper, und dichtete gewöhnlich vier
der fünf des Jahres.

Welch ein einfaches Leben Rossini während dieser Wan=
erungen in Italien selbst führte, läßt sich begreifen, wenn
ıan das italienische Theaterwesen kennt. Gewöhnlich be=
ndet sich da die Unternehmung eines Theaters in den
händen des reichsten Patriciers einer solchen kleinen Stadt,
elche Rolle allerdings viel Reitzendes und Angenehmes
at, aber meistens mit dem Ruin des Unternehmers endi=
et. Er bildet eine Truppe, immer bestehend aus der Prima
Donna, dem Tenore, dem Basso cantante, dem Basso
uffo, dann aus einer zweyten Donna, und einem dritten
Buffo. Der Impresario engagirt einen Maestro (Compo=
teur), welcher ihm eine Oper schreibt, dabey aber die Ta=
nte und Individualitäten der Truppe insbesondere berück=
chtiget. Das Buch (den Text) der Oper kauft der Impre=
rio für 60 bis 80 Franken an sich; es ist meistens von
nem unglücklichen Abbate, einem Parasiten irgend eines
ichen Hauses verfaßt, deren doch jedes auch noch so klei=
e Städtchen 4 bis 6 zählen kann. Die Parasitschaft von
Terenz so unnachahmlich geschildert, besteht auch noch in
rer vollen Blüthe in der Lombardie. Alle finanziellen An=
legenheiten übergibt der Impresario einem Regisseur,
ährend jener selbst sich in die Prima Donna verliebt,
obey die Neugier der kleinen Stadt nur dahin gerichtet

ist, ob er ihr öffentlich den Arm reicht. Nach einem Monathe der burlesken Intriguen, welche die Hauptneuigkeiten des Landes ausmachen, g'bt die, auf solche Weise organisirte Truppe, endlich ihre erste Vorstellung. Diese prima recita ist für das Publicum der kleinen Stadt natürlich das allerwichtigste Ereigniß. Acht bis zehntausend Leute discutiren durch mehrere Wochen mit dem glühendsten Eifer und der größten Wichtigkeit über die Vorzüge und Mängel einer solchen Oper. Ist diese erste Vorstellung nicht durch irgend einen verdrießlichen Zufall unterbrochen worden, so wird die Oper gewöhnlich 20 bis 30 Mahl unmittelbar auf einander fortgegeben, worauf sich dann die Truppe zerstreut. Die günstigste Zeit ist die des Carnevals. Nicht engagirte Sänger halten sich gewöhnlich in Bologna oder Mailand auf, woselbst Theateragenten sich beschäftigen, sie unterzubringen, oder einander wegzuschnappen.

Unter solchen Verhältnissen brachte Rossini die Jahre 1810 bis 1816 hin. Er durchzog nach und nach alle italienischen Städte, in jeder zwey bis drey Monathe verweilend. Bey seiner Ankunft wurde er überall hoch gefeyert, und von dem Dillettanti des Landes bis über die Sterne erhoben. Die ersten 14 bis 20 Tage vergingen unter Diners und Bemänglungen der Werthlosigkeit des Textbuches. Nicht selten mußte sich der Verfasser desselben den Vorwurf gefallen lassen, daß er nicht zu dichten verstehe, und wohl Verse, aber keine Situationen geliefert habe. Dessen ungeachtet überbrachte er dem gefeyerten Tonsetzer ein Paar Stunden darauf ein Sonett, etwa betitelt: umiliato alla gloria de più gran maestro d'Italia e del mondo.

Nach diesen 14 bis 20 Tagen der Zerstreuung machte sich Rossini davon, die Stimmen seiner Sänger zu studiren, und sie am Clavier singen zu lassen. Oft mußte er seine schönsten Ideen bis zur Unerkenntlichkeit modificiren

eil dieser Sänger oder jene Sängerinn nicht geeignet war
auszuführen; manche mußte er wohl gar ganz unterdrü=
n. Zuweilen verstand unter der ganzen Truppe nur der
assist zu singen. Ungefähr drey Wochen vor der ersten
ufführung, nachdem er die Stimmen seiner Sänger ken=
n gelernt, machte sich Rossini an die Composition. Er
ht spät auf, und schreibt mitten unter der Conversation
ner neuen Freunde und Bewunderer, die ihn, was er
ch thun wolle, den ganzen Tag nicht einen Augenblick
rlassen. Er geht mit ihnen zu Tisch, er soupirt mit ihnen,
wird spät in der Nacht, und sie begleiten ihn zurück bis
seine Thür unter dem lärmendsten Gesange zum großen
rger der Nachbarschaft. Um diese Stunde, nähmlich um
ey Uhr Morgens, pflegen für ihn die Momente der Weihe
d genialischen Stimmung einzutreten. Diese Eingebun=
n des Genies wirft er sodann ohne ans Clavier zu gehen,
größter Eile auf das nächste beste Stück Papier. Tags
rauf arrangirt er sie mitten unter dem Geplauder seiner
ngebungen, die mit ihm conversiren, als sey er ganz
beschäftiget. Eines Tages, da er eben an »Moses" ar=
tete, sagte einer aus der Gesellschaft zu ihm: Sie lassen
ebräer singen, werden Sie sie nicht auch näseln lassen,
e in der Synagoge? Diese Idee überraschte ihn, und
f der Stelle componirte er einen herrlichen Chor, der
rklich mit ähnlichen Tönen beginnt.

Wie Rossini bey solchen Gelegenheiten oft den speichel=
lkerischen Pedantismus abfertigte, mag folgender Zug
rthun. Ein Monsignore von Metier hatte Rossini bis
sein kleines Gasthofzimmer verfolgt, und ihn, der noch
Bette war, unter tausend Complimenten gehindert,
fzustehen. Ella mi venta per mia gloria, war der Re=
in dieser Respectsbezeigungen. Rossini erhob sich endlich
nz langsam und sagte: Sie wollen von meinem Ruhme

sprechen, Monsignore? Wissen sie auch, welcher der wah
Titel meiner Unsterblichkeit ist? Er besteht darin, der schöns
Mann meines Jahrhunderts zu seyn. Canova hat mir ge
sagt, er wolle mich als Modell zu einer Statue des Achi
nehmen. — Bey diesen Worten springt Rossini aus dem Be
te, und erscheint in wenig Minuten im Costüm des Achi
vor dem erstaunten Herrn. „Sehen Sie diesen Arm", fu
er fort, „sehen Sie dieses Bein, wenn man so gebaut i
wie ich, kann man der Unsterblichkeit wohl versichert seyn

Kehren wir wieder in jene kleine Stadt zurück, wo w
unsern Helden bey der Composition seiner Oper gelass
haben. Diese ist nun fertig, und die erste Aufführung b
ginnt. Rossini mit seiner schönen Figur erscheint im Orch
ster. Alle Zeichen stürmischen Beyfalls bedecken ihn, er grü
dreymahl, und setzt sich an's Clavier. So dirigirt er b
den ersten drey Vorstellungen in Person. Dann streicht
seine 70 Zechinen ein, nimmt noch Theil an einem groß
Abschiedsschmause, und steigt in eine Reisekutsche mit eine
Mantelsacke nicht voll von Kleidern, sondern von Musikpap
ren, um einige Meilen weiter dieselbe Rolle zu wiederho
len. Gewöhnlich schrieb er noch am Abende der ersten Au
führung einer neuen Oper an seine Mutter, und schic
ihr und seinem alten Vater zwey Drittheile seines eb
empfangenen Honorars, ein Zug, den keine fühlende Se
ohne Rührung erfahren kann.

Im Jahre 1814 schrieb Rossini für Mailand „l'Au
liano in Palmiro" und im Herbste desselben Jahres d
„Turco in Italia", letztern auf Veranlassung eines Seit
stückes zur „Italiana in Algeri", welches von mehreren S
ten gewünscht wurde.

Rossinis Ruf war längst schon nach Neapel gebra
gen, wo man erstaunt genug war, daß es in der W
einen großen Compositeur gebe, der nicht Neapolita

ŋ. In Folge der wiederhohlten, glänzenden Nachrichten
)n Rossini's Genie und Erfolgen, faßte der thätige und
dustriöse Barbaja, Director der Theater in Neapel, den
lan, den berühmten Tonsetzer für sich zu gewinnen. Er
ıhm die Post und flog nach Bologna, wo er Rossini
ıtraf. Dieser war nicht wenig überrascht, statt der ge=
öhnlich armen Teufels von Impresiaris einen Millionär
)r sich zu sehen, und von ihm in Person aufgesucht zu
erden. Barbaja machte ihm ansehnliche Vorschläge, und
'ossini nahm sie auf der Stelle an. Späterhin in Neapel
lbst, ging er einen Vertrag auf mehrere Jahre ein. Er
achte sich gegen Barbaja verbindlich, alljährlich wenig=
:ns zwey neue Opern zu schreiben, ferner, die Musik
ler Opern zu arrangiren, die Barbaja für gut finden
erde, sowohl auf dem Theater San-Carlo, als auf dem
:l fondo geben zu lassen. Für diese Leistungen waren
'ossini jährlich 12000 Franks, und als besonderer Antheil
) bis 40 Louisd'or zugesichert. Die musikalischen Schwie=
gkeiten, welche Rossini bey dem ungeheuren Saale des
'heaters San-Carlo zu überwinden hatte, waren nicht
'ring, allein er besiegte sie lachend und glücklich. Er de=
itirte mit „Elisabeth", welche gegen das Ende von 1815
ıit rauschendem Beyfalle aufgeführt wurde. Den Part
'r Elisabeth gab Dem. Colbrand, die während der Jahre
)06 bis 1815 unter die allerersten Sängerinnen Europens
:zählt wurde. Rossini entschied sich für dieß wunderschöne
Beib, und bald wählte er sie (1821) zu seiner Gattinn.

Nach der Oper „Elisabetta" reiste Rossini nach Rom,
o er im Carneval von 1816 „Torwaldo e Dorlisca", wie
ıch den Barbier von Sevilla, den er binnen 13 Tagen
hrieb, geben ließ. Dann kehrte er nach Neapel zurück.
ier ließ er zuerst die kleine Oper „la Gazetta", und dann
uf dem Theater del fondo seinen „Otello" aufführen.

Nachdem dieß geschehen, ging er im Jahre 1817 wiede nach Rom, die „Cenerentola", dann nach Mailand, un die „Gazza ladra" geben zu lassen, welche Letztere, tro der ungünstigen Stimmung des Publicums mit stürmi schem Beyfalle aufgenommen wurde. Kaum war Rossin endlich wieder in Neapel, als seine „Armida" aufgeführ wurde. Allein diese Oper wollte nicht ansprechen, der Gesan der Dem. Colbrand mißfiel, und Rossini durch diese un günstige Aufnahme erbittert, beschloß die edelste Rache, di man nur immer nehmen kann. Er both all sein Genie auf um ein recht beyfallwürdiges Werk herzustellen, was ihr denn durch seinem „Mose in Egitto" auch gelang. Die An erkennung, welche diese Oper bey dem Publicum fand übertraf die Erwartung des Meisters, und beflügelte sein Einbildungskraft zu rascher Hervorbringung neuer Werk So folgte schnell nacheinander: „Ricciardo e Zoraide" „Ermione", „la Donna del Lago" und „Maometto secon do." Alle diese Opern, mit Ausnahme der flüchtigen „Er mione" ernteten rauschenden Beyfall.

Im Jahre 1819 in der Nacht des 14. Octobers verlie Rossini Neapel. Den 26. December darauf gab man zu Mai land seine Oper „Bianca e Faliero", auch sie ward höch günstig aufgenommen. Nicht also aber erging es mi „Edoardo e Christina" in Venedig, und dieß verhielt sic folgender Maßen: Der Impresario des Theaters San Be nedetto daselbst engagirte im Frühlinge 1819 Rossini fü die in Italien gewaltige Summe von 500 Zechinen, un legte seiner Einladung das Textbuch bey, welches den Tit „Edoardo e Christina" hatte. Als Rossini beydes zu Nea pel erhielt, befand er sich eben in einer Herzensangelegen heit, die ihm nicht gestattete, die Stadt eher, als 14 Tag vor der Eröffnung des Theaters in Venedig, zu verlasser Um indeß den Impresario in etwas zu befriedigen, schickt

r ihm vorläufig einige Musikstücke, die zwar auf den Text
icht so ganz paßten, bey dem Impresario aber nicht den
eringsten Verdacht erweckten, weil es bey Opern leider
icht sehr auf dießfällige Uebereinstimmung ankömmt. Rossini
lso erscheint in Venedig, aber erst neun Tage vor der
ur ersten Aufführung bestimmten Frist. Die Oper beginnt,
och unglücklicher Weise ist ein neapolitanischer Kaufmann
m Parterre, der alle Arien absingt, ehe die Sänger selbst
s thun. Unter seinen Nachbarn entsteht Bewegung, man
ragt ihn, wo er denn diese neue Musik schon gehört habe,
ınd er antwortet: daß diese Oper nichts anderes sey, als „Ric-
iardo e Zoraide", die vor sechs Monathen zu Neapel mit
roßem Beyfalle gegeben worden, hier aber nur unter
erändertem Titel erscheine. — Die Folgen dieses Selbst-
lagiats waren für Rossini etwas ernstlich, inzwischen fuhr
r in dieser Manier fort, legt zuweilen nur ein Paar Sing-
tücke ein, oder ändert sonst hier und da, und macht es in
ieser Hinsicht gleichwohl nicht so arg als Voltaire, welcher
nanches Manuscript zugleich an mehr als einen Verleger
erkaufte. Daß übrigens diese Methode nicht zu rechtfer-
igen ist, versteht sich wohl von selbst. Aehnliche Züge bie-
het Rossinis Laufbahn mehrere dar, welche ihren Grund
nitunter in seinem flüchtigen, unbekümmerten und etwas
xaltirten Charakter haben.

Cicero und die Buchstaben.

Daß der Ursprung der Kunst, mit beweglichen Lettern
zu drucken, noch so im Dunkel liegt, rührt ohne Zweifel
daher, weil man bey dem allerersten Drucken die Absicht
hatte, sie für Handschriften gelten zu macher. Die typo-

graphische Bewandtniß wurde also auf alle mögliche Ar
maskirt; selbst Faust verkaufte seine Bibel als Handschrift
daher man ihn, weil die auffallende Gleichheit der ver
schiedenen Exemplare nicht begriffen werden konnte, fü
einen Zauberer hielt, weßhalb er auch aus Paris flüchten
mußte. Aus diesem Grunde wird auch dieser Faust mit den
berüchtigten Schwarzkünstler oft genug verwechselt, welche
um dieselbe Zeit lebte, und ein Charlatan und Taschen
spieler aus Keitlingen im Würtembergischen war. Ga
nicht läugnen läßt sich, daß die Chinesen schon vie
früher im Besitze der Buchdruckerkunst waren, und wenn
man einwendet, daß sie ja noch jezt mit unbeweglichen
Schrift drucken, so vergißt man die Unmöglichkeit, bey ihren
80 bis 90,000 Schriftzeichen anders, als stereotypisch zu
drucken. — Nahe waren auch schon die alten Römer der
Buchdruckerkunst, da sie in Geschirre Inschriften mit ein
zelnen Buchstaben eindruckten. Am frappantesten ist abe
eine Stelle in Cicero de natura Deorum (Buch 2. Cap
37.) welche lautet: »Ich weiß nicht, warum so jemand
nicht auch glaubt, aus den 21 Buchstaben, wenn man
unzählige aus Gold oder irgend einer anderen Masse be
stehende Formen derselben auf die Erde würfe, könnten
die Geschichtbücher des Ennius ganz leserlich hervor gehen!«
Aber ohne Druckpapier! Was hätten die Römer mit diese
Erfindung gemacht? Sie würden auch schleunigst dieses
Druckpapier erfunden haben! —

Schriften, die Napoleon wirklich selbst verfaßt hat.

Diese sind nach der verbürgenden Angabe zweyer englischen Zeitungen und eines Schweizerblattes folgende: 1) Ein Sendschreiben Buonapartes an Matteo Buttafuoco, corsicanischen Debutirten bey der Nationalversammlung. Es ist vom 28. Januar des zweyten Jahres der Freyheit, aus dem Cabinette Millet dadirt, 28 Seiten in Octav stark, und bey F. X. Joly zu Dole gedruckt. Der Verfasser damahls Lieutenant im Regimente la Fere, besorgte selbst die Correctur dieser Piece, zu welchem Zwecke er des Morgens um 4 Uhr von Auxonne nach Dole, acht Stunden weit, nach der Druckerey ritt, nach vollbrachtem Geschäfte mit dem Buchdrucker frühstückte, und Mittags wieder in seiner Garnison anlangte. — 2) Le souper de Beaucaire; 8. Avignon 1793; erschien anonym. 3) Recueil général et complet des lettres, proclamations de Napoleon, 2 Vol. Fol. — 4) Correspondance inedite et familiere de Napoléon Buonaparte, 7 Vol. 8. — 5) Notes à l'ouvrage, intitulé: La Bataille d'Austerlitz, 8. — 6) Manuscript de, l'isle d'Elbe; des Bourbons en 1815 und Memoire de Napoleon, livre 9me. — 7) Sur l'education des princes du sang en France, 8. — 8) Notes pour le moniteur a des objets a traduire des journeaux anglais — 9) Essai pour un prix proposé par l'academie de Besançon — 10) Histoire de la Corse, 2 Vol. 12. — Der Verfasser hielt sich damahls, im Jahre 1790 zu Auxonne in Garnison auf; er wohnte in einer ärmlichen Stube im Pavillon der Caserne. Ein Bette, ein Tisch und zwey Stühle war die ganze Meublirung; desto mehr aber gab es da Bücher und Papier. Nebenan in einem kleinen Zimmer wohnte einer seiner Brüder.

Buonaparte unterhandelte mit dem Buchdrucker Joly zu Dole über Druck und Verlag des Werkes. Das Geschäft aber unterblieb, weil der Verfasser nach Toulon abgehen mußte. — 11) Avis d'un instrument polygraphique. Der Zweck dieses Instrumentes war, die Umlaufschreiben desto schneller abdrucken zu können. — 12) Ein eigenhändiges Manuscript von 40 Blättern in klein Folio, enthaltend Actenstücke, zur Geschichte Napoleons bis zum Beginne des spanischen Krieges; ferner, den Entwurf eines Roman's, betitelt: Clisson et . . . (der zweyte Nahme ist getilgt). Ein schriftliches Zeugniß des Grafen Montholon, des Baron Mounier und des Herzogs von Bassano verbürgt, daß dieses Manuscript wirklich von Napoleons eigener Hand ist. Der polnische Graf Dzialinski hat selbes Anfangs 1821 in Paris als sein Eigenthum an sich gebracht. — 13) Histoire de la vie publique de l'Empereur Napoleon, zu St. Helena geschrieben.

Geschichte und Statistik des Goldes.

Daß das Gold der König der Metalle sey, werden wir Alle mit sehr viel Bereitwilligkeit und mit noch mehr geheimer Lüsternheit unterschreiben, sollten wir auch wirklich selbst mit einem artigen Vorrath desselben gesegnet seyn. Was ist entzückender, als der Anblick dieses edlen Metalles? Scheint es nicht einen erheiternden, erfrischenden, ja einen magischen Zauber auf unsere Sehnerven auszuüben? Erweckt nicht sein eigenthümliches Blinken, sein ganz besonderer milder Glanz, seine weiche, holde und süßglitzernde Farbe, mehr noch, als der Anblick der kostbarsten Edelsteine ein gewisses Gefühl der Ehrfurcht schon

an und für sich, wenn auch wirklich die damit verbundenen unwillkührlich zusammenhängenden Ideen seines Werthes aus dem Spiele blieben?? Und so weiter, rufen wir aus: denn was bedarf es noch für einer Apologie: Gold ist Gold und damit Punctum.

Wollen wir wissen, wann das Gold ursprünglich entdeckt worden ist, so gibt uns kein Mensch und kein Buch eine genügende Auskunft. Gar keine Art von Ueberlieferung ist vorhanden, weder unmittelbar diese Entdeckung betreffend, noch sonst in einer Nebenbeziehung auf sie. Nichts weiß man, oder vielmehr nichts anderes kann man vermuthen, als daß es sich bis in das allergraueste Alterthum hinauf verliert. Daß dieses köstliche Metall schon den alten Juden bekannt war, (warum sollte man nicht eben so gut alte Juden, als alte Griechen und Römer sagen dürfen) versteht sich von selbst, man kann in der Bibel genug darüber lesen. Zu Abrahams Zeiten hatte und respectirte man es gar sehr. Früher noch mochten die Aegypter die Bekanntschaft des Goldes gemacht haben. Denn erst, da Abraham aus ihrem Lande kam, heißt es von ihm: daß er viel Gold besaß. An mehreren Orten gedenkt Hiob des Goldreichthums Abrahams. Man wußte schon damahls dieses Metall zu prüfen und zu reinigen. Unter Moses schmolzen und reinigten die Israeliten das Gold, verfertigten mancherley Geräthe daraus, und überzogen damit allerley Sachen.

Vater Homer singt selbst golden bey goldenen Saiten vom Golde, woraus sich ergibt, daß es die alten Griechen zur Zeit des trojanischen Krieges gekannt, geschätzt und verarbeitet haben. Dasselbe soll bey dem Phönicier Kadmus der Fall seyn, der das Gold recht gut zu behandeln verstand. Ohne Zweifel war das gediegene Gold, das sich körnerweis in Flüssen fand, das erste, dessen man sich im

Handel bediente. Später wurde es in die Form von Plat- ten gebracht. Dieß geschmolzene Gold beym Commerz in kleineren Theilen zu verwenden, blieb natürlich nichts übrig als immer eine Zange mit sich zu führen, um es stückweise abzuzwacken, und eine Wagschale zum Abwägen, was in Abyssinien (diesem besonders in Hinsicht der Juden, die da noch eine Art von König haben sollen, allzuwenig bekann- ten Landes) noch gegenwärtig geschieht. Wage und Zange reichten aber bald nicht mehr hin, denn da die Metalle verfälscht, und die Gewichte der Münzstücke verringert wurden, sah man sich genöthiget, den Apparat noch mit einem Streichsteine, und Probiernadeln und eigenen Ge- wichten zu vermehren. Das liebe Gold wird meist in acht bis zwölfeckigen, vierkantigen Krystallen, Plättchen und Körnern gefunden. Nicht selten zeigt es sich in bedeutend größeren Stücken. Zu Corquilla in der Provinz Sanora fanden die Spanier einen solchen Goldklumpen von 2½ Pfund. In dem königlichen Curiositäten = Cabinette zu Ma- drid, wird ein Stück solch ursprüngliches Gold aufbewahrt daß sich durch eine Reinheit von $\frac{300}{1000}$ auszeichnet, und zu Yecorata in Cinalod war gefunden worden. Es heißt, daß auch das Pariser Institut einen solchen Brocken besitze Ob das wahr ist, was man von einem brasilianischen Gold- kloße erzählt, können wir nicht untersuchen, wollen es aber nichts weniger als bezweifeln. Es soll nähmlich im Jahre 1782 in Brasilien gefunden worden seyn, ein Goldkloß 1250 Pfund schwer! Dieß mußte also weit mehr über eine Million werth seyn.

Mustern wir vorerst die Goldfundorte Europens, so zeigt sich, daß in der Vorzeit Spanien sehr erhebliche Gold- lager besaß. Die Tyrer sind die ersten, welche es da ent- deckten; von ihnen gingen dann die Schätze auf die Car- thager über. Weit früher war die Provinz Asturien außer

ordentlich goldhältig, was die Phönicier und Römer reichlich benutzt haben mögen. Kaum aber waren in der Folge die americanischen Goldbergwerke gewonnen, so verwahrloste man seine eigenen, so daß sie nun aufgehört haben zu seyn. Waschgold liefern der Tajo und einige andere spanische Flüsse. Frankreich hat kein betriebsames Goldbergwerk; etwas goldhaltigen Schwefelkies gibt eines, daß man bey Gardette im Departement del'Isere aufgefunden hat; desto mehr aber gewinnt man aus den Flüssen Arriego, Gardon, und Caze, Rhone, Salat, Garonne, Hernault, aus dem Rhein bey Straßburg. Piemont hat Gold zu Macugnaga am Fuße des Rosaberges, so wie in einigen Flüssen; Irland seit Kurzem in der Graffschaft Wicklor. Die Schweitz hat in der Reus und Aar etwas goldhältigen Sand. Ich weiß einen Punct in einer der civilisirtesten Cantone Helvetiens, der, wie man sagt, gewaltig viel Gold enthält, den man aber aus politischen Gründen nicht occupirt und gewisser Maßen zu ignoriren sucht. In Deutschland gibt es, außer im Salzburgischen, in den, Tirol von Kärnthen trennenden Bergketten, keinen Goldbau von Belang. Kärnthen und Tirol bothen einst eine sehr reiche Goldausbeute dar, aber die Religionskriege haben zerstörend auf sie eingewirkt, was in Hinsicht des letzteren Landes des wackern und einsichtsvollen Freyherrn von Sperges Geschichte der Bergwerke in Tirol denen beweiset, welche dieses Factum sollten mildern oder gar läugnen wollen. In München zeigt man noch jetzt Goldmünzen, die aus dem Golde geprägt wurden, das man aus dem Lech, der Isar und dem Inn gewonnen hatte. Sachsen enthält auch etwas Gold. Bey Langenlebern an der Donau muß man wohl auch Gold gewaschen haben, weil Klosterneuburg einen Altarkelch besitzt, von dem man versichert, daß er aus solchem Golde verfertiget sey. Am Freygebigsten

hatte die Natur Ungarn und Siebenbürgen mit Gold gesegnet. In Ungarn sind zu Schemnitz und Kremnitz überaus erhebliche Goldbergwerke und Goldwäschereyen; viele Stellen der Donau enthalten Goldsand. Auf der Wasserfahrt von Wien nach Pesth sieht man Gold waschen. Aber die Goldbergwerke Ungarns haben, wie es heißt, in den neuesten Zeiten sehr an Ausbeute verloren.

Berühmt ist das Goldbergwerk zu Nagyay in Siebenbürgen, wo sich Gold mit gediegenem Tellur vereinigt findet. Goldhaltiges Schwefelsilber liefert das Bergwerk Stelsobanya, Felsőbanya, und andere mehr. Fast alle Flüsse dieses vom Natursegen strotzenden Landes enthalten Goldtheile. Bemerkenswerth ist hiebey noch, daß von den europäischen Bergwerken, eigentlich nur von dem ungarischen und siebenbürgischen Gold in den Handel kommt. Das arme Schweden hat auch ein ziemlich reiches Goldbergwerk zu Edelfort in Smoland. Dieses Metall findet sich da gediegen, und in Schwefelkies. In Griechenland war vor Zeiten die Insel Thoses wegen ihren fruchtbaren Goldbergwerken berühmt: aber was war vor Zeiten nicht alles in Griechenland berühmt, ohne es vielleicht je wieder zu werden! Böhmen enthält ziemlich viel Gold; die neueren Entdeckungen in diesem Königreiche betreffend: kann man nachlesen, was Herr von Flammenstern in einem Wienerblatte hat verlauten lassen. Sehen wir nach Asien hinüber, so finden wir es üppig mit diesem Metalle ausgestattet. Insbesondere wird der Schreck, den das Wort Sibirien einflößt, in ein ganz anderes Gefühl verwandelt durch die Massen gediegenen Goldes, die es im asiatischen Theile enthält. Hier kommt es im Schlangengebirge und im Hornstein vor. Reich an geschwefeltem goldhaltigen Metalle ist das Bergwerk am Terepak. Erst vor einigen Monathen soll in Sibirien wieder eine solche Goldwerkstätte aufgefunden

orden seyn, von drey Millionen Rubeln jährlicher Aus=
ute, welche die Russen sehr gut werden zu verwenden
issen. Die südlichen Gegenden Asiens haben viele Gold=
ergwerke und zahlreiche Flüsse, Bäche und Flächen, welche
el Gold liefern. Ausgeschöpft ist aber der kleine lydische
luß Punteolus, dessen Sand einst so überschwenglich viel
iold enthielt, daß er der unerschöpfliche Brunnen der
eichthümer Crösus genannt wurde. Reiche Goldbergwerke
iben in Asien noch Persien, Arabien, China, Japan,
wie die Inseln Ceylon, Formosa, Java, die Philip=
inischen und andern Inseln des indischen Archipelagus.
)ie riesenhafte Gebirgskette Mittelasiens mag wohl sehr
ich an diesem Producte seyn; wer kann daran zweifeln.
Ber wird zweifeln wollen, daß irgendwo Gold steckt,
y es auch in einer Jauche, die doch eigentlich immer
is wahre Gold ist, denn ohne viel ekelhafte Jauche,
enig delicates Brot u. s. w. Frägt man, welcher Welttheil
en Alten den größten Theil ihres Goldvorrathes geliefert
abe, so wird die Antwort seyn: Africa. Noch jetzt ist es
ich an Gold, das meist in Flüssen vorkommt, welche es
i ihrem Laufe über die Gebirge in seine Lagerstätten spü=
n und im Lande mit sich fortführen. Jemand hat gesagt:
iefer ganze große Welttheil sey mit Goldstaub bedeckt,
ähmlich ein mehr oder minder bemerkbarer Goldstoff sey
ber die ganze Oberfläche Africa's verbreitet, die Luft
lbst sey überall damit geschwängert. Also Luft und Was=
er, alles voll Gold! Und bey allen dem auch noch der
Schooß der Erde wieder voll Gold! Gehorsamer Diener!

Die von Kordufon bey Darfour in Abyssinien sind
üchtige Bergwerke, schon von den Alten recht wohl ge=
annt und geplündert. Herodot erzählt (und man glaubt
iesem Veteran der Historiker jetzt wieder etwas mehr als
or zwanzig Jahren); der König von Aethiopien habe

den Abgesandten des Cambyses dadurch einen Beweis sei nes Reichthumes geben wollen, daß er seine sämmtliche Gefangenen an goldene Ketten hängte. Africa's größte Goldbergwerk liegt in Westen südlich von der großen Wüst Sahara. Viel Gold bringt das Land Bambout hervor man verkauft dieß Product an der Westküste von Afrika Caravanen, die von Tambuktu über den Niger ziehn bringen das Gold nach Mexico, Fez und Algier; eben so kommt jenes Gold aus diesem Lande, das nach C[illegible]r und Alexandrien wandert. Africas drey Goldpuncte sin an der Südseeküste gegen Madagaskar. Seine größte Goldschätze soll der sehr weise Salomo aus dem afrikani schen Lande Ophir gezogen haben. Was sind aber alle an dern Länder im Vergleiche mit America, wenn die Red von Goldbergwerken in den neueren Zeiten ist?! Da Gold wird da in kleinen Plättchen oder Körnchen in ver schwemmten Gebirgen und in Flußbetten gefunden. Da meiste Gold liefert Südamerica. Vor Allem Brasilien Chaco, Chili, Mexico und Peru sind am fruchtbarste goldhältig. Die Gruben von Polosi gaben in einem Zeit raume von zwanzig Jahren eine Ausbeute von hunder Millionen reines Gold. Das mexikanische Gold steckt i den verschiedenen silberhaltigen Gängen. Die 10° nördlic von der Mittagslinie liegenden Flüsse von Cavacas sind fa ganz mit Gold gefüllt. Der größte Theil des im Land umlaufenden Goldes ist brasilianisches, das meist durc Waschen des goldhältigen Sandes gewonnen wird. Da seit hundert Jahren in Brasilien erzeugte Gold wird au 200400 Millionen Tournois Livres angeschlagen. Aber wa nützen Gold und Diamanten, wenn doch kein goldene Glück, doch keine diamantene Ruhe herrscht? Der fünft Welttheil ist in Hinsicht des Goldes noch ununtersucht.

Von den Massen des aus diesem Welttheile in den u…opäischen Handel circulirenden Goldes, hat Herr Broug-iart in seinem Traité elementaire de minéralogie (Paris, 807, Band 2, Seite 264 — 275 und S. 351) eine Ueber-icht geliefert. Vom Jahre 1790 — 1802, also in zwölf Jah-en fand nach seiner Berechnung folgendes Verhältniß Statt. Das asiatische Sibirien soll geliefert haben 1700 neue oder ɔolländische Pfunde. Africa 1500. Auf Ungarn kommen 50, Salzburg 75 Pfund, und Norwegen eben so viel, was ür die alte Welt ein Gewicht von 400 Pfund ausmacht. luf Nordamerica kommen 1600 Pfund, auf den spanischen lntheil Südamericas 5000, auf die portugiesischen 7500 Pfund, zusammen also der americanische Welttheil 14100; ılle mit einander hätten dann ein Gewicht von 18100 Pfund Boldes geliefert.

Interessant ist das Verfahren bey dem Sammeln des Waschgoldes. Wollen wir einige Augenblicke die'er köst-ichen Wäsche zusehen? — Das Waschgold findet sich m Flußsande als Staub oder in sehr kleine Körner zer-treut. Man hohlt es heraus, und bringt es auf viereckige ɔerandete Breter, die einige Fuß breit sind. Irgend ein ɔaariger oder filziger Stoff auf diesen Tafeln, macht, daß ɔas schwere Gold sich fest setzt, während die leichtern Theile weggespült werden. Ist nun dieser Haarstoff genug-am mit Goldtheilen gesättigt, so wird er mit reinem Was-'er abgewaschen. Den Rest schmilzt man sofort mit Thei-len Bleyoxyd und ein wenig Borax zusammen, wodurch sich der Sand dann verbindet und das Gold vom Tiegel sich absetzt, um weiterhin geläutert und gereinigt zu wer-den. Hält aber der Sand sehr viel Goldtheile in sich, so begnügt man sich mit dem einfachen Waschen ohne Haar-stoff. Die Wäscherey des kostbaren Metalls geschieht übri-

gens durch arme Teufel, die aber nicht gar schlecht bezahl seyn sollen, was ganz in der Ordnung wäre.

In dem goldenen Ungarn wäscht man das Gold ge wöhnlich auf eine andere Art. Man nimmt ein Bret das einige Vertiefungen hat, hält dieß schief, wirft ei wenig Sand und Wasser darauf, wodurch das Gold i den untersten Grübchen fast rein zusammen fällt, un gibt es dann in eine Holzschale, die einen etwas erhabene Boden hat. In dieser Schale wird das Gold dann gan rein gewaschen. In Africa geschieht diese Goldwäschere in Kürbissen. Die Grade der Reinheit des also gewonnene Goldes sind sehr verschieden; sie steigen von $\frac{400}{1000}$ bis $\frac{900}{1000}$ Eben so differirt die Menge des im Sande enthaltene Goldes, wie dann z. B. 10,000 Pfund ungarischen San nicht mehr Goldstoff in sich fassen, als ein einziges Pfun afrikanisches, nähmlich 16 Gran im Durchschnitte. Ei americanischer Fluß bey Santa Maria hält so viel vo diesem Metall, daß er mit vollem Rechte der Goldfluß heiß wie in Siebenbürgen eine der beyden Bistritza aus demsel ben Grunde Bistritza d'oro genannt wird.

Noch eine kleine Merkwürdigkeit, das Gold angehend stehe hier. Sie betrifft die kleinen viereckigen Goldblätt chen, also nicht die gleichfalls kleinen runden Dingercher welche man Ducaten nennt, (oft sind sie durch beschnei dende Hände auch nicht rund, oft so, daß man glauben sollte, der Speculant habe sich an der Quadratur des Zir kels üben wollen). Ein solches Goldblättchen, wie es ferti aus den Händen des Goldschlägers hervorgeht, wie vie beträgt seine Dicke? Antwort: den vier und zwanzigster Theil einer Linie. Wie viel wägt es? Antwort: den ein und zwanzig tausendsten Theil eines Lothes. Wer nich selbst ein Goldschläger ist, wird über diese kleine Merkwür digkeit nicht lachen. Und somit wollen wir aufhören vo

dem lieben Gold zu reden! Wir wollen Abschied nehmen von diesem edlen Metalle, wie von einem theuern Wanderer, den wir recht bald und recht oft wieder zu sehen hoffen, der uns also nur verläßt, um uns eben so oft durch seine Gegenwart zu erfreuen!

O Gold!!

Geschichtliche Notizen über das Schlittschuhlaufen.

Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Nahme zu oft.
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir,
Aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den tüchtigen Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob,
Ach verging selber der Ruhm dessen nicht,
Der dem Fuß Flügel erfand?

Klopstock.

Ja wohl! Wenigstens der Nahme läßt sich nicht ausmitteln. Indeß unterliegt es keinem Zweifel, daß die Erfindung des Eislaufens irgend einem Volke des Nordens zuzuschreiben sey. Folgen wir den Dichtern, so werden sie uns Braga selbst, den berühmten Gott der Poesie, als einen der ersten nennen, welche den Schlittschuhlauf getrieben haben. Klopstock legt ihm folgenden Gesang in den Mund:

. . . . Walhallas
Sänger umkränzt von Enherion,
Ich, der Begeisterer des Barden und des Scalden, ich
Tön es Telyn, laut hör es du am Hebrus, erfand,
Vor der Lanz und dem Sturm vorbey
Singend zu schweben.

Als Bragas Schüler finden wir Uller, Sohn Siphiae einen Halbgott, mit dem Pfeil und Schlittschuh abgebildet. Als besondere Freundinn und Beschützerinn des Eislaufens galt die Krone der schönsten Göttinnen: Nossa von den Barden und Scalden in jenen Fällen genannt wo sie den höchsten weiblichen Reiz und die größte Anmuth und Schönheit bezeichnen wollten. Sehr wahrscheinlich ist daß die Barden auch Lieder zum Eislaufe sangen. Dieser war denn auch in alter Zeit sehr hoch gehalten, da man Götter zu Erfinder und Göttinnen zu Beschützern desselben machte. Eine Art Beleg liefert das Lied des Königs Harald worin er sich gegen Nossa über die Unerbittlichkeit seiner Geliebten beschwert. Harald singt: „Ich bin furchtbar im Streit. Ich zwinge mein Roß ohne Mühe, ich schwimme ich laufe auf Schlittschuhen, ich werfe die Lanze, und dennoch liebt mich das Mädchen nicht.“

Die Kunst des Schlittschuhlaufens wird bekanntlich bey den nördlichen Küstenbewohnern, insbesondere aber bei den Holländern am allgemeinsten, leidenschaftlichsten und geschicktesten getrieben. Balduin bemerkt, die Letzteren hätten sie von den Völkern des äußersten Nordens entlehnt indem sie deren Sitte, auf Schneeschuhen zu gehen, für den Eislauf durch Stahlschuhe nachahmten. Eine ganz ungemeine Schnelligkeit ist den holländischen Schiffern eigen. Durch ihre gewöhnliche Arbeit zu anstrengenden und raschen Bewegungen gewohnt, führen sie, ohne im mindesten das Gleichgewicht zu verlieren, die gewagtesten Stellungen mit unglaublicher Sicherheit aus; sie pflegen sich als Schlittschuhlaufer in die Classe der Bogenläufer (buitenbeens-looper) und der Schieber (schuver) einzutheilen. Der Hauptzweck der Erstern ist Zierlichkeit und Anmuth der Stellungen; die Benennung der Letztern rühr

aher, weil sie sich gewöhnlich zum Schieben der Damen-
schlitten brauchen lassen.

Durch ausnehmende Leichtigkeit und Grazie zeichnen
sich die Bewohner von Waterland, Delfland, Rhynland
und die Schiffer von Korwyk aus. Es wird versichert, daß
es deren gebe, die mit jedem Stoß einen Zirkeltheil von
3 bis 4 Toisen beschreiben; Zeichnungen von Thieren,
Pflanzen, Arabesken oder Buchstaben und ganze Nahmen
in den Eisboden zu ritzen, soll ihnen eine Kleinigkeit seyn.
Während deß verschmähen die Friesen solche Tändeleyen,
indem sie ihren Genuß bloß im Geradeauslaufen, und in
dem Triumphe führen, irgend eine Strecke mit der größten
Geschwindigkeit zurück zu legen. Ein guter Schlittschuh-
laufer in Holland, Handlöper genannt, kommt ungleich
schneller fort, als ein Pferd im stärksten Trabe; ohne ir-
gend eine Anstrengung legt er zwey Meilen in einer klei-
nen Stunde zurück. Indeß reiset man in Holland noch
schneller auf Eisschiffen, wodurch in einer Stunde leichtlich
acht Meilen gemacht werden. Bey einem solchen Eis-
schiffe sind vorne zwey Schlittschuhe angebracht, rückwärts
beym Ruder ist ein anderes starkes Eisen befestiget; das
Ruder selbst ist mit einem scharfen Messer zum Ein-
schneiden in das Eis versehen, und das Segeltuch ist un-
gleich größer als sonst. Mittelst dieser Vorrichtungen fährt
man auf dem Eise so gut, als in den Wellen, und kann
auch die Richtung des Schiffes nach Belieben bestimmen.

Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren
die allervornehmsten holländischen Damen sehr leidenschaft-
liche und geschickte Schlittschuhläuferinnen. Einer solchen
Dame die Eisschuhe anschnallen zu dürfen, galt für eine
ungemeine Gunstbezeigung, und wurde von ihr auf der
Stelle und ohne zimperliche Ziererey mit einem vollen
Kusse belohnt. Jetzt hat diese Popularität leider aufgehört,

obschon noch immer viele Damen ganz familiär unter der Plebejern umher fahren. Wie in England das Pferderennen, gehört in Holland das Wettlaufen auf Schlittschuhen zu den beliebtesten Unterhaltungen. Den 29. December 182: wurden von zwey Eisläufern zwölf holländische Städte in den Zeitraum von 24 Stunden besucht. Diese Reise wurd durch eine andere, welche von vier Einwohnern des Dorfes Koog an der Zann, 146 Jahre vorher, nähmlich den 19 December 1676 unternommen worden, veranlaßt. Der Bericht über diese letztere Expedition wird noch gegenwärtig als ein merkwürdiges Nationaldocument von der Familie eines der Theilnehmers aufbewahrt. Dieser Bericht ist kürzlich in dem zu Harlem wöchentlich erscheinenden Kunst- und Literaturbothen (Konst-en Letter bode) mitgetheilt worden. Auch damahls wurden zwölf Städte in einem einzigen Tage besucht. Den 7., 8. und 9. Jänner 1823 hielten 99 der berühmtesten Schlittschuhlaufer zu Wondsend in Friesland ein Wettrennen. Eine Strecke von 680 Fuß wurde von dem Sieger in 19 Secunden durchlaufen, wiewohl er den Wind gegen sich hatte. Bey einem zweyten Wettlaufe unter zehn Personen trug er ebenfalls den Preis davon, indem er eine Bahn von 55 rheinischen Ruthen in 18 Secunden zurücklegte. Den 7. desselben Monaths und Jahres fand zu Leuwarden in Holland ein ähnliches Fest Statt. Die Prämien waren für beyde Geschlechter ausgesetzt, und es handelte sich darum, wer eine Bahn von 60 Ruthen am schnellsten durchlaufen werde, was denn in 26 Secunden geschah. Goldene Uhren und Ohrgehänge, silberne Tabatieren, Beutelschließen rc. waren die Preise. Sechs Tage darauf hielt man zu Mannheim ein ähnliches Fest, wobey mehrere tausend Personen zugegen waren.

Aus Paris hat man vom Jänner 1824 Nachricht, daß die dortigen Schlittschuhlaufer ein eigenes, und sehr geschmackvol-

s Costüm zu dieser Uebung gewählt haben, nähmlich ein
ıches schwarzsammtnes Käppchen, dunkelblaue Pantalons
ıd eine scharlachfarbne Jacke. Letztere waren dreyerley Art,
tweder mit demselben Stoff gefüttert, der Kragen umge-
ılagen wie bey einem Frack, rückwärts Amazonenschößchen
ıer ganz rund mit Krägen von schwarzem Astrakan, oder
it silbergrauem Astrakan gefüttert, und etwas vorgeschos-
n. Auf der Brust waren zwey kleine Taschen angebracht,
m die Hände hinein zu schieben. Die Halbstiefel hatten
inne Sohlen und keine Absätze. Dieß war das Costüm
r Elegants unter den Eisläufern. Geschah es einem oder
m andern Ungeübten, daß er fiel, so pflegte er, (wie die
Jorte jener Pariser-Notiz lauten) auszurufen: ça ne
it rien, an s'accontume à tout. Und das ist denn auch
e beste Devise für Anfänger, vorausgesetzt, das sie die
egel, geschickt zu fallen, gehörig beherzigt haben. (Aus
ner nächst zu erscheinenden pseudonymen Schrift des
Verfassers.)

Was ein Franzose über die Zeit sagt.

Die Galeric morale et politique ist aus der neueren Li-
ratur eine wahre Fundgrube von Kostbarkeiten. — Der
Verfasser hat bekanntlich schon manches Andere geschrieben,
B. Les femmes, leurs conditions etc., ein Buch, das man
icht angestanden hat, zu lesen, weil der Stoff nicht gleich-
ültig läßt, und weil es artige historische Züge, und eben
o artige Kupferstiche enthält ꝛc. — Unsers Verfassers De-
inition des Wortes: Zeit, ist in ihrer Art ein wahres
hef d'oeuvre, und kann schon für sich, ihrer eigentlichen
Popularität wegen, (die man an so vielen historisirenden

und philosophirenden französischen Autoren übrigens rü
men müßte, wenn sie nicht die natürliche Begleiterinn d
Flachheit wäre,) jedem Leser einen bunten Genuß gewä
ren. Wir waren Anfangs Willens, den ganzen Aufsatz z
übersetzen; allein, wie wir tiefer in den Text geriethen
verließ uns die Geduld, und so hoben wir nur die pikan
testen Stellen aus. Also! was die Zeit sey, darüber b
liebt der Herr Verfasser zu faseln wie folgt:

Die Zeit ist das einzige Eigenthum, das uns völli
angehört, alles Uebrige ist ungewiß. Die Zeit ist, wie ma
gesagt hat, der Stoff, aus dem unser Leben gewebt is
(wie zephyrisch, wie metaphorisch, wie erhaben!) sie i
das Gut, mit welchem wir am allersparsamsten verfahre
sollten, (wie lehrreich!) und gleichwohl ist es zugleich da
jenige, das wir am thörichsten verschwenden, welches w
mit dem allergeringsten Leide verlieren, und das wir un
am leichtesten rauben lassen. (Wie sinnvoll und neu!) W
lieben (?) selbst diejenigen, welche uns die Zeit entwende
während wir mit Erbitterung Jenen verfolgen, der un
ein anderes, obschon eingebildetes und vergängliches Besit
thum stiehlt. Man würde sagen, die Zeit sey eine Las
welche uns drückt; aber wir vergessen, daß sie unser Da
seyn ausmacht, (die erste geniale Anspielung auf de
Raum,) und trachten nur darnach, uns ihrer zu entäußern

Woher kommt diese Geringschätzung einer Sache, d
den Menschen so vorzüglich interessirt? Ich weiß es nich
(Außer wenn ich Bücher schreibe, kann man an des Ve
fassers Statt hinzu denken.) Aber ich wäre versucht, es de
Unvollkommenheit, dem Widerspruche der Bestimmunge
die man sich von der Zeit gebildet hat, und den falsche
Ansichten zuzuschreiben, welche sich daraus ergeben habe

Die Alten sagten, daß Saturn, der Vater der Gött
und Menschen, seine Kinder verzehrte. (Das sagen au

ie Neuern noch. Wollte Gott, der Herr Verfasser machte
s mit seinen geistigen auch so!) Diese sinnreiche Allegorie
äßt uns glauben, daß alles von der Zeit erschaffen, und
urch sie zerstreut wird; daher ist die Zeit ein erschreckli-
hes Ungeheuer; (hu!!) wir fürchten uns vor der Schwere
hrer zermalmenden Schritte, und jede schlagende Stunde
rscheint uns als ein erschrecklicher Hieb der Sense, mit
er sie bewaffnet ist. (Wahrlich ein schauerliches, ergreifen-
es Bild! Man sieht, daß es dem Herrn Grafen nicht
n Schwung der Phantasie gebricht, und daß seine Hiebs
uf den guten Geschmack noch erschrecklicher sind, als die
es Saturn.)

Pythagoras nannte die Zeit die Seele des Universums.
Plato sagte: die Zeit sey in demselben Augenblicke erschaf-
en worden, als die Welt, und die Bewegung sey schon vor
ieser Erschaffung da gewesen, aber ohne Ordnung, ohne
Maß und ohne Gränzen. Diese Ideen, eben so irrig, als
ie ersten, berichtigten, indem sie der Zeit einen Willen
aben, zu den Klagen über ihre Strenge und ihre Launen.
Wie aus seinen Ideen folge, daß man der Zeit einen
Willen einräumen müsse, läßt sich durch kein logisches
Experiment (außer durch ein französisches) herausbringen.)

Archidamus sagte, daß die Gegenwart keine reelle Exi-
tenz habe, daß der gegenwärtige Augenblick, wie Alles in
er Natur, in zwey Theile theilbar sey, wovon der eine
och der Vergangenheit, und der andere schon der Zukunft
ngehöre. (Mit Vergnügen lassen wir uns alles das gefallen,
was Andere über die Zeit gesagt haben.)

Die Theologen, ohne ihre Strenge bis zu dieser Spitz-
indigkeit zu treiben, vereinigen sich hier hinlänglich; indem
ie die Gegenwart unaufhörlich mit der Ewigkeit verglei-
hen, lösen sie sie in einen unmerklichen Punct auf. (Welch
ine läppische Frivolität, welch ein profaner Machtspruch!)

Die Welt ist bloß eine Herberge für den Menschen, dessen Reise nur eine Minute dauert. Das Resultat dieses „etwas" betrübten Systems (!) besteht darin, sich von der Materie und dem Leben los zu machen, und sich bloß mit der Zukunft zu beschäftigen. (Das riecht schon ein wenig nach dem Encyclopädismus; aber nur weiter!) Es scheint, daß die Menschen, mitten unter Widersprüchen, der Wahrheit sehr unsicher, sich überhaupt eine verworrene Mischung aus diesen heidnischen, philosophischen und religiösen Begriffen bilden. (Die wahre Melange aber wird uns der Herr Verfasser sogleich auftischen.) Sie haben die Götter des Heidenthums entthront; aber der Zeit lassen sie noch ihren Willen, ihre Unbeständigkeit und Strenge, ihre Flügel und ihre Sense.

Nach ihren mannigfaltigen Charaktern dienen sie diesem Gotte auf verschiedene Weise. Die Weisen (worunter sich der Herr Verfasser ohne Zweifel auch rechnet,) bethen nur die Vergangenheit an; (sehr subtil!) die Erfahrung biethet ihnen die Wahrheit nur aus dem Munde der Verstorbenen dar; (Wenn das bey dem Herrn Grafen der Fall wäre, so würde er aus dem Plato, Seneca und Cicero mehr haben profitiren können.) das Gedächtniß beschränkt ihre Vergnügungen auf das Studium zerstörter Schönheiten, ihre Früchte und Blumen suchen sie nur in den Trümmern der Vorwelt. (Eine Declamation, aus der kein Mensch klug werden kann.)

Die Freunde des Ruhmes, wie die durch die Religion aufgeklärten Menschen beachten nur die Zukunft, den Himmel und die Nachwelt, die Einen wollen eine unsterbliche Berühmtheit, die Andern eine ewige Glückseligkeit genießen. (Was doch der Herr Verfasser für eine Religion haben muß? Wahrscheinlich kehren sich bey ihm diese beyden Positionen um) —

Das Volk, von den Sinnen beherrscht, befolgt, ohne es zu wissen, die Lehrsätze des Epicur und Horaz; die Gegenwart allein ist seine Gebietherinn, es ist nur schwach über das Vergangene betrübt, und beschäftiget sich eben so wenig mit der Zukunft. Es will den Schmerz vermeiden, und der Langenweile entfliehen, die es oft verfolgen und ergreifen, indeß es nur das Vergnügen aufsucht. (Weiter unten stellt der Herr Verfasser diese Philosophie des Pöbels als allgemeinen moralischen Grundsatz auch für die feinere Welt auf.)

Machen wir also nicht einen Gott aus einer Sache, die wie das Universum erschaffen ist. (Was der Mann alles weiß, doch er hat diese Wahrheit aus dem Munde der Verstorbenen, daher denn der erhabene Mysticismus.) Selbst kein von uns gänzlich abhängiges Wesen wollen wir uns daraus bilden, denn es ist so leicht auseinander zu setzen, daß wir tausend Mittel haben, die Zeit zu modificiren, sie auszudehnen, zusammen zu ziehen, sie zu beflügeln und zu vermindern, (wer bewundert hier nicht die glückliche Wahl des Ausdruckes, wer bedauert nicht, daß der Verfasser uns nicht zugleich eine ganze Gymnastik der Zeit entwirft!) daß man es fast in Zweifel ziehen könnte, ob es die Zeit sey, die unsere Tage zählt, und ob es nicht vielmehr die mehr oder weniger schnelle Aufeinanderfolge unserer Gedanken, Gemüthsbewegungen, unserer Wünsche und Besorgnisse sey, die das Maß der Zeit bestimmt. (Dem Herrn Verfasser muß in dieser Ansicht die Zeit natürlich sehr kurz werden, wenigstens etwas kürzer, als seinen Lesern.)

Eine Stunde ist gewiß nicht dasselbe für einen Menschen, der schläft, (!) für einen der wacht, für einen Müßigen oder Beschäftigten, für einen der spielt, oder für einen Leidenden. (Oben ist die Zeit unsere Gebietherinn,

jetzt sind auf einmahl wir ihre Herren. Der Verfasser ist wenigstens in der Inconsequenz consequent.)

Fangen wir damit an (das heißt, fangen wir zum zweyten Mahle an, anzufangen,) uns eine wahre, gerechte und einfache Idee von der Zeit zu machen, um uns gegen die Irrthümer der falschen Begriffe zu verwahren, die man uns von ihr beygebracht hat.

Die Zeit ist, wie einer unserer Poeten gesagt hat, vielmehr eine Erdichtung als ein Gott, (welch eine wahrhaft poetische Poesie!) kurz, sie ist ein bewegliches Bild der unbeweglichen Ewigkeit. Diese Zeit ist eine unendliche Leere wie der Raum. (Nun geht es ins Metaphysische über.)

Wenn alles was lebt, immer schliefe, (die Oeuvres completes de Mr. l'auteur, könnten als Laudanum liquidum am unfehlbarsten dazu verschrieben werden), so würde für die lebenden Wesen keine Zeit existiren; (hier mache man 3 Kreuze) also wie man dem Raume keinen Gang zuläßt, hätte man auch der Zeit keinen zugeben sollen, (man muß bedauern, daß der liebe Gott den Verfasser nicht zum geheimen Rathe bey dem Schöpfungsprocesse gemacht hat), es sind die Gestirne, die Körper, (!) die Menschen und die Geister (25 Stück Ausrufungszeichen!) welche sich unaufhörlich in den zwey großen Zirkeln der Zeit und des Raumes bewegen, und die deren Existenz und Maß ausmachen. (Heiliger Newton steh uns bey!)

Nach dem Versuche zu zeigen, daß die Zeit unempfindlich gegen Alles, nichts über uns vermöge (siehe oben wo von der Consequenz die Rede ist), und daß im Gegentheile wir die Macht besitzen, sie zu modificiren, wollen wir sehen, welche die besten Mittel seyen, sie zu genießen &c. (Diese wollen wir unsern Lesern aus schuldiger Barmherzigkeit erlassen.)

Genießen wir denn die Gegenwart, die unseren einzigen Reichthum ausmacht! Es ist die gewöhnliche Thorheit der Menschen, sie zu verlieren, und wie ein Alter sagt, sie uns den Fingern entwischen zu lassen. (Aha! die gewöhnliche Philosophie seichter Köpfe, die keine Lebens- sondern nur eine Tages- oder Stunden-Philosophie haben.) Denkt wie Cäsar glaubt, nichts gethan zu haben, wenn ihr etwas auf den andern Tag verschiebt, was ihr heute thun könntet. (Unsers Erachtens ist dem General Cäsar diese Maxime nie in den Sinn gekommen, wie der Verfasser wieder „aus dem Munde der Verstorbenen" hätte wissen können, aber es handelt sich um das gelehrte Citat eines berühmten Mannes.)

In Summa, wollt ihr die Zeit beherrschen, und ihren Gang süß und leicht machen? (Ecoutons!) Mäßiget eure Wünsche und eure Furcht; genießt die Gegenwart, nicht nur ohne den Nächsten nicht zu schaden, (die Verleger werthloser Bücher gehören auch unter die Nächsten), sondern —— indem ihr ihm Alles das Gute erweiset, das von euch abhängt. (Schönen Dank für das große Arcanum.)

Amen! — Wir haben nunmehr aus diesem geistvollen Tractätlein gelernt, was die Zeit sey, daß wir uns vor dem erschrecklichen Ungeheuer, und den eben so erschrecklichen Hieben seiner Sense nicht fürchten; daß wir um weise zu seyn, die Vergangenheit anbethen, oder, um gute Christen zu heißen, uns einem etwas betrübten Systeme hinzugeben, und bloß mit der Zukunft beschäftigen sollen. Ferner haben wir gelernt, daß der Plebs sich nach den trüglichen Lehren des Horaz richtet, daß Montaigne auch über die Zeit etwas gesagt hat, daß sie vielmehr „eine Erdichtung als ein Gott", und es etwas schwer sey, das was man heute versäumt hat, Tags darauf nachzutragen; endlich und hauptsächlich haben wir gelernt, daß der Herr

Verfasser selbst nicht zu wissen scheint, was die Zeit sey. Wir übrigens wissen jetzt recht gut, daß wir sie seinetwegen verloren haben; und wollten wir spitzfindig seyn, so können wir sagen, des Herrn Grafen Schrift in der Zeit sey genau dasselbe, was die Zeit in seiner Schrift ist (—).

Kaunitzen's Verdienste.

Der unvergeßliche Hof= und Staatskanzler Fürst von Kaunitz, hat nicht nur als Staatsmann überhaupt, sondern auch als Freund und Förderer der Künste und Wissenschaften und Literatur mächtige Verdienste. Die Belebung der Wiener Academie der bildenden Künste ist sein Werk. Er ließ den nachmahls so berühmten Kupferstecher Schmutzer durch den ausgezeichneten Künstler Wille in Paris ausbilden, und gab dadurch den ersten Anstoß zu der Lehrschule der Kupferstecherkunst, welche Schmutzer nach seiner Zurückkunft in Wien errichtete. In einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse stand Kaunitz mit Mecheln aus Basel, der die Bildergallerie im Belvedere einrichtete und beschrieb, so wie mit dem Geschichtsmahler Casanova; er war täglich in ihrer Gesellschaft, was wohl auch ihren feinen Sitten und hofmännischen Geschmeidigkeit zuzuschreiben ist, denn hierauf sah Kaunitz besonders. Dem Geiste der damahligen Zeit gemäß war Voltaire auch sein Lieblingsschriftsteller, und die Diderot=d'Alembertsche Encyclopädie sein hochgepriesener Hausbedarf; die Quelle, aus welcher er für die höhere Conversation unaufhörlich schöpfte. Nicht minder verehrte er Rousseau, den er in Paris persönlich kennen lernte, und daselbst durch einige Wochen als seinen Secretär besaß. Der dramatischen Literatur der Franzosen

war Kaunitz mit leidenschaftlicher Vorliebe zugethan; die deutsche war ihm wenig bekannt. Erst als Wieland auftrat, fing er an, sich für sie zu interessiren. Dieß wird jedoch, wie bey König Friedrich dem II. weniger auffallen, wenn man erwägt, auf welch kümmerlicher Stufe die deutsche Sprache und Literatur damahls standen. Fremden Gelehrten von Rang und Verdienst schenkte Kaunitz Aufmerksamkeit, Rücksicht und Schutz. Unter mehreren ausländischen Gelehrten zog er auch den berühmten Geschichtsschreiber der Deutschen, den Hofrath Schmidt aus Würzburg nach Wien. Die bedeutenden Academien in der Lombardie und den Niederlanden sind Kaunitzens Schöpfung.

Georg Franz Koltschitzky *).

Ungeachtet der im Jahre 1664 zwischen Oesterreich und der Pforte auf zwanzig Jahre abgeschlossene Waffenstillstand noch nicht abgelaufen war, sah sich das gesegnete Oesterreich im Jahre 1683 doch wieder von einem verheerenden Einfalle der Türken geängstiget. Die Bewohner Wiens erhielten den Auftrag, sich wenigstens auf ein Jahr mit Lebensmitteln zu versehen, oder, wo dieß nicht anginge, sich nach Prag oder Linz zu begeben. Man trug in der Eile alle Erhöhungen in den nächsten Umgebungen von Wien ab, riß die Vorstädte nieder, und ließ zu 30,000 Palissaden Eichenstämme fällen. Während dessen suchte und erhielt der Kaiser (Leopold I.) die Hülfe der Churfürsten von Baiern und Sachsen, des gesammten römischen Reiches,

*) Wohl schon in Journale übergegangen! Indeß — es ist vaterländisch.

Brandenburgs und des Königs von Pohlen. Nicht minder thätig bewies sich der Papst (Innocenz XI.), denn am 6. März 1683 traf der Cardinal Eibs mit 1,200,000 Kronen in Wechselbriefen, und mit der Zusage, daß bald größere Subsidiengelder folgen sollten.

Wirklich war auch die nachdrücklichste Thätigkeit nöthig, da der Feind bereits in vollem Anzuge begriffen war. Der Kaiser begab sich nach Passau. In zwey Tagen verließen an 60,000 Personen Wien. Die Stadt hatte nur 13,860 Mann reguläre Truppen, zu diesen stießen noch über 6000 Bürger, Studenten und Handwerksbursche. So erwartete diese Besatzung von ungefähr 20,000 Mann voll Patriotismus und Entschlossenheit den Feind.

Diesen gewahrte man den 13. July. Auf dem Wienerberge erblickte man die ungeheure Avantgarde, und den andern Morgen ergoß sich das Heer selbst über den Hundsthurm, über Gumpendorf, Schmelz, Ottakring, Hernals, Währing, Döbling bis Nußdorf hin, und stellte sich so in Gestalt eines Halbmondes auf. In Kurzem war Wien von allen Seiten eingeschlossen, und alle Verbindung mit den kaiserlichen Truppen, alle Zufuhr von Victualien aus Böhmen und Mähren abgeschnitten, und die Belagerung rückte rasch vorwärts.

In dieser angstvollen Verlegenheit trat ein Mann auf, der sich zu dem Wagestücke entschloß, den Herzog von Lothringen von der betrübten Lage der Stadt zu benachrichtigen. Dieser Mann war Georg Franz Koltschitzky, ein Bürger in der Leopoldstadt. Er war einst Dolmetscher bey der orientalischen Compagnie gewesen, und sowohl mit der Sprache als anderen Eigenheiten der Türken vertraut. Die Nacht vom 13. auf den 14. August ward zur Ausführung bestimmt. Der muthige Koltschitzky, in türkischer Tracht, schlich sich in Begleitung eines verläßlichen Die-

ners, Nahmens Michalowitsch, der gleichfalls türkisch verstand, aus der Stadt, durch das türkische Lager, und kam glücklich in dem kaiserlichen an. Koltschitzky hatte verabredet, zum Zeichen seiner wohlbehaltenen Ankunft ein großes Feuer anzuzünden. Dieß geschah auch in der Nacht darauf, und mit Entzücken nahm man in Wien vom Stephansthurme aus, das Losungsfeuer zu Stammersdorf wahr.

Unterdessen wurde Wien durch die ununterbrochenen und hitzigsten Anfälle des feindlichen Heeres immer mehr geängstiget. Das unausgesetzte Beschießen mit Bomben und Glühkugeln, das Sprengen der Mauern durch Minen, worauf stets ein wüthender Sturm folgte, dann eine ansteckende Ruhr, die bald nach dem Beginne der Belagerung ausbrach, setzten die Beharrlichkeit der Wiener zwar auf eine harte Probe, allein sie hielten sich ritterlich, und schlugen alle Anfälle mit der heldenmüthigsten Tapferkeit zurück.

Eben so glücklich, als er im kaiserlichen Lager angelangt war, kam Koltschitzky mit seinem Begleiter am 17. August wieder zu Hause an. Er brachte von dem Herzoge von Lothringen ein Schreiben mit dem trostreichen Inhalte, daß sich bereits ein zahlreiches Heer sammle, indem täglich bedeutende Hülfstruppen durch Baiern, Franken und Schwaben einträfen, und nur noch auf die Ankunft der pohlnischen Armee gewartet werde, welche Ende dieses Monaths erfolgen solle, um mit vereinter Kraft zum Entsatze Wiens heran zu eilen. Koltschitzky's wohlbehaltene Rückkunft wurde um Mittagszeit dem kaiserlichen Heere verabredeter Maßen durch eine dicke Rauchsäule, und in der Nacht darauf durch einige Raketen vom Stephansthurme aus signalisirt. Gerne hätte der brave Koltschitzky mit aller Herzhaftigkeit und Resignation sich noch öfter zu

solchen Expeditionen verwenden lassen, wäre er nicht durch Verrath den Türken auf das kennbarste bezeichnet worden. Diesen Umstand erfuhr man von einem Reitersmann, an dem, wegen vorgehabten Uebergang zu dem Feinde, das Urtheil des Stranges vollzogen wurde. Auf der Leiter, und schon den Strick um den Hals, bemerkte er unter den Zuschauern Koltschitzky, rief ihm zu und warnte ihn, wieder in das türkische Lager sich zu begeben, denn sagte er: deine Gesichtszüge, deine Tracht, der Weg, den du zu nehmen pflegst, Alles ist den Türken bekannt, welche dir überall auflauern. Inzwischen aber übernahm Koltschitzky's Diener Michalowitsch seine Rolle. Er gelangte ungefährdet noch zwey Mahl durch das türkische Lager, und brachte den beängstigten Wienern die erfreuliche Bothschaft des herannahenden sicheren Entsatzes.

Dieser erfolgte auch am 11. September bekanntlich durch einen so entscheidenden Sieg, daß die Türken mit Zurücklassung ihres ganzen Lagers die Flucht ergriffen. Der Herzog von Lothringen, irgend einen Hinterhalt besorgend, ließ die Nacht über die ganze Armee in Reih und Glied stehen. Tags darauf zeigte sich im türkischen Lager die Unermeßlichkeit der Beute. Auf manchen gemeinen Mann kamen 20 bis 30,000 Gulden an Werth. Unter andern fand man eine ungeheure Menge Kaffeh, eine Frucht, die in Deutschland vorher nur sehr wenig bekannt war. Von nun an wurde er Lieblingsgetränk, und wird es immerfort bleiben.

Koltschitzky erhielt zur Belohnung seines Muthes und der großen Dienste, welche er der Stadt Wien und dem Vaterlande erwiesen hatte, die Erlaubniß zur Einrichtung einer Kaffehschenke in Wien. Der Magistrat räumte ihm ein Haus neben dem kleinen Bischofhofe, welches das Schild zum rothen Kreuze hatte, dazu ein, und so

legte Koltschitzky in Wien ein Kaffehhaus an, das, wie man leicht ermessen kann, sich bald eines blühenden Zustandes erfreuen konnte.

Koltschitzky ist sonach der erste *Kaffehsieder Wiens*, und wird noch bis auf den heutigen Tag, als der Ahnherr und Patron der Kaffehwirthe dieser Stadt, deren Zahl sich nun über 70 beläuft, dankbar verehrt.

Die Leuchter.

Zur Zeit der jammervollen Bürgerkriege, welche im sechzehnten Jahrhunderte Groß-Britannien zerfleischten, fügte es sich, daß der Laird von Darlinvarach dieses sein ärmliches Schloß in Schottland verließ, und auf einer Geschäftsreise nach England die Burg des Sir Miles Musgrave in Cumberland als Gast betrat. Dieses konnte unter den obwaltenden, politischen Verhältnissen weder von der einen, noch von der andern Seite mit jenen wohlwollenden Gesinnungen geschehen, die der wahren Gastfreundschaft eigen sind. Der wohlhabendere, civilisirtere, und nach jener staatsbürgerlichen Stellung, ungleich angesehenere Engländer ließ dem Schottländer sein Uebergewicht bey jeder Gelegenheit fühlen, während dieser nicht ermangelte, gegen jenen, gemeinhin Sachse genannt, mit dem ganzen Stolze seines Gefühls hochländischer Einfachheit, Tapferkeit und Unabhängigkeit aufzutreten.

Gar mancherley Veranlassung, diese wechselseitigen Leidenschaften spielen zu lassen, mußte nothwendiger Weise das Mittagmahl geben. Sir Miles Musgrave hatte ungeheure Leuchter von gediegenem Silber auf die reich besetzte Tafel stellen lassen. Er und seine englischen Genossen

erhoben mit sichtbarer Uebertreibung den Geschmack und die ungemeine Kostbarkeit dieses Silbergeräthes, und war-fen dabey höhnische und geringschätzende Seitenblicke au den unbemittelten Schottländer. Dieser war jedoch klug und selbstbeherrschend genug, sich über diese Aeußerungen eine rohen und übermüthigen Prahlsucht hinaus zu setzen, s lange er sah, daß er nicht unmittelbar herausgefordert werde Als nun der Hauswirth, der es auf Streit und offenbar Demüthigung seines Gastes angetragen hatte, diese un willkommene Gleichgültigkeit wahrnahm, erhob er sich von seinem Sitze, wendete sich zu dem Laird, und sprach au die Leuchter weisend mit wegwerfender Miene: „Nicht wahr Laird von Darlinvarach, ihr müßtet wohl euer ganzes arm seliges Schottland aussaugen, ehe ihr im Stande wäret solch ein herrliches und werthvolles Geräth herzustellen!" Diese Worte verwundeten zu tief das vaterländische Ge-fühl des biedern Schotten, als daß er hätte noch ferne ruhig bleiben können. Er verlor indeß seine natürliche Fas-sung nicht, und indem ihn plötzlich ein sinnreicher Gedank ergriff, stand er gelassen auf, und erwiederte mit feste männlicher Stimme: „Auf eure Rede Sir, halte ich fü die beste Antwort, euch zu erklären, daß ich auf meinen Schlosse Leuchter besitze, die ungleich kostbarer sind, al man nur irgendwo in euren prangenden engländische Hallen antreffen kann."

Der Laird hatte diese Worte mit so viel Ernst, Festig keit und Nachdruck ausgesprochen, daß kein Anwesender e wagte, darüber zu lachen, oder auch nur zu lächeln. Ma blieb einen Augenblick stumm; dann aber versetzte der Wirth „Laird von Darlinvarach! was ihr spracht, müßt ihr be-wahrheiten, oder, wenn ihr dieß nicht vermögt, was sic eigentlich von selbst verstünde, euer Wort zurücknehmen Da ihr nun dieses als ein Cavalier von Ehre nicht wer-

det thun wollen, so sey euch hiermit eine Wette von zweyhundert Mark Silber angebothen! „Der Laird konnte diesen Vorschlag nicht zurückweisen, und so wurde ein Tag anberaumt, an welchem Sir Miles Musgrave mit einem seiner Freunde sich nach dem Schlosse Darlinvarach begeben sollte, um den Gegenstand der Wette in prüfenden Augenschein zu nehmen.

Dieser Tag war erschienen, und die beyden Engländer wurden in die schottische Halle geführt. Aber welch ein seltsamer Anblick war ihnen da bereitet! Hinter jedem Sitze, der mit einfachen, nährenden Speisen besetzten, kolossalen, eichenen Tafel, stand ein riesenhafter Hochländer, unbeweglich wie ein Marmorbild in voller landesüblicher Rüstung, in der rechten Hand ein entblößtes Schwert, steif und senkrecht haltend, in der linken eine lodernde Kienfackel. Keine Miene regte sich, nichts an diesen Athleten bewegte sich, als die dumpfe und flackernde Flamme der Fackel, welche ein düsteres Licht um sie verbreitete, und an den breiten, blanken Schwertern einen grellen Wiederschein bildete. Der überraschende Anblick dieses grausigen Nachtstückes versetzte die eintretenden Fremden in ein starres Erstaunen, und ein gräßliches Gefühl von Besorgniß erfaßte ihre muthigen Herzen. Allein noch ehe sie sich von diesem schauerlichen Eindrucke erhohlen konnten, trat in majestätischer Würde, mit langsamen Schritten der Laird vor, deutete mit der Spitze seines blanken Schwertes auf diese Riesen, und sprach mit feyerlicher Stimme zu den Engländern: Sehet hier die Leuchter meines Hauses und Stammes, wie wir uns deren schon seit undenklichen Zeiten bedienten. Jeder dieser Männer kennt keinen anderen Willen, als den seines Herrn." Der Laird hielt hiebey einen Augenblick inne, dann faßte er die beyden Gäste scharf ins Auge, und sagte mit lauten langsamen

Worten: „Solltet ihr euch erkühnen, diese Leuchter mit jenen zu vergleichen, die ich auf eurer Burg antraf? Erklärt euch, wer hat die Wette gewonnen?"

Sir Miles Musgrave besann sich keinen Augenblick. Er nahm eine heitere unbefangene Miene an, und rief mit einem verzerrten Lächeln: „Verloren, Laird! Ich habe verloren; hier nehmt das Geld; ich bekenne mich für überwunden!" Der Laird aber stellte ihm das Geld mit edler Würde zurück, und sprach: „Wie dem auch sey, ich begnüge mich, wenn ihr erklärt, daß ihr euch für besiegt haltet. Das habt ihr gethan. Euer Geld mag ich nicht! Und nun laßt uns den Hader vergessen, und des Mahles fröhlich genießen, bey dem wir uns übrigens nur unserer alten zinnernen Wandleuchter bedienen wollen, die weniger Dampf verursachen, als diese Kienfackeln, die einem netten Sachsen gar unbequem fallen mögen. Seyd ihr es zufrieden, Sir?"

Der Engländer nickte schweigend, und der Laird gab mit seinem Schwerte einen Wink, auf welchen die riesenhaften Kienleuchter, ihre Schwerter hoch in die Luft zückend, in ordnungsmäßigem Zuge die Halle verließen.

Der Kunstrichter Geoffroy.

Das Leben schriftstellerischer Personen biethet selten den Anblick viel bewegter Schicksale dar, denn die literarische Wirksamkeit gründet sich mehr auf die Welt der innern Natur, und wenn uns auch jede Zeit und jedes Volk Beyspiele von Schriftstellern aufweiset, deren Geistesthätigkeit auf den Gang ihrer äußern Verhältnisse den mannigfachsten und entschiedensten Einfluß ausgeübt haben, so wird dadurch nur belegt, daß jede Regel ihre Ausnahme in sich schließt.

Auch das Leben des französischen Kritikers Geoffroy, gewährt nichts weniger, als den Reitz merkwürdiger oder auffallender öffentlicher Geschicke; um so ansprechender jedoch ist die Betrachtung seiner kunstrichterischen Laufbahn und ihrer mächtigen Einwirkung auf den Geschmack des französischen Theaters. In Deutschland kennt man indeß nicht viel mehr als den Nahmen dieses Mannes; wir würdigen sein Gewicht und pflegen zuweilen irgend einen unserer ausgezeichneten Dramaturgen einen deutschen Geoffroy zu nennen. Doch ist uns von seinen bürgerlichen Verhältnissen seither wenig zur Kenntniß gekommen; und auch das hiermit Dargebothene ist nur als eine aus französischen Quellen geschöpfte Notiz, als ein Beytrag zu einer förmlichen Biographie zu betrachten, wozu es bisher noch an hinlänglichen Materialien zu fehlen scheint.

Julian Ludwig Geoffroy wurde im Jahre 1743 zu Rheims in Frankreich geboren. Mit den entsprechendsten Naturanlagen begabt, fing er seine Studien bey den Jesuiten an und verfügte sich sofort nach Paris, um sie in dem Collegium Louis le Grand zu vollenden, welche Bildungsanstalt gleichfalls von jenen berühmten in Hinsicht des Schulwesens, so hoch verdienten Vätern geleitet wurde. Seine hervorragenden Talente verschafften ihm die besondere Achtung und Auszeichnung seiner Lehrer; sie suchten ihn für ihren Orden und ihre Zwecke zu gewinnen, und mit ihren höheren Interessen zu verschmelzen. Geoffroy schloß sich mit Feuer und Hingebung an sie; doch bald wurde dieses Band durch die Aufhebung des Jesuitenordens zerrissen, und Geoffroy übernahm die Erziehung des jungen Herrn Bontin. Diese Stelle gab ihm Gelegenheit, das Schauspiel zu besuchen; bald beseelte ihn eine vorwaltende Neigung für selbes, dergestalt, daß er sich mit Eifer auf die Erforschung der damahligen Regeln, der Schauspielkunst und

des gesammten Theaterwesens verlegte. Um in diesen Gebiethen noch mehr praktische Blicke zu gewinnen, verfaßte er zur Selbstübung ein Trauerspiel mit dem Titel »Cato.“ Er hatte dabey die Nebenabsicht, freyen Eingang in das Theater zu erhalten, den ihm die Direction, als er ihr das Stück überreicht hatte, auch gewährte. Es wurde aber nie aufgeführt.

Nachdem Geoffroy mehrere Jahre als Erzieher im Hause des Herrn Bontin zugebracht hatte, übernahm er die Stelle eines Maitré d'Etudes in einem Universitäts-Pensionat. Allein von dem Gefühl eines höheren Berufs erfüllt, trachtete er nach einem, seinen Kenntnissen und Talenten gebührender Wirkungskreis. Geoffroy erhielt die Kanzel der Beredsamkeit zu Montaige und bald darauf die derselben Wissenschaft im College Mazarin, woselbst er durch Geist, Geschmack und Gelehrsamkeit den Grund zu seinem glänzenden Ruf legte. In den Jahren 1773, 74 und 75 hatte er bey dem alljährlich ausgesetzten Preis der lateinischen Beredsamkeit concurrirt. Jedesmahl errang er ihn, was zu dem Gesetz Veranlassung gab, daß dieser Preis von einem und demselben Bewerber nur dreymahl gewonnen werden dürfe.

Einer höchst ehrenvollen Erwähnung genoß auch Geoffroys Arbeit bey der Concurrenz um den Preis, den die französische Akademie auf die beste Apologie auf Carl V. ausgesetzt, und den Laharpe gewonnen hatte.

Sein hoher Ruf als Professor der Rhetorik, lenkte die Aufmerksamkeit der Erben des berühmten kritischen Blattes Année litéraire auf Geoffroy, welche einen Mann suchten, der fähig wäre, Frerons Platz dabey würdig zu ersetzen, und den Credit der Zeitschrift aufs Neue zu befestigen. Die Wahl konnte niemanden zweckmäßigern treffen, als Geoffroy; man machte ihm Anerbiethungen; es ward

unterhandelt und er übernahm das Blatt im Jahre 1776, und führte es bis 1791 fort. Während dieser 15 Jahre bereicherte er die Année litéraire mit den gediegensten, geistreichsten und anziehendsten Artikeln in dem Gebiethe der Philosophie, der Kritik, Moral und Literatur. Geläuterter Geschmack, gründliche Gelehrsamkeit in der classischen Literatur, ein reiner, körniger, leichter Styl, verbunden mit der edlen Richtung mehr zu belehren als zu reizen und tändelnd zu zerstreuen, bezeichneten seine Arbeiten, und verbreiteten seinen Ruhm als Journalist, welchen er nicht minder bey einer andern Zeitschrift, dem Ami du roi, die er mit dem Abbé Royon heraus gab, behauptete.

So mächtig aber Geoffroys Ansehen auch war, und so viele aufrichtige Freunde, Verehrer und Gönner er auch zählte, so konnte er mit seinen Gesinnungen gleichwohl bey der um sich greifenden Revolution nicht bestehen. Er verachtete und bekämpfte ihre anarchischen Grundsätze und ward das Opfer der Verfolgung. Oeffentlich und mit Entschiedenheit als Freund und Vertheidiger des Königs aufgetreten, ward er mit dem betreffenden Journal und dem Abbé Royon proscribirt. Er vertauschte hierauf den Schauplatz der Gräuel mit der Stille und Zurückgezogenheit des Landlebens, kleidete sich wie die Dorfbewohner, nahm in Sitten und Lebensweise ganz die Gebräuche der Landleute an, und widmete sich dem Unterrichte der Jugend. Hier sah man den gelehrten Doctor und Professor sich einem strengen Examen unterwerfen, ob er auch fähig sey, die Kinder lesen zu lehren. Sein neuer Beruf hatte manches Ergetzliche für ihn, und er gefiel sich in diesem Asyle, bis ihn im Jahre 1799 die scheinbar eingetretene Ruhe einlud, nach Paris zurück zu gehen.

Das Jahr hierauf betrat Geoffroy jene Laufbahn, auf welcher er seinen Ruhm für immer gegründet hat: im

Journal des debats, übernahm er die Kritik der Schau spiele. Auf diesem Standpuncte nahm sein Talent einen neuen Schwung; hier entwickelte er den ganzen Reichthum jener Kenntnisse, die er sich während vierzigjähriger Studien und Erfahrungen erworben hatte. Fest und oft siegreich trat er gegen Voltaire, Laharpe und andere lebende berühmte Schriftsteller auf, besonders erschöpfte er all seine Kunst und all seine Künste, um systematisch die zahlreichen Altäre umzustoßen, welche die Nation Voltairen errichtet hatte. Nicht minder blieb er consequenten Sinnes, seinen Grundsätzen gegen die Revolution und alle Umtriebe der politischen Neologen treu. Kann es demnach befremden, wenn ein Heer von Widersachern, Verleumdern und Verfolgern sich ihm entgegen stemmte?

Von den vielen Beyspielen der Gehässigkeit gegen den berühmten Kritiker wollen wir nur folgende anführen. Das Eine betrifft ein Gedicht von Lucius Lamival, betitelt Falliculus, welches in der literarischen Welt viel Aufsehen erregte. Charnier, in seiner glänzenden Epistel an Voltaire wollte das Andenken des gefürchteten Aristarchen bei der Nachwelt brandmarken; allein Geoffroy widerstand diesem Anfall mit kalter Festigkeit, und entging durch die Gewandtheit seines Geistes der Gefahr. Ein anderes Mahl verbanden sich einige junge Leute, denen es nicht gelingen konnte, von dem berühmten Kunstrichter irgend ein Wort des Lobes oder der Aufmunterung zu entlocken, unter den Nahmen Geoffroy, ein Trauerspiel mit dem Titel Cato drucken zu lassen, welches von schiefen Gedanken und schlechten Versen wimmelte. Allein dieser Kunstgriff war allzu plump, denn wann das Publicum, welches sich erinnerte, daß Geoffroy in früherer Zeit eine Tragödie unter diesem Titel gedichtet hatte, im ersten Augenblick versucht werden konnte, ihn für den Verfasser zu halten, so mußte man

twieder im nächsten Moment durch die Erbärmlichkeit
t; vorliegenden Machwerkes sogleich die Täuschung erken=
ri. Der Urheber dieser Cabale fand bald Gelegenheit, es
z bereüen, denn Geoffroy züchtigte ihn bey jeder Gelegen=
tt mit der bittersten Geißel der Kritik und Satyre.

Wenn Geoffroy schon bey seinen Landsleuten als ein
ichtiger Aristarch da steht, so muß sein Ruhm wohl um
mehr befestiget seyn, da selbst die in Allem, was Kri=
t betrifft, weit competenteren gründlicheren Deutschen ihm
ie Anerkennung weihen. Ein Schriftsteller unserer Na=
in würdigt Geoffroy bey Gelegenheit seines Beytrittes
bem Journal des debats mit folgenden Worten: Seit
ehr als zehn Jahren hatten falsche Ansichten in der Phi=
lophie wie in der Moral, in der Politik wie in der Lite=
tur eine unselige Verwirrung hervorgebracht; alle Grund=
ize waren vergessen; sie erschienen als neue Entdeckung
, wo sie wieder aufgestellt wurden. Es war ein großer
ortheil für die Kritik, wieder untersuchen zu dürfen, was
)on hundertmahl untersucht worden, von alter und neuer
teratur zu sprechen, als wenn sie noch nicht da gewesen
äre. Doch bedurfte es in diesem verwegenen Kampfe eines
rsuchten und tüchtigen Kämpfers, und dieser Kämpfer
ar Geoffroy. Er untersuchte mit Scharfsinn und schonte
e Grundsätze der Neuern nicht, diese ergrimmten, belei=
gten, denuncirten ihn; aber er ließ sich nicht abschrecken,
den Morgen erschien er mit neuen Raisonnements und
euen Persifflagen. Nicht immer blieb er in den Schranken
er Mäßigung. Seine Sarcasmen waren oft zu bitter,
ine Scherze zu unzart. Aber im Allgemeinen kann man
igen, daß Geoffroy gerecht zu seyn wußte, wenn er es
)ollte, und er wollte fast immer. Er hatte der Feinde
iele, denn er hatte es mit der Eitelkeit der dramatischen
Dichter und der Schauspieler zu thun; aber er hatte auch

Freunde, die seinem Scharfsinne, seinen Kenntnissen und sei
nen Talenten volle Gerechtigkeit widerfahren ließen,
in einer so beschränkten Gattung immer neue Hülfsquell
zu finden wußten. So urtheilt ein deutscher Kritiker üb
einen französischen.

Als Geoffroy das Schauspielfeuilleton im Journal d
debats übernahm, erhielt diese Zeitschrift einen mächtig
Aufschwung, und die Speculation der Unternehmer lohn
sich überaus reich. Wichtiger als dieses aber war der Nutze
den Geoffroys Beytritt der Literatur brachte, da er
Frankreich aufs Neue den edleren Geschmack und das St
dium guter Muster weckte und nährte. Seit fünfzehn Ja
ren waren die meisten dem Schauspiel gewidmeten Blä
ter vernachlässigt; ihre Redacteurs waren in Vergleich m
Geoffroy tactlos, und ihre anmuthslose Darstellungswe
gewährte nichts als eine kalte, trockene Analyse, der a
vorigen Abend aufgeführten Piecen. Geoffroy hatte s
bey seinem neuen Geschäfte einen weit ausgreifenderen Pl
entworfen, der ihm zugleich die reichste und dankbarste En
faltung seiner gelehrten Hülfsmittel gestattete. Auch
hatte troß der Neutralität seines Geistes seine Götze
diese waren Corneille und Racine; wer diese beyden m
ungeweihtem Griffe berührte, war ihm ein Feind, den
bekämpfen mußte. Seine Angriffe Voltaires galten jed
mehr dem Philosophen als dem Dichter; aber selbst d
können ihm die Franzosen noch jetzt nicht, jetzt am weni
sten, verzeihen, da in ihren Augen Voltaire der Protot
alles Großen, Schönen und Herrlichen ist. Geoffroys S
athmete ungemeine Anmuth, Klarheit, Kraft und Leb
digkeit; und nichts glich der Fruchtbarkeit, mit der
verstand, alle Tage auf eine neue Art pikant zu seyn.

Die Bosheit hatte ihm Habsucht und Bestechlichk
vorgeworfen; doch hat dieß die Bosheit gethan: Geoffr

[l]te mäßig, scheute den Aufwand, und stieß kleine oder [r]ht kleine Geschenke von Freundeshand nicht zurück. Von [d]n Journal des debats zog er ein sehr ansehnliches Ho[n]rar; gleichwohl hinterließ er seiner Witwe nur ein sehr [m]äßiges Vermögen, so zwar, daß ihr die lebenslängliche [Pe]nsion von 1500 Franken, welche ihr die Eigenthümer [de]s Journals bestimmten, sehr willkommen seyn mußte.

Geoffroy besaß ein ungemein glückliches Geschick zu [Ü]bersetzungen, weßwegen zu bedauern ist, daß er nur den [T]heocrit französisch geliefert hat. Im Jahre 1808 machte [er] seinen sieben Bände starken Commentar zu Racine be[ka]nnt, ein Werk, das ungeachtet der tiefen Gelehrsamkeit, [ge]istreichsten Haltung und des unverkennbarsten Fleißes [se]ine Anerkennung wohl erst bey der Nachwelt finden wird.

Geoffroy starb zu Paris den 18. Februar 1814 in [ei]nem Alter von 71 Jahren, (nach einer andern deutschen [A]ngabe den 26. Februar, 74 Jahre alt). Ein bescheidener [S]tein bedeckt die Asche dieses Mannes, der 25 Jahre [la]ng der Gegenstand der Bewunderung und der Anfein[d]ung zugleich war. Er war von mittelmäßiger Statur; in [se]inen Mienen zeigte sich keine Spur von dem Geiste, der [ih]n durchdrang. Er hatte ein kurzes Gesicht, einen schwer[f]älligen unsichern Gang, ein sanftmüthiges, befangenes [W]esen. Wiewohl von Natur aus frohsinnig, sprach er [d]och wenig, außer in Gesellschaft unterrichteter und geist[r]eicher Männer. Auf Kleider und Putz hielt er gar nicht [o]hne deßwegen ein Cyniker zu seyn.

Einen Beweis von der Schätzung seiner Theaterkri[t]iken gibt die Sammlung derselben, welche im Jahre 1819 [z]u Paris in fünf Bänden veranstaltet wurde. Sie hat den Titel: Cours de litérature dramatique, ou recueil par [o]rdre de matiéres des feuilletons de Geoffroy. In diesem Werke, das besonders der Beherzigung unserer Theaterre-

censenten zu empfehlen ist, sind Geoffroys kritische Arbeiten nach den Gegenständen und nach der Zeitfolge geordnet.

Ueber Musik, Gesang und Tanz in Persien

Die Perser haben unstreitig sehr viel Talent zu den schönen Künsten, gleichwohl stehen diese noch mehr zurück als die Wissenschaften. Am weitesten haben sie es in der Musik und im Tanz gebracht, welchen sie mit vieler Vorliebe ergeben sind.

Die Musik mögen sie wohl aus Italien überkommen haben; gewiß ist es auch, daß sie sie den Arabern und Türken mitgetheilt haben. Die meisten der geschätztesten Arien, die in Constantinopel gesungen werden, sind persisch. Was die Theorie der Musik betrifft, so war sie häufig der Gegenstand gelehrter Schriften in Persien, und zwar zu einer Zeit schon, wo man sich in Europa noch nicht mit ihr, als Theorie, beschäftigt hatte.

Avicenna scheidet die Musik in zwey Haupttheile, in Talif oder Composition, und Ica oder Tonfell. Die Töne heißen Anaz, die halben Töne Ninc. Letztere sind zahlreicher, als bey uns, denn die Perser zertheilen die Intervallen in viele kleine Parthien, da der Uebergang von einem Hauptton zum andern durch eine Reihe von Progressionen — also wahrscheinlich durch unsere chromatische Scala — bey ihnen den höchsten Reitz und das Hauptverdienst der Musik ausmacht. Die Tonarten werden in Kreisen geschrieben, welche Aduar heißen, daher die Musik bey ihnen oft Alad-uar, oder Zirkelwissenschaft genannt wird. Die Intervallen heißen Kiah-Ort. Ihre Tonleiter ist eben

vollkommen, als die unsrige. Sie besteht aus acht Inter-
llen, von denen die letzte Intervall in sämmtlichen Tö-
n, mit unserer Octav übereinstimmt. Nur die Inter-
llen zählen, die Linien nicht. Dabey ist die Eigenheit,
ß jede Linie, jeder Intervallnahme mit einer Farbe be-
ichnet ist; der erste Intervallnahme hat grün, der zweyte
senroth ꝛc.

Eigentliche Musiknoten haben die Orientalen nicht. Sie
dienen sich der Lettern, welche sie zwischen die Linien
zen, um dem Musiker das Intervall anzudeuten, wo er
zufangen hat, die verschiedenen zu durchlaufenden Töne,
e Haltung des Schalles, die Pausen, die Geschwindig-
it oder Langsamkeit des Gesanges, den Ton, mit dem er
fhören muß ꝛc. Bey ihnen besteht die Musik aus har-
onischen Weisen oder Phrasen, welchen die Nahmen ge-
sser Personen oder Orte beygelegt sind, die der Einbil-
ngskraft ihrer Künstler als Muster dienen. Diese Ton-
ten sind entweder fundamental: assul, und vier an der
ihl, oder aber zusammengesetzt, und dann vervielfältigen
e sich ins Unendliche. Der geschickteste Musiker ist bey
n Persern derjenige, welcher die meisten Tonarten und
rien versteht, denn dadurch kann er die Plagiate vermei-
n, deren Beschuldigung bey ihnen selbst den gegründetsten
id vortheilhaftesten Ruf zerstören würde. Der Zenkelch
die am meisten melodische Tonart. Der Euhae ist der
rieg und der Liebe gewidmet; der Rest, dem Gesang von
n Geschichten des Schachnameh. Zu zärtlichen Roman-
n, Elegien, Todtengesängen ꝛc. wird der Zyz-afkind
id der Rahari verwendet. Zer-Kechi, oder Goldgewebe,
igt den Reichthum an.

Der Abgang förmlicher Noten ist das Haupthinderniß
s Gedeihens der Musik bey den Persern. Sie haben

zwar einige Mittel, diesen Mangel zu ersetzen, als die verschiedenen, den Tönen und halben Tönen beygelegten Nahmen, und das Zeitmaß, welches wie bey uns eingerichte ist; allein das alles reicht nicht hin. In den Concerte wird das Zeitmaß von einem auf dem ersten Platz postirten Musiker auf den Knien oder auf zwey kleinen Pauken, Naccarech genannt, geschlagen, eben so zeigt er di Bedeutung der Noten an, und dirigirt das Orchester. Doc varirt ein geschickter Meister das Zeitmaß durch so viel kunstvolle Feinheiten, sanfte Modulationen, und unmerkliche Abstufungen, daß es oft unmöglich ist, seine Abweichungen wahrzunehmen.

Ein persisches Musikstück besteht gewöhnlich aus einer Puhrev oder Präludium, und einem Simai oder Hors-d'oeuvres oder Pichrus, eine Gattung Caprice, wird vo einem einzigen Musiker vorgetragen, während die ander denselben Ton leise anschlagen. Dieß Präludium währt oft ganze Stunden. Die Kunst des persischen Musiker glänzt am miisten durch tausenderley Verzierungen un ähnliche geschmackvolle Künsteleyen. Der Semai kann mi dem Presto, womit gewöhnlich die Symphonien sich schließen, verglichen werden.

Es gibt eine harmonische Musik, deren Theorie seh einfach ist, und welche sich bloß auf das Physische beschränkend, nur die äußern Sinne beschäftigt, ohne zum Herze zu dringen. Hingegen gibt es eine andere, von welcher de große Kenner Rousseau sagt, daß sie alle Leidenschafte ausdrückt, alle Bilder mahlt, und die ganze Natur ihre empfindungsvollen und kunstweisen Nachahmern unte wirft.

Wer das versteht, sey es instinctmäßig oder planmäßig, ist der wahre Künstler, und das sind die Perser, w viele Nichtperser anderswo nicht. Dessen ungeachtet ist

ey ihrer sogenannten harmonischen Musik der Fall, daß e anspricht, ergreift, hinreißt und fesselt, wie in Europa ie Avanturen eines Tancred oder einer diebischen Aelster.

Die persischen Gesänge sind sanft, warm, lebendig, :greifend und ganz übereinstimmend gesetzt; aber im Gan=en sind sie monoton und ermüden am Ende. Der persische Musiker weiß so gut als gar nichts von den Proportionen ı der Vereinigung des Schalls; von Terzen, Quinten,)ctaven, dem Contrapunct ꝛc. hat er keinen Begriff. Die :riegsgesänge sind vorzüglich geeignet hinzureißen und zu ıtflammen, so wie die Arien außerordentlich geschickt sind, :mpfindungen der Wollust zu erregen. Die Musik ist :var ungemein beliebt bey den Persern, allein die Musiker hätzt man gering, daher es unsern Tonkünstlern und Leh=ern der Tonkunst, die sich ohne allen Beruf, ohne Recht der Befugniß: Maitre de chapelle, Directeur, oder Pro=ssor, oder wohl gar außerordentlicher Professor zu tau=n pflegen, nicht wohl zu rathen wäre, mit ihrer bis ı's Lächerliche gehenden Anmaßung, eine geldcontribui=ende Kunstreise nach Persien zu unternehmen. Dort ist s nicht der Fall, wie in Europa, daß man sagen könnte: :itelkeit, dein Nahme ist nicht Weib, sondern Musiker.

Die persischen Instrumente sind sehr zahlreich, und önnen in drey Classen eingetheilt werden. Die erste, And, egreift die Saiteninstrumente; die zweyte Nefir, die Wind= und die dritte Thel, die Schlaginstrumente. Wir vollen hier einige der gebräuchlichsten anführen. Saitenin=rumente sind: Der Bazlaira oder Tamburn mit drey, der Tschehipdeh mit neun Saiten; der Kementcheh auch ıehab genannt, mit vier, drey, manchmahl auch mit zwey Saiten kunstvoll behandelt, läßt dieses Instrument sich die üßesten Töne entlocken; es wird mit einem Violinbogen espielt, der Tschartar, eine Gattung Pandore mit vier

Saiten und von runder Gestalt, gleichfalls mit einer Art kurzer Violinbogen gespielt; der Tschenk, eine Gattung Zither mit 6 Saiten, welche sehr häufig gespielt wird, ein ähnliches Instrument viereckiger Form; die beyden letztern werden mit kleinen Stäbchen geschlagen. Zu den Windinstrumenten gehören: Der Nefir, eine Gattung Trompete, eine Elle lang, von sanftem Tone; der Karchano, auch eine Art Trompete, aber viel länger, zuweilen mannslang, von Kupfer; einzeln gespielt ist der Ton hart und rauh, als Baß bringt er eine angenehme Wirkung hervor; der Gak nefis, eine gebogene Trompete, von Kupfer und sehr lang; der Musckas oder Musikal, eine Art Papagenopfeife. Von den Schlaginstrumenten nennen wir: den Cymbal oder Tamburin, von länglicher Form, wahrscheinlich indischer Abkunft, den Dahal, unserer Trommel ähnlich, den Kuss oder die große Trommel von Kupfer und einem Umfang von 9 bis 10 Fuß, deren man sich bloß im Kriege, oder bey den Caravanen bedient, um den Reisenden das Zeichen des Aufbruches zu geben; den Newrel, Doppel-Pauke von Kupfer; den Teblibaz, oder die Falkenpauke, so genannt, weil man sie gebraucht, um die losgefahrnen Falken zurück zu rufen; die Großen, ja der König selbst, führen dieß Instrument an der Seite des Sattels; es ist von Kupfer; der Dombek, eine Pauke, bey den Bauern gebräuchlich ꝛc.

Der Tanz ist in Persien der gemeinen und verdorbenen Classe des weiblichen Geschlechtes überlassen. Auch bey den Persern sind Tänzerinn und Courtisane (um ein recht delicates Wort zu wählen) synonym. Die Perserinnen entwickeln im Tanze eine unvergleichliche Beweglichkeit der Glieder. Ihre Hauptgeschicklichkeit besteht darin, ungeheure hohe Sätze zu machen, so, daß sie fast aus dem Gesichte ent-

hwinden *). Ihre unendliche Biegsamkeit und Geschwin-
igkeit sind bewundernswerth.

Die tausenderley Wendungen und Windungen ihres
Körpers und ihrer einzelnen Gliedmassen, worin sie es so
eit gebracht haben, daß sie den Kopf fast bis zur Ferse
iegen, lassen sich nicht beschreiben. Da jedoch der Tanz
as mindere Vergnügen bey ihrer Verkäuflichkeit ausmacht,
) gehen sie darauf aus, heftige Bewegungen der Liebe
nd der Wollust auszudrücken, und die Zuschauer in pria-
ische Gluth zu versetzen. Solches geschieht denn auch in
er That in einer zügellosen Ausgelassenheit. Diese Tän-
erinnen werden auch häufig in die Harems gehohlt, wo
ie bedauerungswürdigen Bewohnerinnen derselben sich an
em Anblicke üppiger Stellungen und Aufreitzungen weiden
vollen, und wobey sie nicht selten in convulsivisches krank-
aftes Entzücken verfallen.

Die Zahl solcher Tänzerinnen in Persien ist sehr groß.
Truppweise durchziehen sie die Städte, und produciren ihre
Kunst an liederlichen Orten und bey ausschweifenden Fest-
chkeiten. Der König, wie die Großen, unterhält solcher
Tänzerinnen eine bedeutende Menge. Eben so zügellos sind
ie Tänze bey öffentlichen Feyerlichkeiten.

Gesunde Moral.

Das Morning Chronicle theilt einen merkwürdigen
Tagsbefehl mit, den Bonaparte, als erster Consul, bey
Gelegenheit des Selbstmordes eines Grenadiers der Con-
ulargarde erlassen hatte. Er lautet: „Der Grenadier Gro-
in hat sich in Folge eines Liebeshandels ums Leben ge-

*) Man muß auf den Gedanken gerathen, daß die Perser sehr
kurzsichtig sind.

bracht: das ist der zweyte Fall der Art, der sich in Zei eines Monaths bey diesem Corps ereignet hat. Der erst Consul hat befohlen, daß in dem Tagsbefehl der Gard bekannt gemacht werden soll, daß ein Soldat Kummer und Stürme der Leidenschaften zu ertragen wissen müsse; daß es von einem größeren Muthe zeigt, mit Standhaftigkei Leiden des Gemüthes zu erdulden, als unter dem Kugel regen einer Batterie zu stehen. Sich selbst ums Leben brin gen, um ihm zu entgehen, heißt vom Schlachtfelde fliehen bevor man gesiegt!" (Gegen diese Philosophie läßt sich nichts einwenden.)

Ueber Wallenstein.

In der History of the life of Gustavus Adolphus London 1759. T. VI. P. 48., kommt folgendes Urtheil übe Wallenstein vor:

Da er sehr wenig sprach, auf die Aeußerungen An derer aber sehr aufmerksam war, so nannte ihn Sarrasin durchdringend und undurchdringlich. So gut als diese An tithese klingen mag, so beweiset sie doch nicht, daß Wallen stein ein großer Mann war. Wer durchdringend und un durchdringlich ist, muß nicht zuhören, er muß auch spreche können, wenn er gut unterrichtet seyn will. Er muß nich nur das haben, was die Italiener sicotto viss und pen sieri stretti nennen, sondern er muß auch das Seinig zur Unterhaltung beytragen, denn sonst wird er nie Ge heimnisse von Wichtigkeit von Andern heraus locken. S war Gustavs immer gleiches Betragen, und jede entgegen gesetzte Verfahrungsart verräth einen dürftigen und furcht samen Geist, der bange ist, übersehen zu werden, und sein Schwäche bloß zu geben. Der verschlossene Politiker träg

Kains Zeichen auf seiner Stirne, sein Angesicht ist gegen Jedermann, und Jedermanns Angesicht ist gegen ihn. Gustav, Oxenstierrn und Richelieu waren offen und zuverlässig; Wallenstein und Mazarini waren zurückhaltend und falsch, denn es fehlte ihnen an wahrer Größe, und wo diese fehlt, müssen List und Verschlagenheit die Karten mischen, so lange es gehen will. So viel diese Charakteristik auch für sich haben mag, fällt sie doch in Staub zusammen gegen des berühmten Sarrasin hohes Meisterbild, von dem ich in einem Aufsatze über Wallenstein in dem ersten und zugleich letzten Bande der »Eichenblätter" einen Auszug geliefert habe.

Der neue Cartouche.

Die im österreichischen Beobachter, 1823, 15. December enthaltene Notiz über einen verbrecherischen jungen Franzosen, der eine Mainzerinn geheirathet, erinnert an eine unlängst vorgefallene Gaunergeschichte, deren Schauplatz die Schweiz war. Ich will sie hier wieder erzählen, so weit sie mir beyfällt.

In der Stiftskirche zu Freyburg stand eines Morgens ein festlich gekleidetes Paar zur Trauung bereit, der Herr von 40 Jahren, die Dame etwas jünger. Die zwey sogenannten Beyständе waren junge Männer vom Stand. Alsbald erschien der Priester, und nachdem er die üblichen Ceremonien verrichtet, hält er eine kurze Rede über das Wunderbare menschlicher Schicksale, und die Weisheit und Gerechtigkeit des Himmels, der über die Sterblichen oft nur deßwegen bittere Prüfungen verhängt, um ihre Ergebung und Beharrlichkeit durch den süßesten Lohn zu vergüten.

Man erfuhr aus dieser Rede, daß der Bräutigam Johann von Parette aus einem altadeligen Geschlechte in Clairval bey Besançon während der Revolution, ein Opfer der Tyranney, eingekerkert, von der gleichfalls adeligen Witwe, Frau Ursula von Pedro aus Fettau in Graubünden befreyt worden, worauf die edelmüthige Retterinn selbst zur Strafe eine geraume Zeit in Gefangenschaft schmachtete, bis Herr von Parette, nachdem er wieder zum Besitze seiner Reichthümer gekommen, seine Befreyerinn glücklich auffand, und ihr zum Lohne für ihre Aufopferung und Leiden seine Hand und seine Schätze anboth.

Nach erfolgter Trauung und eingenommenem Frühstücke begaben sich die Neuvermählten in Gesellschaft der beyden Herren nach Peterlingen (Payerne), wo ein köstliches Mittagsmahl ihrer harrte. Während der Tafel schloß Parette mit den beyden Begleitern den Bund brüderlicher Freundschaft; und als er sich, um seine Reise fortzusetzen, trennte, versprach er, nach beendigten Geschäften wieder nach Freyburg zu kommen, um einige Zeit im Kreise seiner Freunde zu verleben.

Wirklich erschien Herr von Parette mit seiner Gemahlinn nach einigen Monathen wieder in dieser Stadt. Er erzählte, daß es ihm gelungen, seine bedeutenden Güter in Frankreich überaus vortheilhaft zu verkaufen; da er aber aus seinem Vaterlande kein bares Geld habe mitnehmen dürfen, so habe er sich Wechsel geben lassen, die er jetzt umsetzen wolle. Man begibt sich hierauf zum Banquier; allein dieser kennt das Haus nicht, auf welches die Wechsel ausgestellt sind, und will sie nur unter der Bedingung einer Bürgschaft auszahlen. Einer der jungen Freude des Herrn von Parette, trug sich sogleich mit Vergnügen als Bürge an, da ihm dessen Vermögensumstände bekannt waren. Auch war er als Zeuge bey dem Ehecontracte zu-

gegen, in welchem Herr von Parette seiner Frau 100,000 und ihrer Tochter 50,000 Gulden binnen Jahresfrist zusicherte. Außerdem hatte dieser seinem Freunde die Aussicht auf die Hand dieses jungen Frauenzimmers eröffnet. Genug, der Schweizer cavirte, und der Wechsler zahlte das Geld aus.

Herr von Parette entnahm nun noch mancherley Effecten, von großem Werthe, die er bey seiner Rückkunft von Chur in Graubünden zu bezahlen versprach, und ging dahin ab, um das Vermögen seiner Gattinn einzucassiren und seine schöne Stieftochter abzuhohlen. In Chur selbst hielt sich Herr von Parette nur sehr kurze Zeit auf, und bezog dann eine Wohnung in dem reitzenden Marktflecken Melaus, wo er seine Tochter aufführte, glänzende Gelage gab, und seine Abenteuer erzählte.

Während ein Heer von Anbethern die reitzende Amalie umgaukelte, von denen Herr von Parette keinem die Hoffnung auf ihre Hand absprach, kamen neue Wechsel als Zahlung für veräußerte Güter aus Frankreich an. Allein auch hier ging es wie in Freyburg; der Banquier in Chur forderte Bürgschaft. Mit aller Bereitwilligkeit leisteten diese einige Herrn und die Wechsel wurden honorirt

Plötzlich kommt ein Brief aus Mailand an, welcher dringender Familienangelegenheiten halber, Herrn von Parette mit den Seinigen dahin abruft. Mit Schmerz verkündet er dieses seinen zahlreichen Freunden, verspricht aber zugleich in wenigen Wochen zurück zu kommen. Herr von Parette reist mit seiner Gemahlinn und Tochter ab, aber es verstreichen Monathe und er läßt nichts von sich hören. Indessen waren die französischen Wechsel mit Protest zurück gekommen. Vergebens hatte man gesucht, den Freund in Mailand ausfindig zu machen. Die Bürgen in Freyburg und Chur mußten bezahlen; alle waren geprellt.

Dieß hängt folgender Maßen zusammen. Einige Zeit vor dem Ausbruche der französischen Revolution reisete ein reicher Engländer durch Clairval, und lernte bey Gelegenheit einer Ausbesserung seines Wagens einen armen Schmied, Nahmens Parette, kennen, der ihm so wohl gefiel, daß er ihn einlud, sich bey ihm in England anzusiedeln. Der Schmied ging mit seiner Familie dahin ab. Der Lord sicherte ihm ein reichliches Auskommen, und ließ Parettes Sohn, Johann mit Nahmen, mit seinen eigenen Söhnen erziehen. Der junge Mensch vergalt aber diese Wohlthat nur mit schlechten Streichen, so, daß der Lord sich veranlaßt sah, ihn in sein Vaterland zurück zu schicken. Hier both die Revolution dem Gauner vielfach Stoff dar; er machte Assignaten nach, und büßte dafür als Galeerensclave in Brest. Daselbst machte Ursula Chancan von Fettau in Untergadein, wo ihr Vater sich vom Schuhflicken nährte, mit ihm Bekanntschaft, als sie wegen Diebstahl eingesperrt war. Sie fanden Mittel zu entwischen, und entwarfen den Plan zu jener verschmitzten Betrügerey, die ihnen in der arglosen Schweiz nur allzuwohl gelang.

Beyde sollen jüngst in Hamburg eingezogen, und nach Besançon ausgeliefert worden seyn.

Der Kaffeh.

Schwarz, doch lieblich ist der Kaffeh, wie das Mädchen das Braune,
Das bey Tage erheitert den Sinn und den Schlaf bey der Nacht raubt.

Von Hammer (türkische Eclogen).

Das Wort Kaffeh soll, wie Professor Galand in Paris meint, Caveh geschrieben werden, und ausgesprochen, wie

dieß bey den Türken der Fall ist. Das Wort kommt von Kuhovah, welches bedeutet: keinen Hunger haben. Bey den Arabern hieß Anfangs auch der Wein so, rücksichtlich der schädlichen Wirkungen auf den Magen, den sein übermäßiger Genuß nach sich zieht, und daher wendete man diese Benennung auch auf den Kaffeh an. Die Bohne heißt bey ihnen Buun, und der Baum Buunbaum.

Zu allererst wurde der Kaffeh in Aethiopien und Persien getrunken. Es bestätiget sich dieß mitunter auch durch ein, auf der Pariser-National-Bibliothek befindliches Werk, das Abdulcadar zum Verfasser hat. Es wird darin erzählt, daß ein Mufti von Adon, als er sich bey seiner geschwächten Gesundheit an die Sitte der Perser, Kaffeh zu trinken, erinnerte, sich Bohnen kommen ließ, und sich deren mit dem besten Erfolge bediente. Da dieser Mufti fand, daß der Kaffeh den Kopf erleichtere, den Geist heiter mache, und die Schläfrigkeit vertreibt, so fing er an, dieß Getränk mit seinen Derwischen zu genießen, um bey heitern Sinnen die nächtliche Andacht zu verrichten. Durch diesen Mufti kam im fünfzehnten Jahrhunderte der Kaffeh in Gebrauch, und wurde nicht nur im ganzen glücklichen Arabien, sondern auch in ganz Aegypten ausgebreitet.

In der Hälfte des sechzehnten Jahrhundertes errichteten ein gewisser Lehnag und Hekem, zwey Particuliers in Constantinopel öffentliche Kaffehschenken, die gar bald so zahlreich besucht wurden, daß die Priester und Andächtigen sich darüber beschwerten, weil die Leute seltener in die Moscheen kamen, um die Zeit in den Kaffehhäusern zu vertändeln. Das Gesetz entschied auch gegen den Kaffeh, so ferne alles auf Kohlen sich beziehende, bey den Osmanen verbothen ist. Inzwischen aber ging der Nachfolger dieses scrupulösen Mufti wieder davon ab; der Kaffeh war unter ihm keine Kohle, und die Kaffehhäuser füllten sich wieder

mit Gästen. Dieß nahm aber in einem so argen Grade zu, daß der Großvezier Kupvuli diese Schenken schließen lassen mußte. Dadurch wurde jedoch die Consumtion in den Privathäusern ungemein vergrößert, so, daß sie dem Verbrauche des Weines in Paris gleich gekommen seyn soll. Vorzüglich übernahmen sich in dem Genusse des Kaffehs die Frauen. Die Männer mußten ihnen Kaffeh geben so viel sie wollten, und verweigerten sie dieß, so galt es für eine rechtskräftige Ursache zur Scheidung.

In Englands Gesetzen kommt der Kaffeh bereits im Jahre 1660 vor; ein türkischer Kaufmann hatte diese Frucht acht Jahre zuvor in dieses Land gebracht. Im Jahre 1669 wurde der Kaffeh durch Soliman Aga in Paris bekannt und beliebt. Die Wiener lernten ihn unmittelbar nach der türkischen Belagerung von 1683 durch die große Menge kennen, die sich in dem erbeuteten Lager des Feindes vorfand, und der erste Kaffehwirth dieser Stadt war, G. J. Koltschitzky, der zur Belohnung für seine Kundschafterdienste während dieser Belagerung vom Magistrate das Schenkbefugniß und ein Haus dazu erhielt. Ueber die Literatur des Kaffeh kann man eine Notiz in meinen historischen Unterhaltungen S. 50 nachlesen.

Literarisch-artistisches Pädagogium.

Ein Schwank.

Nicht ohne Schauder und Schmerz kann ich daran denken, wie unsere Generation an körperlicher Größe und Kraft herabgekommen ist! Werfen wir einen Blick auf jene Heroen des Mittelalters, auf diese wahrhaft eisernen Männer, auf ihre herculischen Körper, auf jene Riesen-

tärke, womit sie die Wunder der Tapferkeit verrichteten, die stets Gegenstände unsers Erstaunens ausmachen werden! Betrachten wir dagegen unser jetziges Geschlecht! Kleine, schwache, schmächtige Männchen, mit bleichen, bartlosen, wohl gar geschminkten Gesichtern; mit eingefallenen Wangen, hohlen, nichtssagenden Augen, und wadenlosen Beinen; vernehmen wir ihre säuselnden Discantstimmen! Ihre Stimmen!! Ja eben hier liegt es, hier werde ich auf die causa quaestionis geführt, denn, was verkünden uns diese Discantstimmen? Worte der Weisheit, der Gelahrtheit, Blüthen der feinsten Geistesbildung, des sinnreichsten Witzes, der allerzartesten inhaltreichsten Gedanken, des gründlichsten Verstandes, der ausgebildetsten Belesenheit. Alles dieses und noch weit mehr in so und so vielen Sprachen! Lauter Rolande mit Zunge und Feder, aber auch lauter Liliputaner mit Arm und Schwert, gerade der umgekehrte Fall mit jenen Athleten des viel gepriesenen Mittelalters.

Wie ich glaube, wird es keines vielen Nachdenkens bedürfen, um zu bestimmen, welcher Zustand naturgemäßer und glücklicher sey: jener, körperlicher und fester Gesundheit und Kraft, oder dieser einer verfeinerten Geistesbildung. Ausgemacht ist es nun einmahl durch die vor uns liegende Erfahrung, daß die letzteren Generationen diese intellectuelle Bildung nur auf Kosten der physischen Stärke haben erkaufen können. Ein jeder Anthropolog wird es bestätigen, daß da, wo der Geist arbeitet und treibt, die Maschine nothwendig leiden und am Ende zu Grunde gehen müsse, weil der Geist immer vom Körper abhängig ist. Die Genüsse des Geistes sind zwar an sich sehr edel und schätzbar. Allein es ist eine andere Frage, ob diese unaufhörlichen Fortschritte oder vielmehr beyspiellosen Gewaltsprünge in den Wissenschaften der wahrhaften Glückselig-

keit des Menschengeschlechtes mehr gefrommt haben und frommen können, als die gesunde, durch sie nicht consumirte Kraft. Ohne es bey dieser Andeutung unmittelbar mit dem Tractate des Genfer = Bürgers über die Wissenschaften zu halten, will ich bloß im Allgemeinen bey der Behauptung stehen bleiben, daß es weder dem Menschenfreund noch dem Philosophen und Politiker gleichgültig seyn könne, wahrzunehmen, wie die Generationen in physischer Tüchtigkeit von Tag zu Tag mehr und mehr durch das leidige Studiren und andere geistige Anstrengungen reducirt werden. Rotteck in seiner Schrift über stehende Heere sucht die Ursache des Verfalls der physischen Kraft in der Recrutirung, welche allerdings die robusteste Mannschaft hinwegrafft. Soviel diese Behauptung auch für sich hat, so bleibe ich gleichwohl bey der Hauptursache, den geistigen Anstrengungen, stehen, da ich Rottecks Grund nur für einen beyläufigen halte.

Nach diesen Grundansichten habe ich als echter Phylanthrop nachstehende Skizze einer, diesen Gebrechen abhelfenden Erziehungsanstalt, entworfen. Die Hauptmomente derselben sind diese:

Vor Allem wird mir die edle Gymnastik die theuerste Aufgabe seyn. Ohne sie ist man nichts, noch weniger werth, als das Thier, das schon eine Menge solcher Künste, ja die ganze Turnkunst instinctmäßig mit auf die Welt bringt *). Ich werde es dabey nicht bis zu der Rigorisität eines Gutsmuths oder Jahn steigern. Manches ganz weg=

*) Es ist überhaupt meine Ansicht, daß der Mensch zuerst von den Thieren lernen müsse, wenn er nicht selbst zum Thiere werden will. In diesen Worten liegt ein tiefer Sinn. Dann mag der Mensch auch hingehen, und von den kleinen Kindern lernen. Ich will damit ebenfalls viel gesagt haben. Der Philosoph wird mich verstehen. —

issen, überhaupt sehr vorsichtig mit den Stufengängen
yn, und bey jeder Branche der Gymnastik irgend ein
vissenschaftliches Fach mit einweben. Nach einem voraus-
eschickten kurzen Unterrichte in der Physiologie will ich
. B. mit dem hochachtbaren Billardspiele beginnen,
wobey ich weit entfernt seyn werde, es gleich nach Tisch,
wie es üblich ist, vornehmen zu lassen *). Mit dem Billard
erbinde ich dann Geometrie, wie ich denn überall

*) Was ich von dem Befolgen der Beyspiele der Thiere gesagt, kann hier gleich angewendet werden. Eine Zeit lang war man uneins, ob es gesünder sey, unmittelbar nach dem Essen Bewegung zu machen oder nicht. Ein verständiger britischer Naturforscher wendete sich bey Gelegenheit eines solchen Streites an die Theorie der — Thiere. Er nahm drey von einer und derselben Mutter gleichzeitig geborne Hunde. Er ließ sie sich vollfressen, sperrte den einen in ein enges Behältniß, ließ den zweyten im Hofe mäßig herum treiben, und ging mit dem dritten auf die Jagd, wo er ihn tüchtig ocupirte. Wie er nach Hause kam, schnitt er allen dreyen die Bäuche auf; und siehe, der erste hatte schon völlig, der zweyte zur Hälfte, und der dritte noch gar nicht verdaut. Hieraus geht unläugbar hervor, daß, wenn die Bewegung nach Tische auch eben nicht schädlich, sie doch gewiß nicht vortheilhaft, und daß die Ruhe wohl am zweckmäßigsten sey. Daß alle Welt gleich nach dem Essen Billard spielt, meinend, es fromme der Verdauung, ist eines von den Vorurtheilen, deren die Gewohnheit so viele mit sich führt. Die Kaffehwirthe finden ihren Nutzen dabey, Tausende aber ihr, wenn auch ganz unmerklich, allmähliches Verderben, denn das ganze Kaffehhaus ist Gift: der schwarze Höllentrunk (Vivat Petöcz, der es in einer eigenen Schrift bewies, welche unter dem Titel Ehrenrettung des Kaffeh's anonym von dem scharfsinnigen Herrn von Marterez widerlegt worden, dem jedoch kein pereat gebührt), das Tabakrauchen, Würfel- und andere Spiele, endlich die Zeitungsleserey. Unser Engländer hätte sich das ganze hündische Experiment ersparen können, da man weiß, daß sich jedes vollgefressene Thier niederlegt, während fast jeder vollgespeiste Mensch so geschwind als möglich aufsteht, vom Essen nähmlich. —

mit der Praxis anfange, und dann erst auf die Theorie übergehe, denn alle Theorien sind ja von der Praxis abgeleitet *). Hernach werde ich zum Ballspiele, und ist es Winter zum Schlittschuhlaufen übergehen, um dabey zugleich die Gesetze der Schwere zu entwickeln. Bey dem Schlittschuhlaufen gedenke ich einige Anfänge der Poesie mit Stellen aus Klopstock nähmlich: mit einfließen zu lassen, da es bekannt ist, daß das, was dieser weit überschätzte Dichter über den Eislauf, oder die Kunst Tialfs gesungen, seiner Messiade weit vorzuziehen ist, die wie alle monotonen Heldengedichte von der Iliade bis zur Tunisiade herunter, kein Mensch mehr liest, noch je ganz gelesen hat, den Verfasser, Setzer und Corrector ausgenommen. Ich will dann bey dieser Gelegenheit die Ehre des Eislaufes zu retten, und sie zu dem wohlverdienten Range einer schönen Kunst zu erheben suchen. Vieths kleine Anleitung wird auch die meinige seyn. — Reit- und Tanzkunst werden mir und meinen Zöglingen, nur auf verschiedene Weise sehr theuer seyn. Für die körperliche Ausbildung sind sie unendlich wichtig. Ich werde darthun, daß der, welcher nicht reiten oder tanzen kann, gar kein Mensch ist, und daß Werther ein Esel war, wenn er sich unterstanden, Lotten, des Walzens mit einem Fremden halber, zu schelten. Insonderheit beym Tanze werde ich einige Anfangsgründe der Anatomie beybringen, und dabey ganz leise auf die Declamation hindeuten, da bey mir Tanzen so viel, als Declamation der Glieder ist. Kunsthüpferey als Pendant zur Kunstrednerey, verkörpertes Declamiren. Auf das Schwimmen werde ich nicht allzu viel halten.

*) Unlängst hat ein Franzose eine Theorie der Kälte drucken lassen, ein vortreffliches Buch. Der Verfasser hatte die russische Campagne mitgemacht.

Doch soll es mir dazu dienen, das Element der heutigen Dichtkunst näher zu berühren, und Einiges aus der Hydrologie beyzubringen. Wenn ich dann auf das Fechten komme, so lasse ich mich ein wenig über die edle Rechtswissenschaft und die verschiedenen Proceduren aus, deßgleichen über Diplomatie, Gesetz- und Staatswissenschaft. Ich werde in diesem Sinne nothwendig die so ungerecht verfehmten Duelle wieder zu Kraft und Ansehen zu bringen wissen, aber vom Kriegswesen noch schweigen, bis ich bey der Boxkunst angelangt seyn werde. Auf diesen Artikel halte ich sehr viel, da er mir zur Entwickelung der Grundsätze von feiner Lebensart, als Haupttext für den Umgang mit Menschen um so unentbehrlicher ist, als er zugleich das Wichtigste für den Umgang mit Thieren enthält, worüber uns Knigge, Wenzel und Kosengarte noch den Nachtrag schuldig geblieben. Das Piecchen über den Umgang mit Pferden, welches neulich erschien, kann hier in Betracht gezogen werden. — Unmittelbar auf das Boxen lasse ich das Declamiren folgen, wobey ich die Acustik berühren werde. Es vertritt mir zugleich die Stelle einer sonstigen Hauptbranche der Gymnastik, nähmlich des Stelzengehens und der Seiltänzerey. Der Himmel bewahre aber, daß ich Sachen von dem schillernden Schiller, dem bürgerlichen Bürger, oder göttlichen Göthe, diesem großen Lama unserer Poeten vortragen lasse. Es muß Alles aus dem Stegreife kommen, denn jeder wahrhaft gesunde, junge oder alte Kerl ist ein Genie. Starke Nerven allein erzeugen starke Gedanken; in jenen sitzen Phantasie und Geist. Wer gute Nerven hat, braucht zu einer Tragödie vier Tage und nicht vier Jahre, wie ich denn in das Improvisiren allein den Werth des Genies setze. Der Bücher von Solbrig, Wötzel ꝛc., bediene ich mich bey anderen goldenen Verhältnissen.

Hiermit ist der Cyclus der Turnkunst geschlossen. Wer bey diesen Functionen nicht besteht, wird in meine Anstalt gar nicht aufgenommen. Es ist das Propyläum, das Noviciat, die conditio sine qua non. Physische Gewandtheit muß jeder Eleve sich zu allererst im Allgemeinen erworben haben. Dann erst halte ich ihn für fähig, zu den edlern Doctrinen überzugehen. Man sieht, daß ich hier von der gewöhnlichen Verfahrungsart ganz abweiche, die darin besteht, daß man auf das Physische gar nicht achtet, und gleich mit dem geistigen Unterricht anfängt. Aber darein setze ich meinen Ruhm. Der Mensch muß zuerst seine physischen Kräfte und Verhältnisse kennen gelernt und vorgeübt haben, ehe er zu den Functionen, welche von ihnen abhängen, übergeht. Vorerst Fleisch, Blut und Knochen; dann erst Geist, Verstand und Gemüth.

Meinem Systeme gemäß, welches hauptsächlich auf materielle Ausbildung abzielt, und nur die reellen Gegenstände des practischen Lebens bezweckt, eröffne ich meinen Cursus mit der Physik, ohne mich bey Künsteleyen, philosophischen Speculationen und Abstractionen aufzuhalten. Die Technik wird in ihren mannigfaltigen Anwendungen auf das bürgerliche und häusliche Wirken beygebracht, doch Alles durch practische Experimente, ohne Hilfe eines Lehrbuches. Bey den höheren Kräften der Natur verweile ich auch nicht lange. Diese erfordern zu viel Nachdenken und Experimente. Nur das, was z. B. auf Küchengärtnerey, Landwirthschaft überhaupt, Verarbeitung der Stoffe, auf Handel und Gewerbwesen ꝛc. unmittelbaren Bezug hat, gehört in meinen Kreis. Daß ich dabey mit ganz besonderer Liebe bey der Chemie, die edle Kochkunst cultivire, und nach dem bereits die 33. Auflage erlebenden classischen Werke der Barbara Hickmann vorgehe, und nicht nach Apicius oder Zenker, versteht sich von selbst.

Beckers Mildheimisches Noth- und Hülfsbüchlein ist nach meinen Grundsätzen werthvoller als Okens Naturphilosophie. Zu diesem Artikel der Physik rechne ich ganz vorzugsweise die weitere Entwickelung der Physiologie, populäre Medicin, Diätetik, und Alles, was die materiellen Geschlechtsverhältnisse, sowohl die Erzielung als Erziehung der lieben Kindleins betrifft.

Mit dem, was die Leute Philosophie nennen, gebe ich mich natürlicher Weise gar nicht ab. Eben weil ich kein Philosoph bin, kann ich mich unter die verständigen Leute zählen. Immer ist es mir lächerlich vorgekommen, daß man die Jünglinge denken *lehren* will. Die wahre Logik bringt ein Jeder mit auf die Welt. Ein jeder gesunde Mensch ist schon von Natur aus ein Weltweiser in Anwendung auf das praktische Leben. Nur was dahin einschlägt, ist von Werth. Alles übrige Philosophiren, jene transcendentalen Spielereyen taugen keine Pfeife Tabak. Was haben Kants, Fichtes, Schellings und Misleys Abstractionen dem Menschengeschlecht genützt? Nichts, gar nichts! Ja sie sind eher noch schädlich; man denke nur an einen Spinoza, Mirabeau, Helvetius ꝛc. Von künstlicher Philosophie will ich gar nichts wissen. Ich werde als ihr würdigstes und erschöpfendes Surrogat eine ganz *eigene Moral* setzen, die übrigens auch, wie jedes derselben auf den Grundsatz des Eigennutzes beruht, aber ein wenig ehrlicher und aufrichtiger beschaffen seyn wird. —

Geschichte und Geographie werden sich im Wesentlichen auf die des Vaterlandes beschränken. In Ansehung der erstern werde ich lange bey den olympischen Spielen, den Turnieren, Stiergefechten verweilen. Was sich auf Erfindungen und Entdeckungen bezieht, wird weitläufig behandelt. Mit chronologischen Daten, Schlachten, Friedensschlüssen und dergleichen, werde ich meine Zöglinge

verschonen. Das gewisse Innere, und das sogenannte Höhere der Geschichte, das Pragmatische lassen wir ganz dahin gestellt seyn, um so mehr, als die Weltgeschichte im Zusammenhange nur eine Schule der Bosheit, Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit, und nur nebenbey eine kurze Reihe von guten Beyspielen abgeben kann. Was ich jedoch zur Warnung ausheben werde, ist, die Art und Weise, auf welche das Menschengeschlecht durch jene albernen Anstrengungen in Künsten und Wissenschaften zwar intellectuell glanzvoll gestiegen ist, aber physisch und moralisch schmachvoll gesunken. Die Geographie, ohnehin schon praktischer Natur, wird so ziemlich à l'ordinaire beygebracht.

Sprachen betreffend, so sehe ich nicht ein, wozu man außer der deutschen noch eine andere als die französische sollte verstehen müssen. Latein und Griechisch erscheinen mir höchlich absurd, weil man sie im gemeinen Leben gar nicht braucht. Sie sind eine unnütze Last, und fressen vier bis sechs Jahre der kostbarsten Lebensperiode weg. Es ist dabey wie bey den Doctrinen immer darauf abgesehen, die Leute alt zu machen, während ich die Maximen durchführe, sie so lang als möglich zu erhalten. — In fünfzehn Jahren sind meine Zöglinge schon irgend etwas in der gesellschaftlichen Welt; dort sind sie mit zwey Dutzenden noch nicht im Stande, sich einen Löffel Suppe, außer bey den Capucinerpforten zu verdienen. Dieß scheint mir äußerst inhuman bey weisen Humanioren. Wer nicht durchaus irgend ein Doctor werden will, darf mir diese todten Sprachen nicht lernen. Um die alten Classiker zu verstehen, ist es wahrlich nicht der Mühe werth, sich sie eigen zu machen, denn ohne von den eben so guten, und der unmittelbaren Intelligenz ungleich mehr zusagenden deutschen Uebersetzungen zu reden, kann ich nicht ohne Lächeln sehen, mit welcher Götzendienerey man von den antiken Schrift-

stellern redet, während unsere eignen modernen sie, wo nicht an Gehalt übertreffen, doch ihnen gleichgestellt werden können. Meine Zöglinge werden aber in höhere Zirkel kommen, oder auf Reisen seyn. Dazu ist das Französische ausreichend.

Da meinem Plane insonderheit alles das schätzbar ist, wodurch die Sinne auf eine angenehme Art bereichert, wodurch Gemüth und Phantasie lieblich beschäftiget werden, ohne daß der Geist viel in Anspruch genommen, und dadurch der Körper mehr oder weniger consumirt werde, so bin ich den schönen Künsten freundlich zugethan. Doch zeichne ich nur vier aus. Diese sind Musik, Schauspiel, Zeichenkunst und Mahlerey. Die erstere trägt, wie solches Lichtenthal in seinem musikalischen Arzt dargethan, wesentlich zur Gesundheit bey; sie erfrischt die Seelenkräfte, beflügelt die Einbildungskraft, und gießt durch das ganze Innere wohlthuende poetische Empfindungen aus. Das Schauspiel darf bey mir auch nicht durch das den Geist nutzloser Weise in Anspruch nehmenden Memoriren vor sich gehen, sondern muß improvisatorisch behandelt werden. Zeichnen und Mahlen sind eben so unschuldige als nützliche und angenehme Beschäftigungen. Diese schönen Künste werden bey mir jedoch nur in dem Sinne der Belohnung ausgeübt. Wer sich in den andern Fächern auszeichnet, erhält die Erlaubniß, eine derselben, oder je nachdem, Alle lernen zu dürfen. Der höchste Preis ist das Schauspiel, wo auch weibliche Personen mitspielen, denn in der Regel müssen Rollen des andern Geschlechts, von den Jünglingen gegeben werden. Ich werde zu diesem gewiß sehr ersparenden Zweck stets eine Anzahl interessanter Frauenzimmer in Bereitschaft halten. Diese Einrichtung wird mir Gelegenheit geben, meine jungen Leute auf eine menschliche Art mit den süßen Gefühlen der Liebe bekannt zu machen.

Mit dem Geist der einschlagenden Piecen von Tissot, Millot und Becker, werde ich meine Eleven schon vertraut machen, noch ehe sie diese Schriften verstehen würden. Auf diese Art werde ich dergleichen Fehlgriffe und Sünden schon im Keime ersticken.

Dieses ist in ziemlich groben Zügen der Grundstein meines Erziehungsplanes. Man wird entnommen haben, daß ich wohl allerdings auf wissenschaftlichen Unterricht ausgehe, doch nur in so fern das Scientifische für das gemeine Leben unmittelbar nothwendig, und für die Erhaltung und Ausbildung der körperlichen Kraft, als die Quelle aller Glückseligkeit, ersprießlich ist. Was hie und da noch mangeln sollte, wird der Individualität eines Jeden anheim gestellt, so wie es wieder Jeglichem frey steht, diesen oder jenen Zweig wegzulassen. Ein gesunder Mensch findet sich leicht von selbst in Alles. In anderthalb Jahren ist der ganze Cursus aus. Da ich glauben darf, daß alle Aeltern und Vormünder mir ihre Knaben übergeben werden, so bestimme ich das Honorar nicht. Man bezahlt so wenig oder so viel als man kann oder will.

Der Astrolog Galeotti.

Die Geschichtskundigen, besonders die, welchen die merkwürdigen Memoires de Commines werth sind; so wie die Leser der Klinger'schen philosophischen Romane, werden sich an den Astrologen, Poeten, Philosophen und Politiker Galeotti Marti, auch Martius oder Martivolle erinnern, der an dem Hofe des verschlagenen, arglistigen hochverständigen, und eben so gewandten als unermüdlichen Ludwig XI. von Frankreich eine so wichtige Rolle gespielt hat. Deßgleichen kennen ihn die Gelehrten und die Biblio-

graphen als den Verfasser des berüchtigten Tractates: De vulgo incognitis (von dem, was den meisten nicht bekannt ist). Dieser ausgezeichnete Mann, zu Narein in Italien geboren, hatte lange an dem Hofe des berühmten Mathias Corvinus, Königs von Ungarn geblüht, ehe es dem neidischen Ludwig von Frankreich gelang, ihn für sich zu gewinnen, und an seinen abgeschiedenen und geheimnißvollen Hof zu Du Plessis zu ziehen. Galeotti, oder wie man ihn nach den verschiedenen oben angemerkten Nahmen nennen will, war für seine Zeitgenossen ein Gegenstand der Huldigung, und der classische Paulus Jovius erschöpft sich in dem Lobe dieses außerordentlichen Mannes. Indessen ist dieser Galeotti noch nicht selbstständig gewürdiget worden, daher vor der Hand dasjenige hinreichen mag, was ein unvergeßlicher Schriftsteller über ihn sagt. Wir geben hier dieses Bild mit der möglichsten Treue, überzeugt, daß es den Leser eben so fesseln werde, als dieses bey uns, da wir es zuerst betrachteten, der Fall war. Vor allem ist nöthig zu wissen, daß Galeotti keiner jener ascetischer, ausgetrockneten, bleichen Bekenner mystischer Wissenschaften war, die ihre Augen über dem mitternächtlichen Ofen verderben und ihren Leib durch Beobachtungen des Polarsterns oder großen Bären. Er genoß alle Vergnügungen des Hofes, und ehe er noch stark beleibt war, hat er sich in allen kriegerischen Uebungen dergestalt hervor gethan, daß Janus Pannonius ein lateinisches Sinngedicht auf ein Kampfspiel Galeottis mit einem berühmten dortigen Kämpfer, das im Beysein des Königs von Ungarn und seines Hofes gehalten wurde, und worin der Astrolog vollständiger Sieger blieb, verfaßte.

Die Zimmer, welche dieser höfische und kriegerische Weise an Ludwigs Hofhalt zu Du Plessis inne hatte, waren weit glänzender geschmückt, als die des Königs selbst,

und das feinste Schnitzwerk seiner Bibliothekschränke, so wie die Pracht seiner Teppiche und Tapeten zeigten von dem eleganten Geschmacke des gelehrten Italiäners. Von Galeottis Studierzimmer aus führte eine Treppe nach seinem Schlafgemache, und die andern zu den Thürmen, welche ihm zum Observatorium dienten. Ein großer Tisch von Eichenholz in der Mitte des Zimmers war mit einem türkischen Teppiche überhängt, von der Beute aus dem Zelte des Bassa, nach der Schlacht bey Jaipa, wo der Astrolog, Brust an Brust, mit dem tapfern Kämpfer der Christenheit, Mathias Corvinus gefochten. Auf dem Tische lagen gewöhnlich mancherley mathematische und astronomische Instrumente, sämmtlich aus dem kostbarsten Material und von der feinsten Arbeit. Ein Geschenk des deutschen Kaisers war ein silbernes Astrolabium und sein elfenbeinener mit Gold verzierter Jacobsstab, von herrlicher eingelegter Arbeit, war ein Merkmahl der Achtung des regierenden Papstes. Verschiedene andere Dinge lagen noch auf den Tischen oder hingen an den Wänden. Darunter waren zwey vollständige Rüstungen, die eine von Schuppen, die andere von Metallplatten; dann ein spanischer Toledo, ein breites schottisches Schwert, ein türkischer Scymetar nebst Bogen, Pfeile und andere Waffen; mancherley musikalische Instrumente, ein Crucifix von Silber, eine alterthümliche Urne, und kleine bronzene Götzenbilder der heidnischen Vorwelt, nebst verschiedenen magischen Gegenständen.

Die Büchersammlung bestand aus eben so verschiedenen Werken, als seine übrigen Effecten seltsam gemischt waren; seltene Handschriften des classischen Alterthums lagen vermischt mit voluminösen Arbeiten des christlichen Gottesgelehrten und jener grüblenden Philosophen, die sich der

Chemie gewidmet hatten. Einige waren in morgenländi-schen Charakteren geschrieben. Der Sinn oder Unsinn Anderer lag unter dem Schleyer von Hieroglyphen oder cabbalistischer Zeichen verborgen. Die Wirkung dieses, die Phantasie seltsam aufregenden Anblicks, wurde verstärkt durch das Ansehen und Benehmen des Mannes selbst, wenn er in einen colossalen Armstuhl sitzend, die Probearbeiten der neu erfundenen Buchdruckerkunst untersuchte.

Galeotti war damahls ein großer, dicker, stattlicher Mann, zwar bedeutend über den Frühling des Lebens hinaus, zuweilen aber noch immer jugendlichen Uebungen sich hingebend, wiewohl er seine natürliche Anlage zur Beleibtheit, die durch eine sitzende Lebensart, und seinen Hang zu den Vergnügungen der Tafel sehr befördert wurde, nicht bekämpfen konnte. Die Züge seines Gesichtes waren, wenn auch etwas stark, doch würdig und edel, und seinen schwarzen weit hervorragenden Bart hätte ein frommer Einsiedler sich wünschen mögen. Sein Anzug bestand gewöhnlich aus einem Schlafrocke vom weichsten Genueser Sammt, mit weiten Aermeln, mit goldenen Hafteln und mit Zobel gefüttert. Um die Mitte des Leibes schlang sich ein breiter Gürtel von Jungfernpergament, auf welchem rings die Zeichen des Thierkreises in rothen Charakteren gestickt waren. So schildert unser unnachahmlicher Meister diesen berühmten Mann, wie er zu Du Plessis sich aufhielt.

Wir wollen nun noch einen Zug von seinem Scharfsinne und seiner unerschütterlichen Geistesgegenwart hinzufügen. Als König Ludwig am Hofe seines Gegners, des mächtigen Herzogs, Carl von Burgund im Thurme zu La Peronne so gut gefangen war, schrieb er dieses Unglück den falschen Berechnungen seines Astrologen zu, und ging in

seiner Rachsucht so weit, Galeotti aufopfern und am Leben strafen zu wollen. Bevor aber diese tyrannische Handlung ins Werk gesetzt werden sollte, ließ er den Sterndeuter vor sich kommen, und fragte ihn unter andern, wie lange er glaube, daß er (Galeotti) selbst noch leben bleiben werde. Des Weisen Antwort war: Ich werde ganz genau vier und zwanzig Stunden vor Euer Majestät sterben. Es versteht sich, daß der abergläubische König ihn nicht nur am Leben ließ, sondern für dieses Leben auch sorgfältig bedacht war.

Historische Unterhaltungen.

Kleine Denkwürdigkeiten, Aufschlüsse, Persönlichkeiten, Anecdoten, Notizen 2c.

aus der

ältern und neuern Zeit- und Literargeschichte.

Von

Franz Gräffer.

Zweyter Theil.

Wien, 1828.

Druck und Verlag von J. P. Sollinger.

Dem

Herrn Artillerie-Hauptmann

Andreas Rittig von Flammenstern,

als

vortrefflicher Mensch, wackrer Krieger,
vielseitiger Gelehrter
und
edler, unvergleichlicher Freund ausgezeichnet,

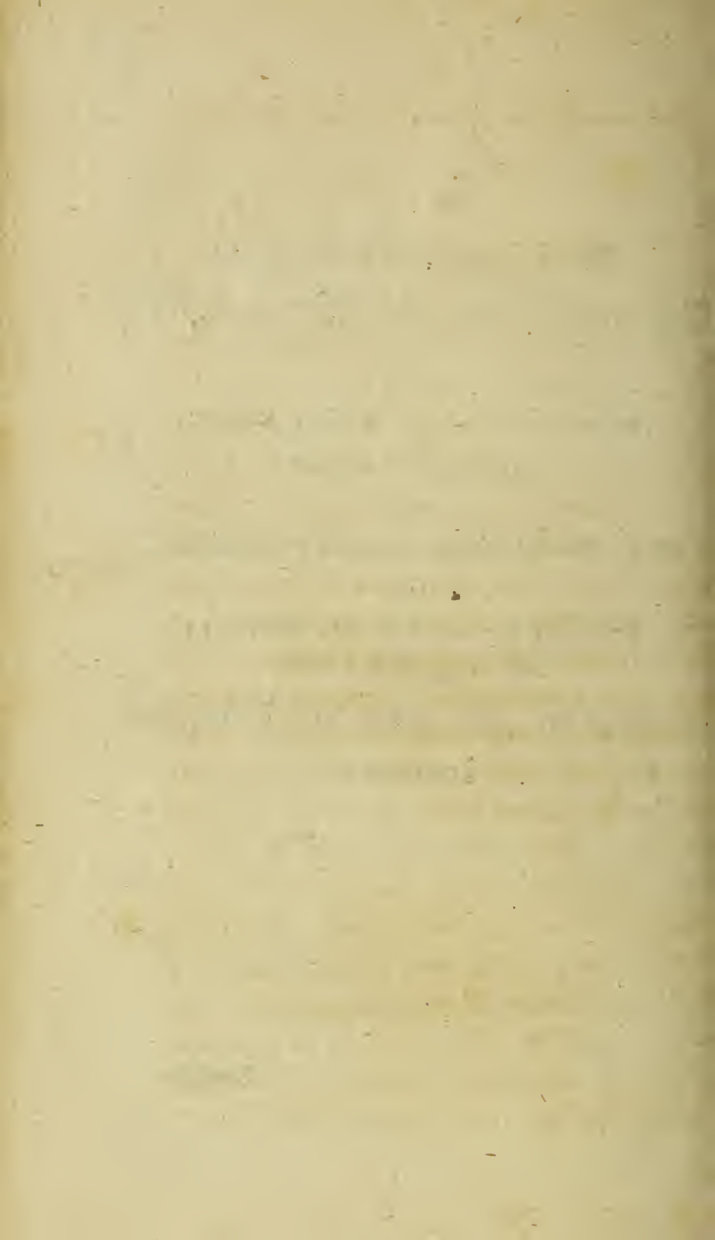
zum

Merkmahl der wahrhaftigsten Würdigung
und innigsten Verehrung
am Tage der Feyer seines 30ten Dienstjahres

gewidmet

vom

Verfasser.



Gesichtspunct.

Wien im Juli 1822.

Die meisten der folgenden Blätter sind im Lau- e mehrerer Jahre, und aus jener Liebhaberey ür Geschichte entstanden, die ich von jeher ge- egt, wenn ich es auch ein wenig mit dem Pyrr- onisten Fontenelle gehalten, der sich die kleine reyheit nimmt, die Geschichte eine fable con- enue (Mährchen nach dem Conventionsfuß) zu ennen. Sowohl das Historische dieser Unterhal- ungen als das Bibliographische war ursprünglich ür mancherley Zwecke bestimmt; daher die Ver- chiedenheit des Tones, Styls und der ganzen haltung. Mehreres ist für periodische Blätter eschrieben, daher wieder die vielen Auszüge, leberseẞungen 2c.; Farbe und Gestalt beziehen ich auf die anfängliche Bestimmung. Den Cha- acter der Zeit, in der man schreibt, muß man hrlicher und billiger Weise doch immer im Auge ehalten; und ich habe dieses im Allgemeinen wohl gethan. Weil aber ein Theil der hier mit- getheilten Aufsätze, wie gesagt, frühern Augen-

blicken angehört, so wird man mich hoffentli[illegible]
auch in Ansehung der Tendenz nicht mißdeute[illegible]
Weggelassen habe ich aus guten Gründen ohne
dieß viel, sonst wäre das Buch voluminöser un
sicherlich auch picanter geworden. Es bleibt abe
gerathener, das Auffallende zu vermeiden; un
theurer sollte das Buch weder den Käufern noc
mir werden. So mögen sich die wohlgeartete
freundlichen Leser denn mit dem Dargereichte[illegible]
begnügen, und ihm die Gunst angedeihen lasse[illegible]
deren sich mehrere meiner ähnlichen Schriften, z.B
die „Historischen Raritäten" erfreut, welche bereit
einer dritten Auflage entgegen sehen, und zu wel
chen dieses Buch den zweyten Theil bilden kann
Daß ich nicht eigens darauf ausgegangen, ei
„Buch zu machen", wird man bey dieser Gab
berücksichtigen; die Materialien, ein Bändche
zu füllen, haben sich zusammen gefunden, un
hier ist solches. Es zu schreiben, hat mich un
terhalten; es zu lesen, wolle auch das Publicu[illegible]
unterhalten, alles dieses vernünftiger Wei[illegible]
nicht in der gewöhnlichen trivialen oder tändeln
den Bedeutung genommen. Dieß ist denn mei
ganz anspruchloser Wunsch, und der Sinn de
Titels.

Der Verf.

Macbeths Geschichte.

Historische Dramen wie die des unsterblichen Shaks-
:are mit den Fakten selbst zu vergleichen, ist stets
›n zweyfachem Reitz. Denn wenn diese uns schon
ı sich durch den Dichter ein erhöhtes Interesse ein-
ößen, so wirkt solches wieder auf seine Schöpfung
ırück, indem sich uns die Gelegenheit darbiethet, in
:r Behandlungsart sein poetisches Genie zu erkun-
:n, und uns sonach mit seiner Muse näher zu be-
'eunden. Die Stoffe zu seinen vaterländisch-geschicht-
chen Stücken hat Shakspeare größtentheils aus Ho-
nsheeds Chronik (Holinsheeds and W. Harrisons
hronicles of Great-Britain, Scotland and Ire-
and, 3 Vol. Lond. 1577. Fol.) geschöpft. Auch
Macbeth *) ist aus ihr entnommen. Da dieses Trauer-
piel eines seiner gelungensten, vornehmlich durch die
lebertragung Schillers, dieses Shakspeare's unserer
Nation, und durch unzählige Vorstellungen auf der
Bühne, ein Gegenstand von Jedermanns Bewunde-
ung ist, so dürfte die Erzählung dieses Sujets nach
er genannten Chronik, wohl nicht unwillkommen seyn.

*) Das schottische Mac heißt auf deutsch: Nachkomme; Macbeth bedeutet demnach Nachkomme des Beth.

Als Duncan, ein zwar friedliebender und sanftmüthiger, aber charakterloser und befangener König in Schottland regierte, entspann sich unter der Leitung eines gewissen Macdonald eine Verschwörung unter dem Volke von Lochaber gegen ihn. Dieser Macdonald hatte sich durch berühmte Herzhaftigkeit und glänzende Verheissungen großen Anhang verschafft. Zahlreiche Mannschaft aus den westlichen Inseln stieß zu ihm; die Galloglassen und Kernen aus Irland thaten dasselbe, und so geschah es denn, daß er, an der Spitze eines stattlichen Heeres, die Armee des Königs schlug, und ihren Feldherrn Malcolm gefangen nahm, den er sofort enthaupten ließ.

Durch die Nachrichten dieses Unfalls bestürzt berief Duncan seine Räthe, um Maßregeln gegen die um sich greifende Empörungen auszumitteln. Unter diesen Räthen befand sich auch sein Vetter Macbeth, ein kraftvoller, unternehmender und tapferer, aber stolzer, übermüthiger, und grausamer Mann. Dieser stand auf, warf die ganze Schuld auf die Lässigkeit und Schwachheit des Königs, und erklärte, daß er den Aufruhr dämpfen wolle, wenn man ihn und Banquo als Heerführer gegen die Rebellen ziehen lasse. Duncan säumte nicht diesen Vorschlag einzugehen, und Macbeth griff die Aufwiegler an. Der Schreck, welcher seinem gefürchteten Namen vorherging, hatte schon mehrere Offiziere von Malcolms Heer entfernt, und solches dergestalt entmuthigt, daß Macbeth einen vollständigen Sieg erfocht.

Macdonald in Verzweiflung, flüchtete auf sein Schloß; er überlegte, daß er sich nicht werde vertheidigen können, und [illegible] mit dem Leben würde bezahlen müssen, wenn man ihn gefangen nähme. Demnach tödtete er nicht nur sich, sondern auch seine Gattin und Kinder. Da Macbeth, der ihn verfolgt hatte, in das Schloß gedrungen war, schlug er dem besiegten Gegner den Kopf ab, sendete diesen dem König,

nd ließ den Rumpf an einen Galgen aufhängen. lles dieß hatte zur Folge, daß die Bewohner der estlichen Inseln, welche der Sache Macdonalds beygetreten waren, um Gnade flehten. Macbeth gewährte iese gegen bedeutende Geldstrafen; alles aufrührerische Volk jedoch, das nach Lochaber sich begeben hatte, estrafte er mit dem Tode.

Während der Dämpfung dieser Unruhen hatte ch Sueno, König von Norwegen mit einer großen kriegsmacht erhoben, um Schottland zu erobern. Als Duncan Nachricht erhielt, daß dieser neue Feind bereits zu Fife ans Land gestiegen sey, raffte er sich aus inem unwürdigen Schlummer auf; er griff zu dem Schwerte, und rückte als gemeinschaftlicher Anführer nit Macbeth und Banquo den Angreifenden entgegen. Er ward aber geschlagen, und floh nach Bertha. Indeß er hier Friedensunterhandlungen pflog, schickte r Macbeth gegen die Dänen aus, welche sich wie er wußte, in sorgloser Ruhe der Schwelgerey überlassen atten. Eben als sie sich nach einem berauschenden Mahle im tiefsten Schlafe befanden, stürmte Macbeth nit Blitzesschnelle über sie her, und richtete ein solches Gemetzel unter ihnen an, daß Sueno bloß in Begleitung von zehn Mann entkam. Sein Bruder Kanut König der Dänen hatte nicht sobald Kunde von dieser Niederlage erhalten, als er eine neue Flotte gegen Schottland absendete. Aber auch diese Mannschaft ward, da sie auf schottischem Boden bereits plünderte, von Macbeth und Banquo entscheidend geschlagen.

Einige Zeit hierauf befanden sich Macbeth und Banquo auf dem Wege nach Fife zum König. Auf einer Heide wurden sie plötzlich dreyer Weiber von sonderbarem fast hexenartigem Wesen ansichtig. Die beyden Kriegsleute hielten an, und betrachteten ruhig und aufmerksam die wunderbaren Gestalten. Diese wendeten sich zu Macbeth, und die erste redete ihn an:

Heil dir Macbeth, Than von Glanics! Hierauf di
andere: Heil dir Macbeth, Than von Candor! und
dann die dritte: Heil dir Macbeth, der König vor
Schottland seyn wird! — Banquo hierüber betreten
rief die Erscheinung also an: Was für eine Weiberar
seyd ihr, die ihr mir so wenig gewogen scheint? Mei
nem Gefährten verkündet ihr nicht nur hohe Ehre
sondern sogar die Königskrone, während ihr mir ga
nichts verheißt! Hierauf versetzte die, so zuerst gere
det: „Wohl noch größere Vortheile als ihm prophe
zeyen wir dir. Allerdings wird er, ein König, herr
schen, doch er wird zuletzt unglücklich und ohne Kinde
seyn. Du wirst zwar nicht sobald König seyn, jedoch
deine Nachkommen werden lange Zeit Schottland re
gieren." Und in diesem Augenblicke verschwand di
verhängnißvolle Erscheinung.

Kurz nach diesem Vorfall begab es sich, daß de
Than von Candor als Hochverräther zum Tode ver
dammt ward, und der König dessen Stellen und
Besitzungen dem Macbeth, seiner ausserordentlichen
Verdienste wegen, zusprach. Jetzt erst fing dieser an
auf die Verheissungen jener Weiber ein Gewicht zu
legen, und herrschsüchtig wie er war, ging er, nach
dem der eine Theil der Prophezeyung sich erfüllt hatte
damit um, auch die übrigen zu verwirklichen. Seiner
Absichten stellte sich aber gleich Anfangs ein entschei
dendes Hinderniß in den Weg. Denn der König er
klärte seinen ältern Sohn Malcolm zum Prinzen von
Cumberland, als welchen ihm auch nach des Vaters
Tod der Thron zuzufallen hatte. Macbeth, dem de
Gedanke unerträglich war, durch diese Verfügung
seine Aussichten vereitelt zu sehen, faßte von diese
Zeit einen grimmigen Haß gegen den König, und be
schloß, sich die verheißene Krone mit Gewalt zu ver
schaffen. Er entdeckte sich seinem Vertrauten Banquo
und wiewohl er in seinem hochverrätherischen Plan
noch schwankte, so bestimmte ihn doch endlich sein

itle und ausgeartete Gemahlinn, ihn zu vollführen. Wirklich erfüllte der Verblendete den blutigen Anschlag; er tödtete den König zu Inverneß, und begab ich alsobald nach Stone, woselbst er sich, nach den ›ereits mit seinen Verbündeten gepflogenen Vorbereiungen krönen ließ. Die Ceremonie ging unter rauchendem Jubel vor sich, denn Duncan hatte während einer sechsjährigen Regierung sich wenig Liebe und chtung, und noch weniger Furcht erworben, während Nacbeth durch Kraft, Verdienst und Ruhm ein Ge- enstand der allgemeinen Bewunderung war.

Dieser Gewaltstreich bewog Duncans zwey Söhe ein Land zu verlassen, wo sie sich nicht mehr sicher oissen konnten. Malcolm begab sich nach Cumberland, nd Donald Bane zum König von Irland. Macbeth ls König hatte also nur noch einen Theil des Adels ür sich zu gewinnen, was ihm durch reiche Geschenke nd andere Gunstbezeigungen auch bald gelang. Nun m festen Besitze der höchsten Macht, schaffte er zurst die Mißbräuche ab, welche sich unter dem schwachen Regiment Duncans eingeschlichen hatten, verbesserte dann die Gesetze, gab neue, und herrschte ehn Jahre hindurch mit einer Gerechtigkeit und Mil- e, die seinen vertrauten Freunden ein unauflösliches Räthsel war. Doch länger nicht konnte Macbeth seinen natürlichen Tyrannensinn unterdrücken; denn da r nun in der Liebe des Volks sich fest glauben konnte, iberließ er sich allen Arten von Willkühr und Grauamkeit. Eingedenk des Ausspruches der Zauberschwetern, welche Banquo ein so glänzendes Los geweisagt hatten, lud er diesen und seinen Sohn Fléance zu einem Gastmahle, und befahl, auf dem Wege beyde zu ermorden. Der Vater fiel unter den Dolchen der Meuchler, der Sohn aber entkam, und flüchtete nach Wallis.

Von dem Augenblicke dieser Frevelthat an schien das Glück von Macbeth gewichen zu seyn. Die mei-

ſten Unternehmungen mißlangen. Jedermann zittert
vor den Gewaltthätigkeiten des Tyrannen. Dieſe all
gemeine Furcht vermehrte Macbeths Mißtrauen, und
verleitete ihn zu noch größeren Greueln. Um in einer
ſo bedenklichen Lage ſich durch Gründung einer feſten
Macht zu ſichern, rottete er einen großen Theil des
reichen Adels aus, zog deſſen Güter an ſich, und
legte ſich auf Koſten des Reichs ein feſtes Schloß auf
einem ungeheuern Berg an, Dunſinan geheißen. Die
ſen Bau zu beſchleunigen, mußte ein Than nach dem
andern mitwirken, und ſogar in Perſon zugegen ſeyn
Macduff der Than von Fife wußte, wie ſehr Mac
beth ihn haſſe; er unterließ es alſo in Perſon zu er
ſcheinen, und reizte dadurch des Königs Zorn noch
mehr. Dieſer war von den Zauberſchweſtern vor Mac
duff gewarnt worden, und ohne Zweifel würde er ihn
ſeiner Rachſucht geopfert haben, hätte nicht eine an
dere Zauberinn ihn glauben gemacht, daß nie ein vom
Weibe Geborner ihm werde ſchaden können, auſſe
der Birmaner Wald rücke gegen Dunſinan heran
Macbeth hierdurch beruhigt, und im Beſitz eines un
überwindlichen Caſtells, fuhr nun in ſeinen Bedrückun
gen und Grauſamkeit ſorglos fort.

Mittlerweile begab ſich Macduff, theils aus
Furcht für ſein Leben, theils aus Rachſucht gegen
Macbeth nach England, um Duncans ältern Sohn
der ſich daſelbſt aufhielt, zu bewegen, ſeine Anſprüche
geltend zu machen. Macbeth, welcher in eines jeden
Edelmanns Hauſe Kundſchafter hielt, erfuhr nicht ſo
bald von dieſem Plane, als er Macduffs Burg über
fiel, und deſſen Familie ſammt allen übrigen Bewoh
nern ermorden ließ. Die Nachricht von dieſer Greuel
that entflammte Macduffs Rache aufs höchſte. Er
both nun Alles auf, Malcolm, der in ſeinem Ent
ſchluß zu wanken ſchien, zum Aufbruch gegen den
Uſurpator zu bewegen. Malcolm gab ſich das Anſe
hen, als ſey er durch verabſcheungswürdige Eigen

chaften eben so unwerth zu regieren; als Macbeth, und da Macduff hierauf, alle Hoffnung für sein bejammernswerthes Vaterland aufgebend, ihn bereits verlassen wollte, entdeckte ihm der Prinz, daß es nur auf eine patriotische Probe abgesehen gewesen, und erklärte sich sofort für die Unternehmung. Macduff gab nun Schottlands Edlen Nachricht von dem beabsichtigten Werk der Rettung, und forderte sie auf, sich an die gerechte Sache anzuschließen, während Malcolm von dem englischen König ein Heer von 10,000 Mann unter dem Seyward von Northumberland erhielt.

Auf die Kunde dieser Rüstungen zerfiel Schottlands Adel in zwey Parteyen. Die, so sich für Malcolm entschied, wollte sich mit der Macbeths vor Ankunft der englischen Truppen in kein ernsthaftes Gefecht einlassen, und Macbeth selbst hielt sich für zu schwach, um es mit diesem Hülfscorps aufzunehmen. Er schlug in der Nähe von Dunsinan ein Lager auf, den Feind daselbst zu erwarten, und verwarf den Rath seiner Freunde, sich mit seinen Schätzen auf die Inseln zu begeben, um daselbst Bundesgenossen zu werben und mit einem zahlreichen Heer auftreten zu können; denn in dem Glauben auf die Prophezeyung, daß nur ein nicht vom Weibe Geborner ihm schaden, und er so lange sicher seyn könne, als der Birmaner-Wald sich nicht erhebe, dünkte er sich völlig geborgen. Unterdeß war Malcolm mit seinen Truppen heran gerückt. Bey dem Wald von Birman angelangt, ließ er jeden seiner Leute einen Baumzweig abhauen, und vor sich hertragen, sowohl als Schutz gegen die Sonne, als um Macbeth seine Stärke zu verbergen. Macbeth diese Erscheinung gewahrend, entsetzte sich, ordnete aber doch sein kleines Heer, und ermunterte es zur Tapferkeit. Nachdem aber Malcolms Soldaten die Zweige weggeworfen, und Macbeth ihre große Anzahl ersah, verließ ihn der Muth, und er nahm die Flucht.

Zu Lunfanain sah er sich von Macduff eingeholt Er sprang vom Pferde, und rief ihm zu: Verräther warum verfolgst du mich? Es ist umsonst; Keiner der von einem Weibe geboren, kann mir Etwas an haben. Empfange den Lohn für deine Tollkühnheit!' Hierauf führte er einen gewaltigen Schwertstreich au Macduff; dieser aber, dem Schlage ausbeugend sprang vom Pferde, und sprach: „Hier, Wütherich sollst du das Ende deiner Frevelthaten finden, denn wisse, ich bin nicht geboren, sondern aus meine Mutter Leibe geschnitten." Bey diesen Worten stürzte er auf Macbeth los, tödtete ihn, schlug ihm das Haupt ab, und überbrachte es, auf eine Stange ge steckt, dem Malcolm. So endete Macbeth nach eine 17jährigen Regierung.

Dieß ist in Kürze Macbeths Geschichte nach Ho linsheeds Chronik. Der vielverdiente Eschenburg, des sen werthvollen Erörterungen über Shakspeare's Dra men man hier gefolgt, führt bey denen über Macbeth noch an, daß auch Buchanan (Opera omnia, Fol. Edinb. 1715, Vol. I. p. 5.) mit dieser Erzählung bis auf vier Momente übereinstimmt. Die Erscheinung der drey Weiber behandelt er nur als Traum; die Weissagung, daß Banquos Nachkommen Könige seyn würden, erklärt er für ein übelwollendes Gerücht das Einherziehen der Soldaten ferner mit Zweigen hält er für Zeichen der Siegeshoffnung, und die bey Macbeths Tode vorkommenden Erinnerungen an Weis sagungen — gibt er für fabelhaft aus.

Nach dem Conversations-Lexicon war Macbeth übrigens der 85te in der Reihe von Schottlands Kö nigen, als unmittelbarer Nachfolger seines Vetters Donald VII. Das Jahr seines Todes ist 1057.

Curiose Todesfälle.

Ein reicher Prasser der Vorzeit fand eine Unterhaltung darin, eine große Perle in die Luft zu werfen, und sie mit dem, vermuthlich auch nicht kleinen Ohre aufzufangen. Einmal aber nahm sich die Perle die Freyheit, zu tief in das ansehnliche Gehörorgan zu dringen, dergestalt, daß sich ein Geschwür erzeugte. An diesem fand der große Mann seinen kleinen Tod. — Auf eine ähnliche Art kam Drusus Pompejus, Claudians Sohn um. Er hatte den genialen Einfall, eine Birne in die Höhe zu schleudern, um sie mit dem Munde aufzufangen. Die mißhandelte Frucht aber rächte sich, und der junge Herr mußte ersticken.

Tarquinins Priscus mußte einer verschluckten Fischgräte halber den Geist aufgeben. — Theodorich, König der Gothen erblich bey lediglicher Betrachtung eines Fischtopfes. — Der Tod des Consuls Fabius war ein Haar in der Milch. — An Fliegen, die ihnen in den Hals geriethen husteten sich zwey Päpste zu Tod, nähmlich Anastasius II. und Adrian IV. — Während er dissimulirte verschied der Kaiser Tiberius, während er schrieb, der große Plato. — Vor Durst verschied der eben so große Thales im Schauspiel. Palämon gleichfalls ein wackerer Philosoph starb bey dem Anblik seines Feigen fressenden Esels; Verrius bey dem eines häßlichen alten Weibes. — Philemon der Syracusaner, Philistius aus Nicäa, Polycratus aus Naxos lachten sich zu Tode.

Der heilige Ambrosius gab seinen Geist auf, während er einen Psalm erklärte. Dasselbe wiederfuhr bey der Erläuterung des 23. Psalmes späterhin dem Valentin Tratzendorf. Dem Herzog von Clarenton, Bruder Eduards IV. wurde es frey gestellt, auf welche Art er hingerichtet werden wolle. Er wählte, in einem Faß Malvasier (nach Andern in Meth) zu

ertrinken, und starb auch diesen süßen Tod. — An Fliegen erstikte der Sohn des Böhmenkönigs Wenzel Wladislaus. —

Lefort, dieses Factotum Peters von Rußland, des wahrhaft Großen, begehrte in der Sterbestunde eine Bande Musikanten, die ihm eine Simphonie von Trompeten und Pauken aufmachen mußten. — Der Professor und Pastor Jacob Meyer zu Basel verschiet bey dem allerpassendsten à propos. Erstens, während er eine Leichenrede hielt; zweytens in dem Augenblik als er dabey den Spruch ablas: „Wie der Baum fällt so liegt er." Bey diesen Worten war er selbst der Baum ein Schlagfluß warf ihn entseelt zu Boden. — Aehnliches hat der Tod des bekannten Theologen Essig der fiel beym Segensprechen leblos zusammen.

Ich schließe diese zufälligen Notizen mit den Worten zweyer Philosophen. Salomo sagt: „der Mensch weiß seine Zeit nicht, sondern wie die Fische gefangen werden mit trüglichen Hamen und die Vögel mit Schlingen, so auch werden die Menschen berückt zur bösen Zeit, wenn sie plötzlich über sie fällt." — Und Voltaire sagte vom Leben: C'est une mauvaise plaisanterie.

Zur Geschichte und Literatur der Kochkunst.

Zur Literatur der sehr edlen Kochkunst liefert das Kotzebue'sche lit. Wochenblatt manches hochwichtige und irrige Datum. Es wird da behauptet, seit der Entstehung des Magdeburger-Kochbuches hab sich die Zahl solch nützlicher, um das practische Leben so viel verdienter Handbücher dergestalt vermehrt daß man sicher eine Bibliothek von 5 — 600 — derselben aufstellen könnte. Aus dieser Angabe geht aber hervor, daß entweder der Verfasser kein Bibliograph

ſt, oder der Setzer um eine 0 zu wenig genommen
at. Faſt jede Stadt und jedes Ländchen, heißt es
eiter, hat ein eigenes Kochbuch. Das will wieder
icht recht quadriren, und thut dar, daß der Verf.
n der Topographie der Kochbücher nicht zum Beſten
ewandert ſey, (oder vielleicht aus übelverſtandener
elikateſſe) die Leſer zum Beſten haben will. — Denn
onſt müßte er wohl ſagen, daß manches Duodezländ-
hen ihrer ein Dutzend, und manche nicht Duodez-
tadt respective noch dreymal ſo viel beſitzt. Wir ha-
en immer das liebe Deutſchland, und folglich das
ördliche allein vor Augen. — Dabey kommt es nun
uch in specie auf die wiederholten Auflagen an,
nd wir zweifeln billig, daß das, als die Küchen-
ibel characteriſirte und ſanctionirte Magdeburger
ochbuch auch nur das Sechſtel ſo viel Editionen er-
ebt habe, als jenes (deutſch-) weltbekannte claſſiſche
pus einer ſehr gewiſſen, aber dabey ſehr unſichern
Mad. Barb. Hickmann, in gemeiner Stadt Wien,
as bereits 30 und etliche Ausgaben zählt, und nach
ieſer Cynoſur wohl bald etliche 30 wird zählen
önnen; Beweis genug, daß es bey den Wienern um
ie Literatur des Geſchmacks nicht ſo ſchlecht ſtehe,
ls Nicolais Descendenten ſchmählich und dank-
nd lieblos uns vorwerfen. Dabey aber muß es uns,
enn wir, nach dem Ausdruck eines genialen, exoti-
chen Annoncenſchreibers (der lieber hätte mehr ſpie-
en, als mit ſpielen ſollen, um zu prosperiren) auch
inter uns ſchauen, wohl wundern, daß von dem
Großaltvordern der Köche, Domini C. Apicii (be-
anntlich Küchengeneral Sr. heidniſchen Majeſtät,
es Kaiſers Auguſt) Werke: de arte conquinaria,
as gewiſſer Maßen unter die Claſſiker, und auf alle
Fälle auch ad usum Delphini (im plural) gehört,
eine deutſche Ueberſetzung, etwa nach Bernholds
etzter Ausgabe (Ausb. 1800) unternommen wird, mit
opulären Interpretionen, Commentaren, und wie

die Saucen, in denen oft eine Interpunction des Haupt-Textes, wie eine Nuß im Ocean schwimmt, alle heißen mögen. Für die Geschichte der Kochkunst würde da mancher practische Gewinn erzielt, und es nicht nöthig werden, wie der Verf. im Wochenblatt, über den Verfall derselben zu trauern. Doch! um Vergebung! er meint es nur in Bezug auf Ueberkünsteley nämlich sagend: „Damals (zwischen Apicius, dessen er nicht erwähnt, meint er, und uns) ruhete Segen und Gedeihen auf der Kochkunst. Die Hausfrau stand würdevoll an dem heiligen Feuer des Herdes; der Bedürfnisse waren wenige: ein Gott und ein Gericht, war ihr Wahlspruch. Heut zu Tage sind leider der Götter (noch mehr aber der Göttinnen!) und Gerichte (auch wohl juridisch) viele geworden, seit wir Damen am Spieltische, und Damen am Schreibtische (Letzteres halten wir noch eher für das Miasma, denn in unsern mehr südlichen Augen sind die Schreibtische noch fataler, als die Putztische; den Spieltischen schenken wir es, da das ganze Leben des schönen Geschlechtes ein Spiel seyn mag,) aber wenig Hausfrauen mehr haben. Miethlinge stehen am Feuer des Heerdes ꝛc. Jetzt kocht der Franzose, und unsere Hausdamen wissen es nicht einmal." — Nachdem wir wegen unsren Interjectionen die sanftmüthigen Leserinenn gebührend um Vergebung gebethen, und bemerkt haben, daß der Wochenblättler doch auch der Damen auf dem Theater hätte erwähnen können, gehen wir auf das betreffende Opus über. Es ist das neue Küchen-Reglement eines Herrn Singstock: Handbuch der feinen (!) Kochkunst. Solches erinnert uns per analogiam an das neulich hier heraus gekommene Werk eines gleichfalls fürstlichen Küchenobersten, der es als das wissenschaftliche Resultat vieljähriger Reisen und philosophischer Beobachtungen zum Besten der Menschheit, und als Abhülfe eines tiefgefühlten Bedürfnisses der gebildeten Welt, in ächt ciceronianischem Bülletin-

Deutsch ausgebothen hat. Doch weiter im Text! Nach Herrn Singstock wird uns jetzt ein Mittagsessen aufgetragen. Es hat 5 Gänge, und bringt: „1.) Gens-d'arme-Suppe, 2.) Eyerkuchen mit Saubohnen, Cottelettes in Hemden und Ueberröcken, Häringen im Schlafrock; 3.) 3 Bellons, Bollon von Gans rc. 4.) eine Hammelkeule als Harlekin; 5.) Butter am Spieß gebraten, Tausendjahr-Kuchen rc. Die et caetera rechnen wir ad caeteris. Nur das Arcanum zu einem Fischsalat wollen wir noch enthüllen. Voila:" See- oder Flußfische aus den Gräten, und in feine b r e i t e Scheiben zerschnitten; in Wasser, Salz und Essig abgekocht, mit Sardellen, Austern, Muscheln, Scheiben und Hummern oder Krebsschweifen angerichtet und durchgerührt, mit Oehl, Essig und Concasse (weißem Pfeffer) garnirt." Und — dann ist es fertig, würde Madame Rudisch sagen. Dieses Recipe riecht wohl freylich gar sehr nach dem Bureau der Pariser gastronomischen Academie, und übertrifft wohl noch den Almanach für Leckermäuler, Viots (wenn wir nicht irren) Cuisinier imperial rc. daher denn der Wochenblättler (oder einer von den 8, deren es brauchte, um es zu Tage zu fördern) gleichsam um die germanische (hier nicht deutsche) Kochkunst zu vindiziren, folgende boshafte Remarquen nachschickt. „Wäre Hr. S. ein deutscher Patriot, so hätte er uns anstatt der vielen französischen Speisen à la Richelieu, à la Villeroi rc. auch mehrere neu-deutsche Gerichte aufgetischt. Z. B. Blücher-Trüffeln, Gneisenauer-Krapfen, Dennewitz-Pasteten, Turnsalat (besser Turnwinde), Zopfwürste, geschnürte Kälberbrust, (scharmant), Katzbacher-Klöße rc." — Freilich wäre das fast so patriotisch als: Catalani-Brod, Borgondio-Karpfen rc., die wir auf unsern Küchen-Bülletins finden, wiewohl es auch nicht an Esterhazy-Rostbraten, Kufstein-Schlegeln rc. mangelt, und bey dieser ephemeren Nomenclatur nur das Boeuf à la mode in der Mo-

de bleibt. Doch wir wollen uns gegen den Geschmack manches lünettirten Gourmands, dem vielleicht das Wasser wo nicht in, doch an die Zähne läuft, wenn er diese kleine Ketzerey zu nahe ans Gesicht, folglich auch an den Mund bringt, kurz fassen, und daher nur noch die bemerkenswerthe Bemerkung machen, daß der berühmte Chemiker, Herr geheime Rath Hermbstädt alle diese Gerichte (wie es im Wochenblatt heißt) „literarisch gekostet," und in der Vorrede das Gutachten gegeben hat, es sey nichts eingeschlichen, was der Gesundheit Nachtheil bringen könne. Uebrigens zweifeln wir nicht, und wünschen sogar, daß, nachdem so mancher Filialgegenstand menschlicher Kenntnisse in neuerer Zeit zu einer selbstständigen Wissenschaft erhoben worden (man denke an Baumgartens Aesthetik, an Mabillons, Gatterers Diplomatik, N. N's Sphragistik ꝛc.) daß, sagen wir mit löblichem Nachdruk, diejenige hoch und breit gefeyerte und gefeuerte Kunst, welche bereits ihre Singstöcke befeuert, auch ihren Linné finden werde, um somit die zürnenden Manen Apici zu versöhnen. Die Küchenprotestanten werden doch wohl nur dünn gesäet seyn, die es mit uns hielten, und in der edlen Kochkunst die Metaphysik der Chemie nicht respectiren.

Der Handkuß.

Es hat zwey Silben; die erste gibt man aus Freundschaft, die zweyte aus Liebe, das Ganze aus Ehrfurcht. Ueber diese zwey Silben, die, wie man weiß, der Handkuß sind, hier einige interessante Data:

Wollte man in der Urzeit den Gestirnen seinen demüthigen Gruß bezeugen, so geschah es, indem man sich selber die Hand küßte. Bey der Anbethung

der Sonne hielten die Indier stets zugleich die Hand an den Mund, wenn sie sie eben nicht auch küßten, was jetzt wohl ein wenig schwer zu bestimmen seyn dürfte. Wenn die wohlhabenden Griechen den Göttern kostbare Opfer darbrachten, so bestand das Surrogat derselben bey den Unbemittelten oder ganz Armen darin, daß sie den Götzen und sich selbst, nach oben gerichtet, die Hand küßten, und dem Horizont gleichsam Küsse zuwarfen. Dieß berichtet Lucian. Derselbe Gebrauch pflanzte sich auf die Römer fort. Das Handküssen der Statuen war bey diesen eine Art Gesetz. Als es einst von Einem, der vor einer Bildsäule vorüber ging, versäumt wurde, ward er ein Gottesläugner gescholten, und als solcher verfolgt.

Den Handkuß als Ehrenbezeugung zu empfangen, eigneten sich bey dem eingeführten Christenthum auch die Bischöfe und andere höheren Geistlichen zu. Denen, welche ihnen beym Gottesdienst beystanden, reichten sie die Hand zum Kuße dar.

Im gewöhnlichen Weltleben, als Zeichen der Höflichkeit, ist der Handkuß eine uralte Sitte. „Die Schmeichler" sagt schon Salomo, werden nicht müde, ihren Gönnern die Hand zu küssen.„ — In Rom war das Handküssen eben sehr üblich, wiewohl meist nur von Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten.

Einen sonderbaren Anblik muß es gegeben haben, als dem Cato bey der Niederlegung seiner Befehlshaber-Stelle alle Soldaten die Hand küßten. Sehr sahen die Kaiser darauf, daß ihnen die Großen die Hand küßten; dieß war ein Hauptact der Etiquette. Die von minderm Rang hatten nicht das Recht des unmittelbaren Handkusses; auf die Knie gebückt, berührten sie mit der rechten Hand des Kaisers Kleid am Saume, und führten diese Hand darauf gegen den Mund. Die andern Umgebungen des Herrschers warfen ihm, wie den Göttern, von ferne ihre Handküsse zu.

Aufschluß über die eiserne Maske.

Was auch unter Andern die Memoiren des Herzogs von Richelieu, ein Graf Veltheim (vermischte Schr.) und vor und nach ihnen *) in dieser räthselhaften Sache vorgebracht, so scheint doch folgende Stelle in Dutens memoires d'un voyageur qui se repose besondere Glaubenswürdigkeit für sich zu haben.

Um sich den Entwürfen Frankreichs zu widersetzen, schickte der Herzog von Mantua um das Jahr 1684 einen seiner Minister, Namens Girolamo Magni an alle italienische Höfe, mit dem Auftrage, ein Bündniß gegen den gemeinschaftlichen Feind zu Stande zu bringen. Der Ministee war ein geschickter Unterhändler, dem es gelang, die italiänischen Mächte für seinen Herrn zu gewinnen. Da nur der Herzog von Savoyen noch übrig blieb, so erschien er auch zu Turin, um ihn von Frankreich abwendig zu machen. Das Cabinett von Versailles, von dem Umtreiben dieses Unterhändlers unterrichtet, gab dem Marquis d'Arcy, der um diese Zeit französischer Gesandter am Turiner Hofe war, die nöthigen Instructionen. D'Arcy nun fing damit an, daß er den Minister des Herzogs von Mantua mit Aufmerksamkeiten, und Liebkosungen überschüttete; er zog ihn zu allen Lustbarkeiten, unter andern auch zu einer Jagd, welche nach Pignerol (einer Stadt, welche damals zu Frankreich gehörte) veranstaltet wurde. Sobald man sich nun auf französischem Grund und Boden befand, bemächtigen sich eigens dazu bestellte Leute des mantuanischen Ministers, und führten ihn nach Pignerol, und von da nach der Insel St. Marguerite, wo er bis zum Jahre 1690 unter der Obhut des Herrn St. Marc, und des Majors Rosorges blieb. In dem eben genannten

*) Einiges Zuläßige habe ich in meinen historischen Raritäten mitgetheilt.

Jahre erhielten diese Wächter den Befehl, ihn nach der Bastille zu bringen. Zwei Jahre hindurch wußte man nicht, was aus dem Minister des Herzogs von Mantua geworden war, bis endlich im Jahre 1687 in der abgekürzten Geschichte Europa's, welche zu Leyden herausgegeben wurde, ein Brief aus Turin erschien, welche über die Art seines Verschwindens Auskunft gab. Da indeß der französische Gesandte seine Maßregeln so gut genommen hatte, daß es beinahe unmöglich war, den Beweis gegen ihn zu führen: so hielt man es für klug die Thatsache zu läugnen, um nicht alle Souveräne, deren Prärogative durch eine so kecke Verletzung des Völkerrechts gekränkt waren, gegen das Cabinett von Versailles aufzubringen.

Würdigung der Literatoren und Künstler.

Gelehrte, Dichter und Künstler haben jederzeit mehr oder weniger Aufmunterung und Auszeichnung gefunden. Ihnen gebührt es auch vor Allen; und den Großen kommt es zu, den eigenen Sinn für Wissenschaft und Kunst durch die Erhebung und Belohnung derer zu offenbaren, die durch Genie und Gelehrsamkeit die Gemeinheit des Lebens adeln und verschönern. „Sind nur Mäcene da" sagt Martial zu Flaccus: „so wird es an Mäonen nicht mangeln, und dein Dorf selber wird dir einen Virgil geben."

Das „Jetzt" ist nothwendig allezeit anders, als das „Einst." Nur das „Wodurch?" bestimmt den Vorzug oder den Unwerth. In Zeiten, wo Wissenschaft und Kunst noch nicht den Grad der Ausbildung erreicht hatten, deren sie jetzt sich erfreuen, konnten nachstehende Thatsachen gar wohl begreiflich und müssen auch jetzt noch erfreulich seyn. — Parallelen wären übrigens Unsinn.

Für jeden Vers eines Gedichts auf den Sieg der Griechen über den Xerxes zahlte der Mazedonische König Archilaus dem Poeten Chorrilus einen Stater, d. i. eine Goldmünze etwa 10 gute Gulden unseres Geldes.

Dem Terenz trug sein Lustspiel: der Eunuche, acht tausend Thaler ein.

Dem Virgil brachte seine Muse durch die Liberalität des August 250,000 Thaler, und eben so viel durch die Großmuth seiner Freunde ein. Nach Soromen gab Septimius Severus dem Appian für sein Gedicht von der Fischerey einen Stater auch für jeden Vers.

Carl V. ließ dem Raul de Presles 4000 Thaler als vorläufiges Honorar für die französische Uebersetzung von Augustini de civitate Dei auszahlen; und als er sie beendigt hatte, erhielt er die Stelle eines Maitre - des Requétes.

Die Republik Venedig hatte die Großmuth, dem Dichter Sannazar für jeden Vers eines Sonnets zu Ehren dieser Stadt 100 Thaler zum Geschenk zu machen.

Amyot erhielt nach dem Hintritt des Notable die reiche Abtey von Bellosane für seine (obwohl mittelmäßige) Uebersetzung des Romans des Heliodor.

Für die Beschreibung von Baiern bekam Phil. Appan, ein Deutscher, von dem Baier - Herzog Albert V. 2500 Thaler.

Beynahe noch einmal so viel betrug Cambdens Honorar für seine Beschreibung von England.

Réne Chapin ward für seine Schrift von den Domänen in den Adelstand erhoben und erhielt 1000 Pistolen für die erste Abtheilung seinen Coutumes d'Anjou.

Philipp Desportes, Abt von Thiron, warfen seine dichterischen Werke 30,000 Livres Renten ab. Von Carl IX, Heinrich III. und IV. ward er mit Gunstbezeugungen und Geschenken überhäuft.

Balzac erzählt, daß ein Mann seine Bekanntschaft vom Admiral de Joyeuse 10,000 Thaler für

die Dedication eines Discours in seltsamem Styl erhielt, worin es unter andern lautet: Zenith der Tugend, des Ruhms, König der Wunder und Wunder der Könige rc.

Von Heinrich II., Franz II, Carl IX. und Heinrich III. wurde Ronsard mit Wohlthaten und Gnadenbezeugungen überhäuft. Als er bey den jeux floraux den ersten Preis gewann, verehrte ihm die Stadt Toulouse eine Minerva von massivem Silber. Maria Stuart präsentirte ihm ein ungemein reiches Buffet, auf welchem in Gestalt eines Resenstocks, der Parnaß mit dem Pegasus und andern Attributen angebracht war.

Jac. Phil. Thomasin erhielt ein Bißthum in Italien für seine (überdieß sehr mittelmäßigen vielleicht dem Rhodius abgeborgten) Eloges. Colletet bekam vom Cardinal Richelieu 600 Livres für 6 Verse, außer einer Pension, und bey einer andern Gelegenheit 50 Pistolen für zwey Verse seines Monologue des Tuileries.

Derselbe Cardinal schenkte dem italienischen Dichter Claud. Achillim für ein einziges Sonnet 1000 Thaler.

Eine Ode war es, wodurch Chapelain vom Carnal Mazarin eine Pension von fünfhundert Livres erhielt.

Jedermann wird wohl an die reichen Honorare brittischer Literatoren erinnert werden, eines Hume, Robertson, Byron, oder französischer, — eines Voltair, einer Genlis rc., denen ihre Arbeiten hundert Tausende eintrugen. Das rührte aber meist nur von Buchhändlern und dem Publicum her, und in so ferne sind sie hier nicht an ihrer Stelle.

Der Virtuose unter den Mäcenen finde hier vorzüglich seinen Platz, Ludwig XIV. Ziehe auch Jenisch, im Geist des 18. Jahrhunderts (3. Theil S. 14) ganz gewaltig über ihn los, unter andern

bemängelnd, Schutz und Pflege der Künste und Wissenschaften wären bey ihm mehr Glanz- und Prachtsucht als veredelter Geschmack gewesen, so ist dieser Vorwurf ganz unlogisch applicirt, und zeigt nur, daß man an den Großen entweder Alles tadelt, oder Alles lobt. Gute Saat, die gute Früchte trägt, ist bey Privatpersonen verdienstlich, bey Königen verherrlichend. Nachstehendes ist ein Auszug aus Ludwigs Pensions-Etat für die „gens de lettres“ vom Anfang des Jahres 1663.

Au Sieur la Chambre etc. excellent homme pour la physique et „la connoissance des passions et des sens“ 200 livr.

Au Sieur Couvart etc. admirable pour juger toutes les productions de l'esprit, 1500 livr.

Au Sieur Pierre Corneille „premier poëte du monde“ (!) 2000 livr.

Au Sieur Menage, excellent pour la critique „des pieces“ 2000 livr.

Au Sieur Corneille le jeune, bon poëte françois et dramatique, 1000 livr.

Au Sieur Molière, excellent poëte comique, 1000 livr.

Au Sieur Benserade, poëte françois „fort agréable“ 1500 livr.

Au Pére Lecointre, de l'oratoire „habile pour l'histoire“ 1500 livr.

Au Sieur Geoffroy „historiographe du Roi“ 3600 livr. (Das ist wohl entsetzlich viel oder entsetzlich wenig für einen königlichen Historiographen —)

Au Sieur Huet, de Caen „grand personnage qui a traduit Origene“ 1500 livr.

Au Sieur Sorbieres „savant etc. lettres humaines“ 1000 livr.

Au Sieur Danvrier „savant etc. lettres humaines“ 3000 livr.

Au Sieur Ogier „consommé (!) dans la théologie et les belles lettres“ 1500 livr.

Au Sieur Le Laboureur „habile pour l'histoire“ 1200 livr.

Aux Sieurs de Valois, frères „qui écrivent l'histoire en latin“ 2400 livr.

Au Sieur Chapelain „le plus grand poëte françois, qui ait jamais été (!) et du plus solide jugement“ 3000 livr.

Au Sieur abbê Cassaigne, Poëte, Orateur, et savant en Théologie, 1500 livr.

Au Sieur Mezeray, historiographe (schlechtweg) 4000 livr.

Au Sieur abbé de Burgeois, consommé dans la Théologie positive, scholastique dans l'histoire, des Lettres humaines, et des langues orientales, 3000 livr.

Au Sieur Desmarets „le plus fertile auteur et doué de la plus belle imagination“ qui ait jamais été (!) 1200 livr.

Ausserdem kommen noch 12 Dotationen bloß von Literatoren vor. Was ergibt sich daraus? — Daß der Souverain einsah, man könne ohne eine geborgene äußere Lage unmöglich ein lebendiger Prosaist oder Poet seyn, man müsse ausgewiesene Talente noch eher als bloß keimende unterstützen; Pensionen seyen die einfachsten Mittel ꝛc. ꝛc.

Beyspiele großmüthiger Preise und hoher Schätzung von Gemählden sind unter andern folgende:

Eine Schlacht zwischen den Griechen und Persern, gemahlt von Aristides von Theben. Das Tableau hatte 100 Figuren. Mnason, Tyrann von Elate, zahlte für jede 10 Minen *), etwa dritthalbhundert, also für das ganze Bild 25,000 gute Gulden.

*) Ein griechisches Pfund, 100 attische Drachmen wiegend, der 60ste Theil eines Talentes.

Bacchus, von demselben Meister. Der Consul Mummus, sehend, daß der König Attalius I. dieses Gemählde um 6000 Sestertien (30,000 fl.) kaufte, bildete sich ein, daß es eine Art Talisman sey, und riß es an sich.

Protogenes, einer der wackersten Nebenbuhler des Appelles, schmachtete im Elend. Appelles, erhaben über niedrige Eifersucht, trug dem Verlassenen für eines seiner Gemählde 50 Talente (50,000 fl.) an. Bald darauf sah sich Protogenes mit Ruhm und Reichthümern überhäuft.

Für einen Alexander mit dem Donnerkeil erhielt Appelles ein ganzes Scheffel voll Geld.

Ajax und Medea, von Timomachus für den Julius Cäsar gemahlt, trugen 80 Talente ein.

Atalante und Meneager, gemahlt von Parrhasius, kaufte Tiber um den jetzigen Werth von 50,000 fl.

Für eine bloße Copie der Blumenhändlerinn des Pausias zahlte Buccul 2 Talente.

Von neueren Gemählden vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts sind nachstehende bemerkenswerth:

Der heilige Hieronymus von Correggio. Bonaparten wurde von dem Prinzen von Parma, um es behalten zu dürfen, eine Million angetragen: der glückliche Sieger schlug es aus. Johann V. König von Portugal, der 1750 starb, hatte für das nähmliche Bild dem Anton von Parma 460,000 Livres angetragen. Sie waren schon auf dem Punct abzuschließen, als der Infant Don Philipp es mit Gewalt an sich brachte (le fit enlever), und in der Folge in einem der Säle der Akademie der bildenden Künste zu Parma (gestiftet im Jahr 1757) aufstellen ließ.

Die Charlatans, Tableau auf Leinwand von Carl Dujardin, kaufte d'Anguillers im Jahr 1783 für das königliche Cabinett um 18,300 Livres.

Adam und Eva von Cignani. Der Künstler hatte

dieß Bild bloß für sein Vergnügen gemahlt. Der Cardinal San-Cesario wollte es um jeden Preis an sich bringen. Cignani schenkte es ihm. Der Cardinal schickte ihm 500 Doppelducaten, mit dem Bedeuten, daß er nur die Leinwand und die Farben zu vergüten verstehe.

Die Weiden von Potter, ein sehr kleines Bild, wurden in Slingelland's Auction um 24000 Livers von Herrn Tolezon gekauft, und in dessen eigener Versteigerung im Jahr 1800 noch auf 3000 Livres höher getrieben.

Potters Hecke von Haag wurde bey dem Minister Choiseul um 27,600 Livres erstanden.

Eine Landschaft mit Thieren von demselben Mahler wurde im Jahre 1800 um 6130 Livres gekauft. Ein Blumenstück von Van-Huysum für 6550 Livres; die Anbethung der Hirten von Rembrandt für 10,000 Livres; eine Tabagie von Teniers für 6020 Livres; Lesueurs Verkündigung für 11,090 Livres, ein Kirchweihfest von ihm für 7800 Livres, ein Schinkenesser von demselben für 17,000 Livres; Murillas guter Hirt und heil. Johann für 40,650 Livres u. s. w.

Als in dem Jahre 1799 und 1800 die Häuser Borghese, Colonna, Doria rc. zu Rom, um ihre außerordentlichen Steuern an die Regierung zahlen zu können, sich genöthigt fanden, einen großen Theil ihrer Gemählde zu verkaufen, brachten mehrere Engländer, die sich eben zu Rom aufhielten, 60 Stück davon an sich. Einer von diesen both einige davon öffentlich aus. Hier sind die seiner Meinung nach sehr billigen Schätzungspreise:

Zwey Tableaux von Claude-Lorrain: der Hafen von Carthago und eine Landschaft (beyde aus der Gallerie des Colonna) um 57,600 Livr.

Zwey von Salvator Rosa: eine Landschaft mit der Geschichte des Mercurs und des Bauers, dann Moyses

Findung (gleichfalls aus dem Hause Colonna) um 84,000 Livres.

Die Heirath der heil. Katharina, ein kleines Bild von Parmesan (aus dem Pallast Borghese) um 42,000 Livres; Poussins Noe um 50,400 Livres; Gerolfus Augustinus um 37,800 Livres ꝛc.

Blicke auf den Buchhandel.

Der sittliche und intellectuelle Character der Nationen hängt innig mit dem Buchhandel zusammen. Sie üben eine immerwährende Wechselwirkung auf einander aus. In unsern Tagen fand man sich veranlaßt, dieses Verhältniß etwas schärfer ins Auge zu fassen. Mancherley Bestimmungen haben es gezeigt. Dieß bewog mich, einen Blick auf das allgemeine Leben und Schiksal des Buchhandels und Bücherwesens überhaupt, zu werfen, in so fern Beyde mit jenen Bestimmungen nicht in Berührung stehen, denn diese gehen mich nichts an. Ich erschrack. Der Begriff von Flor erschien mir in einer ganz entgegen gesetzten Sprachbedeutung; die Blüthe als Verblüthseyn; die üppigste Gesundheit als das Bild des Todes. Ich schrieb einige meiner Gedanken nieder. Der aphoristische, etwas aufgeregte Ton bezeichnet die Stimmung. Ich habe nicht geplättet, nicht gefeilt; ich kann das nicht immer. Es sind Ergüsse und Remiscenzen des Augenblickes, hier und da ein wenig unzusammenhängend oder parador. Das macht nichts. Einen regelrecht zugerundeten Tractat habe ich nicht schreiben wollen. Man muß überall die Totalansicht würdigen, und kleine Ecken ꝛc. über dem Ganzen vergessen. Manches kann vielleicht guter Same seyn.

Was in seiner Urform schon krüppelhaft ist, kann sich nie zu einem stattlichen Bild der Kraft und Gesund-

eit entwickeln. Dieses ist der Fall beym deutschen
Buchhandel. Er kränkelt seiner Auflösung entgegen.
Im Embryo lag schon das Miasma.

Die Schuld fällt den Vätern zu, nicht uns. Im
Wortsinn ward mit den Incunabeln (den Wieglingen)
schon gehätschelt, das Kindlein gewaltsam aufgekräf-
tigt. Das ging so zu. Alles neue reizt die Menschen-
kinder. Ist das Neue außerordentlich, geistiger Natur,
so fesselt, electrisirt es doppelt: der Geist wieder zum
Geist. So mit den ersten Druckerwerken. Trotz ihrer
verhältnißmäßigen Theurung fanden sich zahlreich gierige
Käufer. Theologen und andere Classiker feyerten ihre
Wiedergeburt. Die Drucker, durch günstige Erfolge
aufgemuntert, regten sich thätiger; es vermehrte sich
ihre Anzahl. Die Guttenberge, die Schöffer machten
gewaltig viele Proselyten. Man druckte, das einzeln
Beschriebene, Esoterische, vervielfältigt zur Oeffentlich-
keit, zu Markte zu fördern. Des pecuniären Nutzens
im Voraus gewiß, machte man schreiben um zu dru-
ken. Die Bücher konnten wohlfeiler werden, wurden
es. Hier des Unheils Same. Neue Erfolge, neue
erweiterte Vortheile für den Säkel: neuer Stoff,
neue Thätigkeit. Man druckte unaufhörlich, unbeküm-
mert fort. Die Materien, der Zeitgeist, beflügelten,
sanctionirten die kaufmännische Schwungkraft. Nach
und nach aber häuft sich die Waare. Viele Drucker
bleiben selbst Verleger. Die meisten jedoch, des Ab-
satzes sicher, nur um in der ersten Exposition, „dem
Erzeugen," nicht gestört zu seyn, übergeben ihre Ar-
beit anderen Leuten zum Verschleiß. So entstehen
Buchhändler, Buchhandlungen. Das ominöse Los war
geworfen.

Der Buchhandel, Bücher-Handel, als allgemei-
ner freyer Commerzgegenstand, ist schon der Idee nach,
unphilosophisch, albern. (Ich rede hier immer in An-
wendung auf das fünfzehnte Jahrhundert). Bücher,
geistige Behälter, geeignet, bestimmt, Gedanken,

Ansichten zu verbreiten; zu wirken auf Volksgeist, Na
tionalbildung; Bücher, Geistesbouillons, sich in Jede
moralischen Magen anders auflösend, anders assimi
lirend in eines Jeden Chylus; diese gewaltigen Sprach
röhre für alle nicht kleinen und nicht großen Ohren
hätten vernünftiger Weise ursprünglich *) nicht wi
ein Stück todte Leinwand, der willkührlichen Ve
breitung, dem Zufall überlassen worden seyn. Will
kühr ist der Zunder aller Ausartung, der Zufall ei
tückisch Ding. Das erwog man damahls nicht. Di
Obern, die Verweser, vom Nimbus des Ruhms de
Erfindung geblendet, in dem Neuen selber noch neu
in dem Unreifen unreif, von schacherischem Actiogei
geschmeichelt, bestochen, hatte sich selbst der Mach
begeben, durch dieß eingreifende Werkzeug auf da
Volk zu wirken, sich diese gewaltigen Zügel entschlü
pfen lassen. Das war unphilosophisch. Kaufleute faß
ten diese Zügel auf, bemächtigten sich ihrer; wol
auch Gelehrte darunter, schreibend und druckend zu
gleich, aber doch Kaufleute; und diese geistigen Be
hälter, Bouillons, Sprachröhre wurden, wie di
materiellen, Gegenstände des Handels; der esoteri
sche Conductor ward zur exoterischen Waare. Indu
strie und gesteigerte Leselust poussirten sich wechselweis
Dem kaufmännischen Speculationsgeiste war ein
neue, schon fruchtbar bewährte Bahn geöffnet; e
tummelte sich wacker darauf umher **) Der Glanz un
der Nutzen des Augenblicks verführte; Niemand dacht

*) NB. NB. ursprünglich; späterhin war es zu spät
noch später sollte es zu spät seyn.

**) Weiteres zeigt meine, bey dem Buchdrucker Baue
in Wien erschienene Schrift: Der Buchhandel i
Verbindung mit der Buchdruckerkunst, historisch be
trachtet. Sie ist dem Freyherrn von Netzer, mi
dem ich sonst die Ehre hatte, im besten Einverneh
men zu stehen, dedicirt, 1812 herausgekommen
und ziemlich fehlerhaft.

ı jene Folgen, die sich früh oder spät an jeder blin-
'n plan- und gedankenlosen Thätigkeit rächen. Die
ihmlichen Obern ließen mit Behagen zu, daß jene
rucker, sich rasch vermehrend, fortfuhren zu dru-
:n; jene Kaufleute zu negociren, zu tauschen, es
s Weite treiben. Man glaubte genug zu thun,
ırauf zu sehen, daß der allerliebste Spuk nicht aus-
te (an sich allerdings löblich); man ließ Schreiber,
rucker und Verbreiter machen, was sie wollten: das
ır tolerant, aber eben so albern, weil sich Niemand
rum bekümmerte, als die Massen der Waare wie
chneebälle anwuchsen. Das Kleine im Einschränken
rschwindet gegen das Große in der Willkühr. Es
mmen also hier die Beschränkungen durch die Cen-
r nicht in Anschlag. Schon 1486 den 4ten Jänner
'chien ein Censur-Edict. Es war vom Churfür-
n Berthold aus dem Hause Henneberg ausgegan-
n. Die Namen der Censoren sind unter andern
ch in der Wiener Zeitung vom 2ten December 1819
ı Gelegenheit einer Bundestagsbestimmung ange-
ben. Wie wenig auch die Maßregeln gegen den,
: Bücherproductivität immerhin in Etwas hemmen-
ı Nachdruck ausrichteten, daß selbst das Excom-
ınizıren der Nachdrucker nicht schreckte, wird sogleich
ıhrzunehmen seyn.

Jener politische und dieser cameralistische Fehler
ben dem Buchhandel einen ungemeinen Schwung.
ie Rainmann, von gleichzeitigen Autoren par excel-
nce „der deutschen Nation nahmhafte Buchführer"
nannt, die Bürglin, die Diemer trieben ihn ins Gro-
. Seine geographische Ausdehnung nahm zu; er
ng an, universell zu seyn. Impulsirend auf die
chriftsteller und Drucker, artete die Bücherproduction
ld in Fabrication aus. Das wohlthätige, erfri-
ſende Bächlein, tränkend und labend, wie der Ge-
ndheit frommt, schwoll allmählich zu einem ver-

schlingenden Strom an; dieser zu einem Meer, dies
zur Sündfluth. Uebertriebene Fruchtbarkeit ist übe
all schädlich, bey Büchern wie bey Kindern. Der p
litische Grundsatz, daß die Stärke, der Reichthu
einer Nation, in einer großen Bevölkerung liegen,
falsch. Vide China. Und was kommt bey jenen V
kerhaufen heraus, die da sagen, daß sie keine Chin
sen sind? Theurung, Pest, Krieg. Genug! Ka
leute haben egoistisch immer ihren momentanen P
vatnutzen im Auge; ihr Ich, ihre Sippschaft sind
alleinigen Gegenstände ihres Trachtens. An die C
poration als solche, denkt man nicht; was bey f
genden Geschlechtern damit herauskommen soll, d
an noch weniger. Also auch hier. Sogar frühere gr
Beyspiele hielten das blinde Treiben nicht ein. Co
Schweinheim und Arn. Pannarz ließen dem Pap
Sixtus V. ein gar kläglich Schreiben überreichen,
welchem sie in der rührendsten Winselndialectik
damahligen Zeit ihm vorstellten, wie sie eine L
von 12,475 selbst gedruckten Bücher vorräthig hätt
zu deren Absatz ihnen keine Hoffnung bleibe; daß
dadurch auf dem Punct wären, den Preßbengel
dem Bettelstabe vertauschen zu müssen. Am Schl
heißt es: „Pater Sancte! Adjuvent nos miserat
nes tuae, quia pauperes facti sumus nimis
Und ist solch viel bedeutend und wenig beobachtet Br
lein gar fein nachzulesen in Fabricii biblioth. la

Freund Schweinheim und Comp. klagten sch
Anno 1472, also kaum 30 Jahre nach der Erfindu
der Buchdruckerkunst, und kaum 15 Jahre nach
Begründung eines eigentlichen Buchhandels; denn
prädiluvianische, nähmlich der mit Manuscripten
Guttenbergs Kunst, gehört nicht hieher. Mit we
Intervallen, z. B. von Anlegung großer Bibliothek
ging es mit dem Bücherverlegen und den Bücherve
genheiten in diesem Verhältniße fort. Es gab fast

r Schweinheime und Pannarze. Es verhielt sich die
ücherproduction zu der Zahl der Abnehmer Anfangs
ie 4 zu 1, 50 zu 1, 100 zu 1, 1000 zu 1, u. s.
. bis endlich wir, meine geliebten Zuhörer und Zeit-
enossen, auf dem glänzendsten Culminationspunct
lücklich angelangt sind, denn es werden, o Triumph,
s werden jetzt wohl 10,000 mahl mehr Bücher er-
ugt, als consumirt.

„Hinc lacrimae!“

Vergebens ist die Erzeugung des reinen Verlags,
ist alle Concurrenz ausschließend, ein origineller Act
ie jede geistige Zeugung. — Denn wenn es zu viele
riginalitäten giebt, so hören sie alle auf, welche zu
yn. Das ist Eins. Die Hydra des veruntreuenden
achdrucks, der so alt ist, als der Druck selbst, er-
ärt das Übrige. Konnte doch selbst die Excommuni-
ation, diese für die damahlige Zeit so schreckbare Pro-
dur, das Nachdrucken nicht verhindern. Die Cris-
nusjünger wurden zuweilen wirklich in den Bann
than. Der gelehrte Denis bewahrt in seinen so über-
us wohlschmeckenden Lesefrüchten (1. Band S. 115)
ey schauerliche Beyspiele davon auf. Ich will hier
ir eines, das kürzere, anführen. Unter dem Ritus
cles. Folio. Venet. 1516 liest man folgendes:
Diris pontificiis interdictum, ne non praedic-
um dicas, manceps librarie, nequis infra quin-
uennium praeter nos excudat. Quare careas,
e lucri cupiditas transversum te actum, et
raviore poena viventem afficiat et mortuum
inthio aeternum addicat.“ Wie es mit dem Nach-
uck bald darauf auch Luthern erging, habe ich aus
n Worten in seiner Wittembergischen Bibelausgabe,
ol. 1545, ersehen. Er klagt da wie folgt: „Das
uß ich klagen uber den Geitz. Das die geitzigen
enste und reubische Nachdrücker mit unser Erbeit
trwlich umgehen.“ und weiter: „und ist mir offt wi-
rfarn, das ich der Nachdrucker druck gelesen, also

verfelschet gefunden, das ich meine eigen Erbeit a
vielen Orten nicht gekennet, auffs newe habe müsse
bessern. Sie machens hin rips raps, Es gilt gelt."

Kann es wohl auch etwas Auffallenderes geben
als unaufhörlich fortzufahren, 10,000 mal mehr Wa
re zu produciren, als consumirt wird? Welche Grund
ursache läßt sich auffinden? Keine als die unvernün
tigste: der leidige Handelsdrang; keine als la
Shakspeare: jene blinde Wuth, die sich im tolle
Anlauf selbst überstürzt, und jenseits ihres Zieles hi
taumelt, „und so mehren sich die Bücher, die scho
im Druck sich erdrücken." Die Genesis hat sich übe
bothen. „Das Verhältniß des Bücherdruckens zum Den
ken," sagt ein großer Kritiker unserer Zeit, F. Schle
gel, „ist das einer Wochenstube zum ersten Kuß."
Diese geistvolle Vergleichung wäre aber das bitterst
Pasquill auf die jetzige bibliopolische Thätigkeit. — De
Handel kämpft verzweifelnd um seine Existenz. Dabe
das Vollpfropfen der Zeitungen mit Ankündigunger
das kleinliche Rangablaufen, das kindische Rivalisi
ren mit früherem Erhalt irgend einer Neuigkeit, mi
Wohlfeilergeberey und Kundenwegschnappen; die kläg
lichen Balgereyen um Groschenpiecen, das Lauern un
spitzfindige Raffiniren nach Absatz, all das ängstlich
Treiben, all die tausend Kunstgriffe et petites Manoeu
vres und unwürdigen Klopffechtereyen zeigen allein scho
den Mangel einer soliden Basis, eines sichern Halt
des Buchhandels; enthüllen seine alberne Dispropor
tion zum Bedarf, compromittiren seinen Charakter
ja sie haben ihn schon von dem Augenblick an in di
Classe mehr oder weniger entbehrlicher Handelszweig
versetzt, wo die Liebhaber von den Büchern, und
nicht mehr die Bücher von den Liebhabern gesucht wer
den mußten. Alles was sich antragen muß, trägt meh
oder weniger den Stämpel der Entbehrlichkeit, des
Supernumerären. Leihanstalten, Journalistik rc. vol
lenden die Verlegenheiten.

Doch — diese Verlegenheiten eines superfötirenden Mißbrauchs der Presse wären minder ernsthaft, wenn sie nur das pecuniäre Interesse einer einzelnen Gilde beträfen, wenn sie nicht zugleich dem Geist, Zweck und Adel der Literatur schadeten, sie nicht selbst entstellten, verkrüppelten, und dadurch die vielgepriesene Buchdruckerkunst nur zu einem Gräuel der Wissenschaften machten. Sie ist eine von den vielen Erfindungen, die, weil man es ursprünglich nicht verstanden hatte, ihr eine rationelle Richtung oder Einschränkung zu geben, besser nicht gemacht worden wäre. Hören wir, wie sich der einsichtvolle Buchholz in der Eunnomia (Jahrgang 1801, Juny) hierüber äußert: „Anfangs," sagt er, „begnügte man sich, sie zur Vervielfältigung der Werke der Alten zu gebrauchen; aber als man hierauf anfing, noch die Werke der Neuern zu vervielfältigen, und sich während der Zeit zu neuen Geistesproducten erhob, so konnte es nicht fehlen, daß von diesem Augenblicke an das Göttlichste, was je der menschliche Geist hervorgebracht hat, zu einem Erwerbe herab sank. Wäre es möglich gewesen, die ganze Reihe der Folgen, welche diese Entdeckung haben würde, gleich bey ihrem ersten Beginnen zu übersehen, so hätte man sie nothwendig als die Eingebung eines feindseligen Dämons verfluchen müssen. — Um Geld zu gewinnen, fing man an, das Kostbarste zu bezahlen; und ob sich gleich vorher sehen ließ, daß man eben dadurch die Mine vergiftete, so war dennoch zu berechnen, daß dieß für den Handel selbst von keinem nachtheiligen Erfolge seyn konnte, und ihn vielmehr noch heben mußte, (bis zu einem gewissen Punkte allerdings). „In so ferne," heißt es weiter, „der Buchhandel als ein Theil der Habsucht angesehen werden kann, muß er nothwendig eben die Wirkungen hervorbringen, welche dieser zu allen Zeiten eigen gewesen sind; und da sie nur in der Zerstörung ihre Zwecke erreichen kann,

so muß auch der pecuniäre Eigennutz als Impuls zu Schriftstellerey nothwendig die Wissenschaften selb zerstören; indem er alles verwirrt, verkehrt, verfälsch und unkenntlich macht." — So weit Buchholz * Gilt das von den Wissenschaften, welch ein kum mervoller Schluß läßt sich nicht auf die Nationalcul tur machen!

So werden die Väter von den Kindern erwürg So rächen diese sich an jenen. Die Schuld fällt ihne zu, nicht uns. „Viel Bücher machen nicht gelehrt gut Ding, und oft lesen, das macht gelehrt und from zugleich," exclamirt ein gewisser Luther, und Jah sagt: „die Mittelmenschen verlieren sich im Büche dickicht; ohne Plan und Wahl durcheinander lesen ist eine Straußenüberfüllung. „Peu lire et bie digerer, donne, meint ein Franzose, vielleicht Mon taigne, une bonne restauration. — Wie da Bücherwesen, so das Lesen; es ist ein Schau keln und Plätschern auf schwankender Woge, wobe in der tobenden Fluth das trefflichste Werk oft ve kannt, oft unbeachtet, nutzlos untergehet, wenn e nicht zuweilen einen Retter findet, wie Smiths Buc vom Nationalreichthum. Dieses unsterbliche Wer ward, nachdem der Verfasser Mühe gehabt, selb ohne Honorar einen Verleger zu finden, endlich ge

*) Daher das Ueberstürzen, Ueberpumpen, die heil lose Frühreife und folgliche Reifspätung in den Wis senschaften. Quod cito fit, cito perit. Wie anwend bar sind hier nicht die goldenen Worte des unver gleichlichen Niethhammer in seinem unsterbliche Werke: Streit des Philanthropinismus und Hu manismus: „Das Frühreife kann nie dem regelmä ßig Gezeitigten gleich gestellt werden, und man dar wohl die philanthropinische Accelerationsmethod dem Stich des Wurms vergleichen, der die Zeiti gung des Apfels zwar beschleunigt, aber auch di volle Entwicklung hemmt, und den frühern Abfa herbeyführt."

ruckt. Lange ist es nicht gekannt, und vielleicht würde es das ungerechte Schicksal erfahren haben, vergessen zu werden, hätte nicht Fox im Parlament gedonnert, daß es Schande für die Nation sey, ein Werk, auf das sie stolz seyn müsse, so wenig zu kennen. Der Erfolg war à l'angloise. In einigen Wochen war die Auflage vergriffen, eine neue in wenigen Monathen; dann druckte man 20,000 auf einmal u. s. w. Wie wenig tüchtige Werke haben dieß Los, können es haben! Die Großwürdenträger, Altmeister und Schatzwächter, die Asyle der soliden Gelehrsamkeit, die ehrwürdigen schweinsledernen Folianten und Quartanten, zu compact, zu wenig porös in dieser Fluth, gingen durch eigenes Gewicht längst schon unter. Leichtes, gehalt- und stoffloses Broschürenzeug allein behauptet sich, auch nur schwankend, auf der Oberfläche. Vom Neuesten wird das Neue, vom Allerneuesten das Neueste verschlungen. Das Neue ist schon alt, im Buchhandel giebt es nichts Neues; Alles ist alt; nur das, was erst erscheinen wird, ist neu, nur das Ungeborne ist jung. Wohin also mit der Waare? woher mit dem Gelde und der Zeit? Das ist der Fluch!

Jede Wirksamkeit, die in der ersten Entwicklung und Ausbildung schon fehlerhaft ist, muß, wenn sie bereits Jahrhunderte Wurzel gefaßt hatte, und mit dem Seyn und Treiben des großen Ganzen innig verzweigt ist, verloren seyn. Der Buchhandel wie er entstand, konnte nur entstehen, um nach und nach, spät vielleicht, aber unfehlbar, unausweichlich wie das Schicksal, sich durch sich selbst zu vernichten. Alles, was endet, hatte sonst einen Höhepunkt, einen Moment des Flors, des Glanzes. Ohne einen solchen Moment ist es ein Pfuschwerk, des historischen Griffels kaum würdig. Diesen Triumph entbehrt der Buchhandel. Er muß, schmählich genug, aufhören, ohne gewesen zu seyn; er hat sich prostituirt: ein ver-

krüppelter Wechselbalg in der Wiege, ein verkrüppel
ter Riese als Mann. Sein Unglück ist, daß er sic
ursprünglich selbst überlassen; sein Glück, daß er vo
den Obern und Obersten nie recht sonderlich begünstig
worden. Von keiner höhern Hand geleitet, nicht be
wacht von einem erleuchteten, weit aussehenden Aug
konnte er nur planlos sich entfalten; einer meist pro
fanen Willkühr, einer schnöden, wucherischen Ge
winnsucht ausgewürfelt, mußte er sich in jene zügellos
Fruchtbarkeit verriren, die seinen Sturz zusehends be
schleunigt. Niemals näherte er sich einem Ideal
immer nur seiner Auflösung. —

Den Vätern, habe ich gesagt, fällt die Schul
nicht uns. Das ist unser einziger Trost, wenn es e
ner seyn kann; denn in der Regel verstehen, wie ma
sagt, die Väter Alles besser. Sie haben geirrt, w
büssen. Es ist der umgekehrte Fall, wie mit der Ki
schenverpflanzung aus dem Pontus nach Italien dur
Lucull, über die der Verfasser des Voyage à l'isl
de France sagt: „Le desert a couté cher, ma
ce sont nos péres, qui l'ont payé." — Im Bü
cherwesen ist aber das Zahlen nur an den Söhne
und Töchtern. Die ganze Weltgeschichte ist voll kle
ner Erbsünden. Bey Erfindungen aber, bey solcher
welche eine Berechnung der Folgen versagen, sind s
vielleicht verzeihlich.

Der Hauptgrund der schiefen Richtung, die d
Buchhandel schon vom Eye an genommen, und sein
übermäßigen Productivität, liegt in dem Umstand
daß die Obrigkeiten ihn nur negativ behandelt hatte
Neben dem Zweckdienlichen wurde eine Menge Schr
ten gedruckt, die nach einer philosophischen Staat
ansicht entweder füglich oder nothwendig hätte unte
bleiben sollen, vielleicht drey Viertheile; und auf d
andern Seite erschienen wieder viele Werke des B
dürfnisses nicht, erschienen solche nicht, die den höhe
Zwecken des Regiments hätten förderlich seyn kö

en und sollen; denn man hatte nicht den Einfall, u sagen: das schreibt, das druckt, das verbreitet uch! Manchmahl geschah das wohl hier und da; ber im Ganzen war es ohne Bedeutung. Es ver= teht sich, das hier immer die längstvergangene Zeit emeint ist. Zeigte sich viel Mittelmässiges und Schlech= es, zu wenig Gutes und Vortreffliches, so waren die Oberen (vielleicht durch ein eigenes Directorat) da, ort zu unterdrücken, hier zu wecken, zu begünstigen der aufzutragen, wie es z. B. in neuerer Zeit mitunter eschieht. Aber konnte das unter Umständen gesche= en, wo der Buchhandel ein freyes Gewerbe, ein Ge= enstand der Gewinnsucht war, wo seine active Lei= ung nicht unmittelbar von dem obersten Regimente usging? Man sage nicht, daß die Perfectibilität der Menschennatur in Geistessachen freyen Verkehr, folg= ich Bücher und so wenig als möglich beschränkten Buchhandel haben müsse! denn die Regierungen üben erade in Geistessachen ihre wichtigste und edelste Herrschaft aus; und dann ist es um den Werth oder um das Wünschenswerthe dieser gepriesenen Perfec= ibilität ein gewaltig zweydeutiges Ding, und die so= enannte Aufklärung nichts weniger als eine pressante Sache. —

Daß des Buchhandels jüngster Tag schon vor der Thüre sey: das zu sagen, wäre albern. Es ist nur um die Hindeutung auf den Krankheitstoff zu thun; die Cur gehört nicht hieher. Es gibt ein Gras, sagt rgend Einer, das eine Quelle in der Tiefe anzeigt; wer darauf deutet, hat für den Kenner genug gethan. Nicht überflüssig ist es also, wenn man in diagnostischen Paroxismen, wie die jezigen, an die Ursachen und Fortschritte des Uebels erinnert. Im Völkerleben ist es wie im organischen: auf anhaltende, überkräftige Anstrengung: Abspannung, Apathie, bis Ruhe re= staurirt und heilt, Ordnung ins alte Geleis führt. So auf martialische Jahre das Jezt. Die unwirschen

Anzeichen sind vielleicht nur 'temporell, bedeuten in specie nichts, denn es wird Gott Lob, oder vielmehr Gott sey bey uns, wacker darauf los gedruckt. Im Ganzen aber, für das Nächst und Dereinst sind sie gewiß wichtig und ernsthaft. Hier gilt, was Thom. Payne über den Verfall des brittischen Finanzsystems sagt: „Obgleich nach dem gemeinen Sprüchwort nichts Gewisseres als der Tod, und nichts Ungewisseres als die Todesstunde ist, so kann man doch für die Dauer des menschlichen Lebens eine gewisse Gränze bestimmen, über welche hinaus es sich nicht erstrecken kann. Keine besondere Seherweihe wird dazu erfordert; nur Aufmerksamkeit auf uns, und alle anderen organischen Wesen. Biethet also irgend ein Gegenstand, z. B. das englische Finanzsystem, dem Blicke des Beobachters eine Reihe von Symptomen dar, die auf dessen Verfall hindeuten, so kann dieser an der dereinstigen gänzlichen Auflösung desselben nicht mehr zweifeln, und den Zeitpunct derselben nach jenen Symptomen berechnen." Ad vocem Buchhandel sapienti pauca.

Zuerst mag der deutsche Buchhandel fallen: der französische zuletzt. Sehr natürlich. Die (geographische) Beschränktheit der deutschen Sprache ist zugleich eine Beschränkung des deutschen Buchhandels. Die Ouvrages und Pieces der Franzmänner sind in der unbekannten Welt nicht unbekannt. Die Deutschen haben noch keinen rechten literarischen Tact; mit ihrem Buchhandel hat es immer gehinkt. „So lange" — bemerkt Kotzebue in seinen kleinen Schriften — „der deutsche Buchhändler es für ein Glück halten muß, von einem beliebten Werke in mehreren Jahren 3000 Exemplare abzusetzen, während der Franzose und Engländer in einer Woche 20,000 verkauft, so lange ist die Zahl derjenigen, die Sinn und Geschmack für Geisteswerke haben, gewiß noch sehr klein." — Dieser Vorwurf trifft aber mit Unrecht das Publicum;

die Art der Literatur und des Buchhandels ist Schuld; die Nationalität nur mitunter. In Frankreich liest Alles; französisch liest man überall. Darum ist es auch in Paris nichts Ungewöhnliches, eine Auflage von 10 — 20,000 Exemplaren in wenig Tagen abzusetzen. Nach Krünitz Encyclopädie (Art. Buchhandel) hatte Beaumarchais im Jahre 1774 von seinem Mémoire in zwey Tagen 14,000 Stück verkauft. In neuerer Zeit geben die Schriften einer Genlis, Staël, Manson rc. noch auffallendere Belege. — Von den Wenigen aber, das man im lieben Deutschland lieset, ist ein Viertel fremde Literatur; davon vielleicht mehr als zwey Drittheile französische (ein besonderer Grund gegen das Gedeihen des deutschen Buchhandels). In Frankreich kennt man kein deutsches Buch; man will nur Lecture de la grande nation, vaterländische. In Deutschland greift man meist zuerst nach dem Fremden. Nirgend in der Welt sind die Bücher so theuer, als in diesem Deutschland; nirgend in der Welt so wohlfeil, als in jenem Frankreich. Das Haupt-onus aber besteht darin, daß in Deutschland mehr gedruckt als gelesen, in Frankreich mehr gelesen als gedruckt wird. Eine scheinbar ganz ketzerische Paradoxie; allein, nur gemach, eben in den Paradoxien liegen die Wahrheiten. In dem kleinen, bibliopolisch so passiven Deutschland wird vielleicht über die Hälfte mehr geschrieben und gedruckt, als in dem großen Frankreich, dessen literarische Artikel in aller Welt circuliren. Ja noch mehr! Hören wir darüber den denkenden Buchholz: „Voltaire sagt (unstreitig aber haben es Andere schon vor ihm gesagt), daß das Verhältniß der Schriftsteller wie 1 zu 2000 seyn müsse. Nach diesem Verhältniß hat Deutschland, seine ganze Bevölkerung nur auf 25 Millionen gesetzt (im Jahre 1801), ein Heer von 6250 Schriftstellern aufzuweisen. In unserm deutschen Vaterlande werden also, auch wenn man annimmt, daß jeder Schriftsteller jährlich nur ein Buch schreibe, Jahr aus, Jahr ein,

Bibliotheken geliefert. Dieß beweisen unter Andern auch die Meßcataloge, welche in der Regel weit voluminioser sind, als die Cataloge der zu versteigernden Büchersammlungen wohlhabender oder gelehrter Privatpersonen. Es ist nicht zu läugnen," heißt es endlich „daß in Deutschland bey Weitem mehr geschrieben wird, als in allen übrigen Theilen von Europa." So weit Buchholz; aber nicht er allein. Diese Ansicht finde ich z. B. noch durch folgende Gewährsmänner bestätigt: Hamberger im gelehrten Deutschland, gibt die Zahl der deutschen Autoren gegen das Jahr 1787 auf 3000 an, Lueder in seinem classischen Werke über Nationalindustrie im Jahre 1800 schon auf 6000; Kayser in seiner Piece über den Buchhandel zwey Jahre später auf 9000; Ch. J. Kraus in seinen encyclopädischen Ansichten ꝛc. anno 1808 auf 10,000, Brandes in seinen Betrachtungen über den Zeitgeist, in demselben Jahr auch auf 10,000. Ich bringe nach einem progressiven Verhältniß jetzt circa 26,000 heraus, damit ein Anderer in 10 Jahren 36,000 berechne, u. s. w. Und in dieser enormen Fruchtbarkeit des kleinen, bibliopolisch geschlossenen Deutschlands liegt der Grund des frühern Untergangs seines Buchhandels. Denn werden jährlich Bibliotheken geliefert, so — werden diese geliefert, aber nicht errichtet oder continuirt; und ein Markt ohne Käufer ist kein Markt, ist — ein Unding; ein läppisches Experimentiren. Daß der Buchhandel bey minder cultivirten, sinnlichen Nationen, wo man sich in drückender Zeit zuerst ein Buch, und dann erst eine vierte Speise oder einen Modefrack versagt, früher zusammenstürzen muß, versteht sich von selbst. Man mag und soll übrigens den Aufschwung des Buchhandels in diesem oder jenem Land- oder Stadtbezirke, so fern er ein Zeichen der gestiegenen Geistesbildung ist, immer in Schutz nehmen und Respect vor ihm haben. Das ist eine Sache für sich, die nur den Augenblik

angeht. Hier ist in der Anwendung immer nur von der Zukunft die Rede.

Der deutsche Buchhandel muß in seinem Fett ersticken. — Palliative, Henkersfristen können seinen schmachvollen Untergang nur verzögern; zu retten ist er nicht. Die Therapie der vierthalb Jahrhunderte alten Krankheit geht mich aber hier nichts an. Doch nur ein theoretisch Wörtchen. Der deutsche Buchhandel braucht ein General-Directorat, wie sein Gegenstand ein Special-Directorat hat. — Was ich in einigen der nachfolgenden Zeilen darüber phantasire, sey auch nur für eine Phantasie, oder Phantasterey, wie man will, angesehen. Es ist mir damit nicht Ernst. Es ist nur so eine Vision, eine Gattung Ideal eines, vielleicht in ein Paar Jahrhunderten ausgebornen Directorats; es ist ein Spiel der Einbildungskraft. Da ich es selbst dafür ausgebe, wird man es mir nicht übel nehmen. Dieses terroristische Directorat also wird dereinst mit flammendem Schwert grimmige Heerschau halten, schauerliche Musterung der vorhandenen Sünden; es wird drey Viertheile vorkommender Druckmanuscripte ohne Barmherzigkeit amortisiren, das letzte Viertheil comme il faut adjustiren, und das Uebrige, was Noth und gut thut, durch Preisaufgaben, oder wie immer, veranlassen, daß ein Ganzes, Tüchtiges daraus werde; der Hydra des Nachdrucks à la Hercules die Rümpfe mit Fackeln ausbrennen, und was dergleichen Manövers mehr sind. Die Censur kann nur eine passive Anstalt seyn, sie nimmt blos und gibt nicht. Es muß ein activer großer Gerichtshof da seyn, von Philosophen und Staatsmännern gleichförmig, vielmehr gleichgeistig, gehandhabt und controllirt. Buchhandel soll keiner seyn; keine Buchhändler, lauter Beamte &c. Was ich hierüber gedacht, und durchdacht, gehört nicht für die reizbaren Lacher, nur für die empfänglichen penetrirenden Ernsthaften. In Dingen wo nichts geschieht, geschehen kann, weil

die Verkettung und Verkittung verknöcherter Herkömmlichkeiten schmerzlich darunter leiden müßte, lasse man wenigstens projectiren, phantasiren, pia desideria schmieden, wissend, daß es nicht schadet, und nur dem Idealisten ein Ridicüle giebt. Heinrich IV., Saint-Pierre, Kant, Kolbielsky sind mit ihren Träumereyen eines ewigen Friedens ausgelacht worden, aber von wem? Genug! der deutsche Buchhandel seufzt nach einem Messias; vielleicht kommt einer von Aussen. Z. B. was sagt jener landstreicherische Franzose, der Verfasser der Avantages des nations par le commerce? „Die Vortheile," declamirt, er, „welche Deutschland durch diesen Zweig des Handels genießt, würden dauerhafter und größer seyn, wenn man den Buchhandel aus seiner, „Wildniß" reißen, und ihm bestimmte Gesetze geben wollte, die der Natur der Sache angemessen wären" ꝛc. — Doch — ich will mir selbst die Flügel lähmen, und nun wieder ernsthaft zur Sache.

Der deutsche Buchhandel, wie er jetzt gährt und vulcanirt, ist ein imaginöses Treiben und Machen, ein Tendiren aufs Gerathewohl, ein convulsivisches Buhlen um die Dirne Zufallsgunst; ein dumpfes Brüten und dunkles Hoffen und banges Erwarten; ein Lottospiel von hunderttausend Nieten und fünfthalb ärmlichen Treffern. Jede Unternehmung ist ein Embarquiren auf „falschen Brettern" in die trügliche See; Niemand weiß, ob und wo man landen wird. Die vielen Unternehmungen, in jeder andern Handelsbranche meist ein Zeichen des Flors, sind beym Buchhandel nichts als Zuckungen der Verzweiflung; man setzt Alles aufs Spiel, hoffend, daß doch Eins gelinge. Die Realität des Buchhändlers besteht in dem Gewicht, das sein bedrucktes Papier hat, Der Wohlstand reicher Buchhändler datirt sich von früherer Zeit; eine ernstere hat das Blendwerk enthüllt. Ausnahmen gelten da nicht, wo die Regeln die Aus-

nahmen sind; wo es mehr Ausnahmen als Regeln gibt, sind die erstern die letzten. Dieses Gewicht ist sein Capital, darum will dem Buchhändler kein Mensch borgen, und wenn er die Weisheit und Kenntniße eines Leibnitz besäße. Leider muß nun auch jeder Buchhändler, so kein Krämer, ein kleiner Leibnitz seyn. Seine Cathegorie ist die undankbarste von der Welt. Mit dem Aufwande von Kenntnissen, Erfahrungen, Industrie, Arbeit und Observanzen, die einen Buchhändler zerfleischen, zusammenmürben, consumiren an Geist und Mark, wird jeder Andere in jeder andern Commerzsphäre ein Millionär. Zwar sollte man, mit dem „Alle Schulen durchgemacht haben" (Knigge Umgang mit Menschen) zu reden, „glauben, alle Buchhändler, die nur irgend einen Verlag hätten, müßten reich werden. Wenn man in Deutschland 24 Millionen Einwohner annimmt, und berechnet, daß jedes Buch tausendmal abgedruckt wird, so beträgt dieß auf 24,000 Menschen ein Exemplar. Und welches Buch könnte so schlecht seyn" — die et caetera spare ich. — Die Erfahrung travestirt so manches Glauben. Der Herr Verleger unternimmt zehn Werke, bloß um das Vergnügen zu haben, zu sehen, daß nur acht davon Maculatur werden; von diesem Vergnügen lebt er. Er erneuert, wie es von andern Leuten irgendwo heißt, jeden Morgen den Versuch, zu leben. Dieses, von der übermäßigen Fabrication herrührende Schicksal, ist denn allerdings sehr betrübt bey Leuten, die ohne Zweifel etwas mehr verstehen müssen als nöthig ist, „um mit Käse zu handeln, oder Strümpfe zu stricken." — Nur der Nachdrucker, welcher mit dem Kässtecher wohl die natürlichste Aehnlichkeit hat, nur der Nachdrucker wandelt (zu diesem Wörtlein ist nun schon ein halbes e hinzugekommen) bequem und sicher, meist in hoch- und hohlhäuptigem Dünkel den vorgebahnten Pfad. *)

---

*) Unbegreiflich ist es, wie man über die Materie

Jetzt ruhig! Ich habe nur Andeutungen, nicht eine reife Abhandlung schreiben wollen. Es war mir nur darum zu thun, auf dieß und jenes, was irgend einmal höchst wahrscheinlich eintreten dürfte, aufmerksam zu machen. Mehr habe ich noch im Kopfe und Pult. Ich wünsche, erwarte aber nicht, daß man mich nicht mißdeute. Es gibt Sachen, bey denen ich nicht diplomatisch seyn will. Ich hätte Alles regelmäßiger, verschmolzener, genießbarer und weniger excentrisch sagen können, das wird man mir vielleicht glauben. Man hat zuweilen Ideen, die müssen heraus. Wem sie nicht gefallen, der wirft sie weg.

Et Omnia sine ira et studio. Das sind zugleich lose Umrisse eines größern Bildes, einzelne Ziegel eines weitläuftigen Gebäudes, das ich seit Jahren aufzuführen gedenke. Ich fahre im Sammeln, im Verarbeiten fort zu einem Werke folgenden Titels: „Der Buchhandel, nach seinen historischen, politischen, practischen und critischen Ansichten dargestellt." Trotz meiner Proclamationen will mich in dieser Bahnbrecherey kein Mensch mit Daten unterstützen. Gut! So vollführe ich sie allein.

---

des Büchernachdrucks so viel pro et contra hat schreiben und schreyen, eifern und geifern können. (Mit ausgezeichneter Würdigung muß der Schrift des Herrn Schalbacher gedacht werden.) Daß das Eigenthum des Geistes, als ziemlich unbekannt, unnachweisbar, keinen Protector finden könne, res nullius, und daher eine willkührliche Beute der abgedroschenen Rechtsregel: cedit primo occupanti, sey, ficht mich, wie alle andern rabulistischen Sophismen nicht an. Wohl aber ist es mit dem Nutzen des Allgemeinen, nach Staatsansichten, er betreffe nun das Intellectuelle oder Finanzielle, eine andere Sache. In solchen generellen Bedeutungen gibt es Fälle, wo der Nachdruck nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar wünschenswerth erscheinen kann.

Schlußglosse.

Vor nicht gar langer Zeit wurde in Paris eine sehr ernsthafte Commission gegen das Tabakschnupfen gehalten. Der Secretär, welcher das Anathem vorzulesen hatte, war ein eifriger Verehrer dieses Staubes. Eben als er die Stellen, in denen des Tabaks schädlicher Einfluß auf die Gesundheit auseinander gesetzt wurde, declamirte, nahm er, ganz unwillkührlich selbst eine Prise nach der andern — ohne daß es den übrigen Anwesenden aufgefallen wäre. Die ganze Sache drang auch nicht durch und — es blieb Alles beym Alten.

Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Erste Reihe.

Journale in London.

Folgendes ist eine aus authentischer Quelle fließende Uebersicht der in London erscheinenden Journale und Zeitungen: Jeden Morgen erscheinen minist. Blätter: The Morning Post; the new Times; neutrale: The public Ledger; Oppositionsblätt. The Times; the Morning advertiser, the Morning Herald; the Morning Chronicle; the British Press. Jeden Abend, minist.: The Courier; the Sun; neutral: The Traveller; Oppos.: The Globe; the Star; the Statesman. — Mont. Mittw. Freit. Abends: The Evening Mail; the London Packet; the London Chronicle; Dinst. Mittw. Sonnt. Abends: The commercial Chronicle;

the Englisch Chronicle; the general Evening Post; the St. James Chronicle; Mittw. Abends: The Britisch Mercury; the philantropic Gazette; the Moderator. Dinst. und Freit. Abends.: Courier de Londres. Das Londner deutsche Wochenblatt; (das aber schon wieder aufgehört hat.) Dinst. und Sam. Abends.: The London Gazette (Hofzeitung) Sonn. Abends: Baldwin's Journal; the Literary Gazette; the Miror of Times; the provincial Gazette; the Westminster Journal. Sonntags, Morg.: The Dispatch; the Englishmann; the independent Whig; Duckitts Dispatch; the Legislator; the Monitor; the Sunday Advertiser; the weckly Intelligencer; the Constitution; Ministeriell sind noch The Antigallical Monitor. Sonnt. und Mont. Morg. Oppos.: Bell's Messenger; the National Register; the Neptune; the Champion; the News; the Examiner; Neutr: The Observer. Mont. Morg.: The Farmer's Journal. Dinst. Morgens.: The Law Chronicle. Jede dritte Woche: The Husband Cry (Polizeiblatt). Jeden Montag: The Literary Advertiser. Einmal im Monat: The Spirit of the Times.

Von der Fruchtbarkeit der englischen Journalistick, und der Planmäßigkeit und Genauigkeit, womit die englischen Zeitschriften expedirt werden, kann man sich einem Beg iff machen, wenn man folgendes lieset: Wie in Leipzig die Gegend des Neumarktes, so sind in London die Straße Paternoster und einige angrenzende Straßen der lebhafteste Punct des Buchhändler-Verkehrs. Die englischen Monatjournale erscheinen sämmtlich äußerst regelmäßig am letzen Tage jedes Monats, damit ihre Versendung in die Provinzen und nach den Colonien zusammen geschehen, und alle Zeitschriften zugleich umfassen kann; so kommt es denn, daß mit jedem letzten Tage eines Monats

immer über 2,000 Bollots mit mehr als 60,000 Journalheften in der Paternoster-Straße gepackt, und nach allen Richtungen der cultivirten Erde versaudt werden. In dem großen Buchhändlergeschäft von Longman, Hurst u. Comp. in London, welches über 60 Commis beschäftigt, sind die Comptoirs nach den Ländern bezeichnet, wohin die Versendungen und die Correspondenzen gehn. Man findet hier daher Comptoirs für Ostindien, Westindien, Nordamerica, Südamerica, Portugal und Spanien, Frankreich und die Niederlande, Deutschland und den Norden, und an ihren Eingängen auf diese Weise bezeichnet.

Ein Franzose über Grillparzers Sappho.

In der Revue encyclopédique ist die bey Colburn in London erschienene englische Uebersetzung von Grillparzer's Sappho angezeigt. Der Referent (in der Revue) setzt folgendes hinzu: „Nach der Vorrede des engl. Uebersetzers zu urtheilen, scheint es, daß dieses Trauerspiel den besten Erfolg in Wien gehabt habe. Der Verf., welcher ein sehr junger Mann ist, wurde auf dem Theater mit Lorbern gekrönt, und im Triumph nach Hause gebracht. Der Kaiser von Oesterreich hat das Stück mit seinem Beifall beehrt; es erlebte fast hundert Vorstellungen unmittelbar auf einander. Die Haltung dieser Tragödie entfernt sich indessen von der Schule Schiller's und Schlegel's, und anderer berühmter dramatischer Dichter Deutschlands. Sie ist dem Französischen unb Griechischen nachgeahmt. Der Dialog, obschon zu lang, ist voll schöner Bilder und glücklicher Ausdrücke ꝛc." Nachdem der Verf. die Handlung kurz berührt hat, schließt er also: „Dieses Stück ist überhaupt durch die Harmonie der Verse merkwürdig. Die Handlung schreitet langsam, und hat wenig Abwechselung (peu va-

riée); aber sie läßt Deutschland hoffen, die Zahl seiner ausgezeichneten Dichter vermehret zu sehen. Die englische Uebersetzung ist elegant und treu zugleich." Obige Worte über die Auszeichnung des Herrn Grillparzer erinnern uns an die Schilderung im Journal des Savans. Es heißt darin, Herr G. sey ohne weiters zum Hofrath befördert, mit Orden besäet, mit einer gewaltigen Pension belohnt worden. Zugleich sagt der Ref., Paris wolle aber erst die Ankunft dieses chef-d'oeuvre abwarten, ehe es seinen Racine und Corneille den Flammen überliefere. Und nun bestehen jene Phädra, jener Cid ꝛc. und diese Sappho vielleicht recht friedlich neben einander.

Automaten.

Vierhundert und acht Jahre vor Christi Geburt bewunderte man eine fliegende Taube, die nicht von Fleisch und Blut, sondern von Holz war; Archytas von Tarent hatte sie verfertigt. Ungleich wichtiger und sinnreicher war eine Glaskugel, deren Kreise den Lauf der Gestirne angaben; der große Archimed hatte sie gemacht. Rühmlich wetteiferten auch die Neuern in diesem Fache der Mechanik. Die Galeere, welche Hanns Schlottheim zu Augsburg im Jahre 1581 für Kaiser Rudolph II. verfertigte, verdient wo nicht Bewunderung, doch vollen Beifall. Schwaben war von jeher das Land mechanischer Fertigkeiten; auch der Meister des meisterhaften Instrumentes, das eine ganze Vesper von 2,000 Tacten von selbst schlug, Achilles Langenbucher, war ein Augsburger; er machte sich durch dieses Instrument im J. 1610 einen Namen. Wieder ein Augsburger, Christoph Treßler, brachte im Jahre 1683 eine Maschine zu Stande, welche nichts weniger als die ganze Welt vorstellte; sie bewegte sich durch Räder, und wanderte an den Kaiserhof. Im Jahre 1763 ergezte man sich an einem Bilde des Got-

tes Pan, welcher auf seiner Haberrohrflöte artige Stücke artig spielte; man ergetzte sich an dem Werke Joachim Eppingers aus Bayern. Viel Aufsehen hat Vaucanson mit seinem Flötisten, seinen künstlichen Enten ꝛc. gemacht. Diese machten alle Functionen der natürlichen; sie watschelten; schnatterten; ja sie fraßen; noch mehr, sie verdauten, und thaten alles das, was man thut, wenn man gut verdaut hat. Ein Rad zwölf Schuh im Deutschen Durchmesser, und sechzig Pfund schwer, das von sich selbst lief, rührte von einem gewissen Oeffrens her. Der Löwe und der Tieger, welcher dreyßig bis vierzig Schritte weiter gingen, erregten bey dem Kaiser von China um das Jahr 1760, von dem Missionär Thibaut verfertigt, billig Erstaunen; und noch kühner war die Arbeit eines andern Missionärs Namens Ventavon, der im Jahre 1768 sich mit einer Maschine von Männern Mühe gab, welche ein Blumengefäß hätten tragen sollen.

Die Bonaparte als Schriftsteller.

Wiewohl man Alles aufgesucht hatte, um die Familie Bonaparte auch zu einer literarischen Celebrität zu erheben, so wurde unter den angeführten Schriften doch ein interessantes Werkchen aus dem 16ten Jahrhundert übersehen. Es ist nachstehendes: La vedova, comedia facetissima di M. Nicolo Buonaparte, Cittadino Fiorentino. In Fiorenza, apresso i Giunti 1568. Es ist in 8vo und 7 Bogen stark. Die Dedication von Seite des Verlegers (Jacob Giunti) lautet: „alla nobilissima et gentilissima S. Maria Soderina de Nerti.“ Die Hortensia Contigiami spielt in dieser Comödie eine anziehende Rolle. Obige Ausgabe ist übrigens eine neuere; wann die erste erschienen, ist mir nicht bekannt. Nunmehr

gehört dieses Büchlein, auf das früher vielleicht weni[g]
geachtet wurde, wenigstens zu den historisch-biblio[-]
graphischen Merkwürdigkeiten; und wie ein Freun[d]
in Rom meldet, ist ein sehr beschädigtes Exempla[r]
daselbst um 254 Ducati verkauft worden. Ich bi[n]
einem wohl conservirten Exemplar hier in Wien au[f]
der Spur. — Bey diesem Anlaß kann auch erwähn[t]
werden, daß zwey Romane der Kaiserinn Josephine[,]
welche sie als Mlle. Tascher geschrieben, in deutsche[r]
Uebersetzung bey einem unserer thätigsten Buchhändle[r]
erscheinen sollen.

Früheres Theaterwesen in Wien.

Küchelbecker in seinen „Nachrichten vom kaiserl[.]
Hofe (Hannover 1732)" kommt auch auf das Theater[-]
wesen in Wien zu sprechen. Er sagt ganz naiv wi[e]
folgt: Man hat zu Wien das ganze Jahr hindurch[,]
ausgenommen die Fasten und Advent, deutsche Co[-]
mödien, welche in dem, beym Kärnthner-Thor gele[-]
genen Comödien-Hause täglich gespielt werden, abe[r]
Freytags nicht, als welcher in diesem Stück, wei[l]
es ein Fasttag ist, besser und stiller zugebracht wird[,]
als der Sonntag. Es werden dieselben aber auf Ko[-]
sten und mit Direction des Herrn Morossini, eine[s]
kaiserl. Hof-Musici, unterhalten, welcher selbe an[-]
jetzo auf einen ganz andern Fuß, als vor diesem ge[-]
setzet: Denn das Theater ist nicht nur groß, weit[-]
läuftig, wohl illuminiret, und an Decorationen und
Veränderungen recht proper; die Acteurs sind mei[-]
stentheils gut und haben ungemein kostbare und schöne
Kleider, welche alle Mr. Morosini angeschaft. Es
erscheinen auch auf dem Theater mehrentheils gut[e]
Tänzer und Tänzerinnen, welche dann und wann ein
Ballet tanzen, so aber denen französischen nicht gleich
kommen. Das Orchester ist mit guten Musicis besetzt[,]

nd alles so eingerichtet, daß man in Deutschland icht dergleichen finden wird. Wie denn auch das asige Comödien-Haus gewiß vor schön und magni- que passiren kann. Bis dahero hat man lauter deut- he Comödien producirt. Künftig hin aber sollen wech- lweise auch Italienische aufgeführt werden. Wie denn iehr erwähnter Directeur auch resoluirt ist, künftig- in Italienische Opern auf eben diesem Theater spielen i lassen, dergleichen man allhier, außer denjenigen,) bey Hofe gehalten werden, noch nicht gesehen hat. onsten gibt es allhier außer den Comödien, noch ndere Spectakel, als Klopf-Fechten, Bären-Hat- n u. dgl., welche Sonn- und Festtages, theils in er Stadt, theils in der Leopoldstadt gehalten wer- en, so aber meistentheils von gemeinen Leuten be- icht werden.

Aequivalente.

Auf welch sonderbare Aequivalente die Menschen erfielen, ehe noch ein bestimmtes Maß und Gewicht usgemittelt und festgesetzt war, beweiset unter andern)awel Dha, Prinz von Wallis, den man dießfalls leichwohl als einen der bedeutendsten Gesetzgeber be- rachten kann, und der im Jahr 948 starb. In einem on seinen Gesetzen heißt es: Wenn jemand eine aße tödtet oder stiehlt, die des Prinzen Kornboden ewacht (eine spaßhafte Particularität), so muß er ine Schafmutter mit ihrem Lamme zur Strafe geben; der so viel Weizen dafür erlegen, als die Katze be- eckt, wenn sie bey dem Schwanze aufgehangen wird, nd der Kopf derselben den Boden berührt. Von emselben Lycurg ist auf den Raub eines Mädchens ine Strafe von 12 Kühen gesetzt; ein Raub aber iner Matrone kostete um 6 mehr. Hat aber der Thäter nfangs geläugnet, und wird er nach der Hand über- ührt, so muß er für seine Falschheit so viele Schil-

linge zahlen, als mit wie viel das Sitzfleisch der D
me belegt werden kann. (!) —

Zur Literatur des Caffeh.

„Raiß in die Morgenländer" von Rauwol
4to Frankf. 1584, ist meines Wissens eine der e
sten Druckschriften, welche des Caffeh erwähnen. D
Verfasser hatte die Reise in den Jahren 1573 u
74 vollführt. Er hält dafür, daß die Caffehbohn
von ihm Bunche genannt, aus Indien kommen. Bu
werden sie geheißen, und der Baum selbst Bon, v
Prosper Alpinus in dessen Historia plantarum Egyp
4to Venez. 1591. — De potu Coffi ist der Tit
eines Buches in 4to, welches F. Petersen im Jah
1666 zu Frankfurt a. M. heraus gab. Ueber die
Schrift wurde in demselben Jahre zu Gießen ei
Disputation gehalten. Der Verfasser erzählt, d
damals zu Paris der Caffeh, zubereitet, in öffentlich
Häusern mit einem Zeddel verkauft wurde, auf w
chem man die Vorzüge dieses Getränkes anrühmte. -
Du Four in seinem Traité du Caffé, Haye 16
verkündet schon, daß die Aerzte gegen den Mißbrau
des Caffeh schreiben würden. In dem Chronol. a
count of the history of Commerce sagt Anderso
daß in Großbrittanien der Caffeh ihm Jahre 1651 v
einem türkischen Kaufmanne zuerst eingebracht wurd
In den Gesetzen Englands wird des Caffeh bereits i
Jahr 1660 gedacht. — Unter mehreren selbstständ
gen Piecen über den Caffeh, welche in neuerer Z
heraus kamen, verdienen angeführt zu werden, d
des berühmten Grafen Marsigli, jene, „Vom Th
und Caffe," die des Dr. Petötz, betitelt: Der Ca
feh ist Gift, und die Gegenschrift: „Ehrenrettun
des Caffeh." Letztere erschien anonym. Sie hat d
Herrn von Marterez, einen sehr unterrichteten un
geistvollen Mann zum Verfasser.

Merkwürdiges Buch.

Unlängst ist mir folgende Notiz eingesendet worden: „Man hatte bisher die Existenz eines Buches bezweifelt, das sich im Jahre 1811 in der Bibliothek des Prinzen von Ligne befand, und wofür der Kaiser Rudolph eilf tausend Ducaten gebothen haben soll. Es führt den Titel: Liber passionis Domini nostri Jesu Christi, cum figuris et characteribus ex nulla materia compositis, oder: das Buch von dem Leiden unsers Herrn Jesu Christi, mit Figuren und Lettern, die aus keiner Materie gemacht sind. Dieses Buch ist aber wirklich vorhanden. Es besteht aus 24 Pergament-Blättern in Duodez-Format, die völlig leer scheinen; wenn man sie aber auf das blaue Papier drückt, das sie von einander trennt, so entdeckt man die Buchstaben, und Umrisse der Figuren, die mit bewunderungswürdiger Feinheit und Vollendung ausgeschnitten sind. Obgleich keine Jahrszahl darin angebracht ist, so läßt sich doch aus einem am Ende befindlichen Monogramme von Heinrich VII. auf die Jahre zwischen 1485 und 1509 schließen. Der Besitz dieses Kleinods ist durch eine förmliche Acte dem jedesmahligen Aeltesten der Familie von Ligne zugesichert, und auf einem beigelegten Blatte findet man zwölf französische Verse, in welchem ein Prinz von Ligne die Verfügung im Jahre 1609 bestätigt."

Daß die Existenz dieses Buches jemahls bezweifelt worden wäre, wüßte ich nicht. Es muß im ersten Augenblick freylich räthselhaft klingen, wenn man von einem Buche hört, dessen Bilder und Buchstaben weder gezeichnet noch gestochen oder gedruckt rc. sind, ja, die vielmehr aus nichts bestehen. Viele der glaubwürdigsten Bibliographen, unter ihnen der Heros Debüre in seiner Bibliographie instructive haben dieses allerdings höchst merkwürdige Buch umständlich beschrieben; Einige sogar nach Autopsie. Ich selbst will ein-

mal in meiner Geschichte des Buchhandels, die vie
leicht bald erscheint, ausführliche Nachricht davo
geben, da ich vor drey Jahren so glücklich war, di
ses Kleinod mehrere Tage in Händen zu haben. D
jetzige Besitzer, einer der schätzbarsten Bücherkenn
der Monarchie, hatte die Güte, es mir anzuvertrauen
Er war auch so gefällig, mir noch einige Notize
über dieses Buch, besonders in Betreff der neueste
Schiksale desselben, zu versprechen. Ich sehe diese
mit Ungeduld entgegen, um, mit seiner Erlaubniß
öffentlichen Gebrauch davon zu machen. Die Ge
schichte dieses Buches ist übrigens eben so interessant
als es selbst merkwürdig ist; und an äußerer Kost
barkeit steht ihm selbst das allerseltenste (typographi
sche) Buch, nähmlich die Originalauflage von Serve
Christianismi restitutio, welche ich im Conversat
Blatt, 1. Jahrg. 1. Theil besprochen, weit nach.

Das Nibelungenlied.

Der Stoff des Niebelungenliedes, dieses in un
sern Tagen so hoch gefeyerten Heldengedichtes, is
das innig in einander greifende, romantisch tragisch
Schicksal zweyer liebenden Paare, nähmlich Chriem
hildens und des hörnernen Siegfrieds, und Gumar
und der Brunhilde. Die Zeit ist die des Attila; de
Schauplatz das Rheinland und die Gränze von Ungarn
und Oesterreich. Der Name Nibelungen rührt vo
dem alten burgundischen Heroenvolke: Nibelungen
auch Niflungen, eine Benennung, die vielleicht, de
mythischen Bedeutung nach, mit einem nordischen
Nebellande zusammenhängt. Verfasser hatte es, wie
die Iliade und Odyssee, wohl mehrere. Irrig hielt
man längere Zeit Wolfram von Eschenburg und Con-
rad von Würzburg dafür; jetzt stimmt man A. W.
Schlegels Angabe bey, indem man Klingsohr, einen
Ungar, oder Heinrich von Ofterdingen annimmt.

andschriften kennt man drey. Eine besitzt die Münchener Bibliothek; die zweyte ist in St. Gallen; die dritte, früher in Hohenems, ist jetzt im Besitz des reyherrn von Laßberg am Bodensee. Ich hatte sie nge in Händen; sie ist sehr defect, und die nähmliche, nach welcher Bodmer „Chriemhildens Rache" eraus gab. Neuere Druckausgaben besitzen wir von n der Hagen mit critischem Originaltext, ferner von üsching ꝛc. Eine Bearbeitung in ungebundener Rede it Zeune, eine andere (verunglückte) metrische Hinsrg geliefert. Von Ersterem hat man ein besonders gedrucktes Glossar. Noch vor wenig Jahren ging an im Enthusiasmus so weit, das Nibelungenlied gar in Schulen einführen zu wollen. Der Nibengenteufel ist aber jetzt so ziemlich ausgetrieben.

Charakteristik der Franzosen.

Ueber den Character der Gallier war schon Parianus nicht gut zu sprechen. Er sagt von ihnen: liter scribere, aliter pronunciare, vecondis t Galli, id est: Anders schreiben, anders ausrechen, sind Eigenschaften des verrückten Galliers. — in alte deutscher Scribent, ich glaube Zinkgräven den Apophtegmen, meint die Franzosen, und nicht it Unrecht mit den wenigen Worten: sie singen anrs, denn genotiret. —

Revolutiosfrüchte.

Wie jede Revolution, liefert auch die französie manchen unschuldigen Zug. Es befand sich z. B., e Herzogin von Lauzun an einem Abend im Thear, wo es etwas unruhig herging. Plötzlich fliegen ey Pomeranzen in ihre Loge, als eben Lafayette trat. Die Herzogin nahm die Orangen, und prä-

sentirte sie ihm mit den Worten. „Hier haben Si[e]
Früchte der Revolution."

Schwere Strafe.

Die Strenge der Engländer gegen die Dieb[e]
ist nichts gegen die, von welcher das alte Speyerisch[e]
Stadtrecht spricht. Es heißt darin, wer sich an einem
Pflug, an einem Bauer oder dem Gesinde vergreift
oder nur drey Pfennige Werth stiehlt, der
soll man radebrechen. Auch auf den ist das Rad gesetzt
welcher in einer Mühle 5 Pfennige Werth nimmt.
Falschmünzer wurden in Lübeck und Straßburg noch
im 15. Jahrhundert in Oehl gekocht.

Ehelige Zweykämpfe.

Bey unsern Altvordern waren auch Zweikämpf[e]
zwischen Mann und Frau üblich, das heißt öffentlich[e]
und gesetzmäßige, denn die nicht öffentlichen bestehe[n]
auch bey uns noch, und werden wohl so lange dauern
als die Welt steht. Einen solchen Kampf beschreib[t]
nach einer alten Handschrift Thomasius in der Wol[-]
fenbüttelschen Bibliothek wie folgt:

„Der Mann steht in einer runden etwas weite[n]
Grube in der Erde bis an den Gürtel, hat in de[r]
rechten Hand einen Kolben, mit dem er nach der Frauen
schlägt, er darf aber nicht heraus gehen, noch de[r]
Frauen nachlaufen, auch nicht einmal mit der freye[n]
Hand sich an die Grube oder das Erdreich anhalten
bey Verlust des Sieges. Die Frau hat einen Schleye[r]
in der Hand, in welchem vornen ein Stein von etli[-]
chen Pfunden geknüpft ist, womit sie nach dem Mann
schlägt. Wenn die Frau dem Manne hinter den Rü[-]
cken kommen kann, bemühet sie sich, dessen Kopf hin[-]
terwärts aus der Grube zu ziehen und ihn zu erwür[-]
gen; parirt der Mann den Schlag mit dem Schleye[r]

nit dem Kolben aus, so erlangt dadurch die Frau Gelegenheit, dem Manne den Kolben aus der Hand u reißen. Parirt aber der Mann den Schlag mit dem inken und freyen Arm aus, so umwickelt sich der Schleyer um den Arm, und hat der Mann also Ge- egenheit die Frau zu sich in die Grube zu ziehen, da er dann trachtet die Frau in der Mitte des Lei- bes zu fassen und sie in die Grube zu ziehen, auch zu- weilen umzukoppeln."

Coster und die Harlemer.

Bereits 130 Jahre hatte die Buchdruckerkunst bestanden, als es den Holländern einfiel, die Ehre derselben für Coster in Harlem zu vindiciren. Jeder- mann war darüber einig, daß Harlem wohl unter die Städte gehöre, in welcher die Xilographie zuerst ausgeübet wurde, die Typographie aber unwider- legbar der Stadt Mainz angehöre. Dieß hielt aber den gelehrten Meermann nicht ab, die Sache zu Gunsten der Holländer zu verfechten. Er that die- ses in dem Werke: Origines typographicae, 2 Vol. Haag. 1765 mit einen solchen Aufwande von Scharfsinn und Erudition, welcher bedauern läßt, daß er Beydes nicht auf einen haltbarern und dankeswer- thern Gegenstand verwendete. Wie sehr die Halemer auf ihrer Meinung beharren, ergiebt sich unter Andern aus der lateinischen Inschrift, welche auf Costers Haus angebracht ist. Sie lautet: Extulit hic, monstranti Deo Laurentius artem; Dissimulare virum hunc, dissimulare Deum est. — Sie ist von dem gro- ßen Philologen Schrevel verfaßt, und soll, wie man sieht, nichts weniger bedeuten, als daß selbst das Da- seyn Gottes nicht sicherer sey, als Costers Erfindung der Buchdruckerkunst.

Cassajournal eines Prinzen.

Als im Jahre 1667 der Churprinz Carl von der Pfalz sich auf Reisen befand, hatte er einen gewissen Berg von Munchingen als eine Art Hofmeister bey sich. Dieser hielt ein Tagebuch und schrieb genau alle Ausgaben für den Prinzen auf. Darunter kamen folgende vor: Einen alten Man von Haßloch, welcher Kurpfalz berichtet wegen der Spanier Einfall 1 fl. 30 kr. Kurpfalz Spielgeld gegeben zu Neustadt, als sie auf dem Gannsbrett gespielt 1 fl. 30 kr. — Einem Kerl von Nürnberg, Namens Joh. Heißstein, welcher Kurpfalz Carmina präsentiret (schöner Respect vor einem Poeten) 3 fl. — Jhro Durchlaucht zum Verspielen gegeben 2 fl. — Einem krummen Franzosen, welcher seinen Abschied bekommen 1 fl. — Einem Kerl vom Marktschreyer, welcher Gift eingenommen 3 fl. Kurpfalz Schrittschuh machen zu lassen 2 fl. 40 kr. — Vor Kurpfalz Stiefel wieder repariren 8 kr. (acht Kreuzer!).

Cranachs Monument.

Lucas Cranach liegt in Weimar, wo er 1553 starb, begraben. Der Steinmetz, welcher sein Grabmahl zu fertigen hatte, sollte darauf anbringen: pictor celerrimus, der geschwindeste Mahler, weil Cranach höchst schnell arbeitete und deßwegen so fruchtbar war. Aus Versehen setzte er aber pictor celeberrimus, nähmlich der berühmteste Mahler, ein Irrthum, der im Grunde nicht ganz ohne Anwendbarkeit ist, wenigstens was die deutsche Schule betrifft.

Speichelleckerey.

In neuerer Zeit besonders in der Geschichte Lud-

wigs XIV. wimmelt es von abgefäumten, die Würde der Menschheit entehrenden Speichelleckereyen. Als dieser Fürst einst einen Günstling fragte, wann seine Gemahlin denn in die Wochen kommen werde? antwortete der Elende „Wann Euer Majestät es befehlen" — Einen ähnlichen Zug von einem andern Machthaber hat der Verf. welcher Augen und Ohrenzeuge davon war, schon irgendwo erzählt. Es ist dieser. Auf einem Maskenballe wurde von diesem Erdengott Einer aus dem Gefolge gefragt, wie viel es an der Uhr sey. „So viel Sie befehlen Sire"! war die Antwort.

Leibnitz in Wien.

Man weiß, daß Wien wohl eine Academie der Künste, aber keine der Wissenschaften hat. Eine solche zu gründen ist in früherer Zeit einige Mahl, aber stets erfolglos angeregt worden. Es ist nicht allgemein bekannt, daß dieses der große Leibnitz an Ort und Stelle selbst zu bewirken strebte. Dieser unsterbliche Gelehrte, in welchem sich Umfang des Wissens, Tiefe des Verstandes, Genie und rastlose Thätigkeit auf eine beyspiellose Weise vereinigten, befand sich vom Jahre 1712 — 14 in Wien, angelegentlichst bemüht, eine Academie der Wissenschaften zu bewerkstelligen. Es gelang aber nicht, und wiewohl von Carl VI. zum Hofrath mit einem Gehalt von 2000 fl. und zum Freyherrn erhoben, verließ Leibnitz dennoch Wien.

Theaterzeddel.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gab es in Wien mehrere fliegende Schauspielertruppen. Sie gaben geschriebene und gedruckte Comödienzeddel aus. Eine solche Truppe hatte sich in der Naglergasse postirt.

Sie führte Medea auf und brachte nachstehenden getreu copirten Zeddel ins Publicum:

„Heute werden wir wiederumb denen Edeln Spectatoribus aufwarten, mit einer herrlichen, wohlansehenswürdigen Poetischen Historia; genohmen aus Ovidio, und ist

Von Jason und Medea.

Kurzer Innhalt:

Jason, ein Ritter aus Griechenland, nimbt Abschied von seiner Braut Creusa, umb zu fahren nach das Königreich Colches, bey dem König Aeates um allda das guldene Vellus zu erobern, und fähret mit seinem Schiff Argo dahin. Jason bittet den König daß er streiten möchte gegen denen wilden Thieren und Drachen, um das guldene Vellus zu bekommen. Der König wiederrathet es, doch gibt ers frey. Die Prinzessin Medea, so bald sie Jason ansichtig, ist in Liebe gegen Ihn entzündet, bittet Jason nicht zu streiten, nach dem viel Ritter ihr Leben dafür gelassen, und verspricht Jason, das guldene Vellus zu bekommen, ohne ein einzige Gefahr seines Lebens, aber mit dem Bedinge, daß Jason Sie lieben soll und niemahle verlassen. Jason verspricht alles. Medea fähret mit ihrer Zauberey durch ihren Geist auff ihrem Drachen-Wagen nach die Eliseische Felder, und holet Kräuter, wodurch sie dem Drachen einen Schlaff kann machen. Und unser lustiger Chamber treibet viele Possen mit Medea und ihren Geist. So bald Jason das guldene Vellus erobert, fähret Er mit seinem Schiff davon, und verläßt Medea, da wird das Meer präsentiret, wie Jason mit seinem Schiff davon fährt, und Medea im Zorn macht Sturm und Ungewitter. Medea fähret mit ihrem Drachen-Wagen nach Jasons Schloß, und verehret die Braut Creusa mit einer zwar schönen doch bezauberten Krone, so bald sie die auf ihr Haupt setzet brennet die Krone daß die Braut stirbet. Medea holet Jasons Sohn, den sie von Ja-

son hat, und reisset das Kind in zwey Theile von einander zur Rache, und wirft es für Jasons Füssen, da sie auf ihren Drachen-Wagen sitzet, und fähret davon. Dieses alles agiret wie hier zu lesen ist. Tänze, Maschinen, werden auch präsentiret, und ein lustiges Nachspiel soll schließen, von dem hochmüthigen betrogenen Bauer. Versichern daß die Hoch-Edle Spectatoribus wohl vergnügt werden nach Hauß gehen.

Präcise umb 3 Uhr soll angefangen werden. In der Nadler-Gassen.

Der Vielwisser Crichton.

Des jungen Herzogs Vinzenz von Gonzaga Hofmeister Johann Crichton sah sich während der Carnevalszeit von mehreren maskirten Personen angefallen. Er vertheidigte sich tapfer, drängte sie zurück und entwand dem Hitzigsten den Degen. Da zeigte es sich, daß dieser sein eigener Zögling sey. Crichton gab ihm mit Ehrerbiethung die Waffe zurück, und der augenblickliche Gebrauch, den dieser Niederträchtige davon machte, war, daß er sie seinem großmüthigen Vorgesetzten — durch den Leib rannte. Crichton starb alsbald an der tödtlichen Wunde. Doppelt empörend wird diese vornehme Schandthat, wenn man die beyspiellosen Geistesvorzüge Crichtons erwägt. Sie sind von der Art, daß Witte und alle die frühreifen Köpfe, von welchen man so viel Aufhebens machte und noch macht, dagegen verschwinden. Noch war Crichton nicht 20 Jahre alt, als er 10 Sprachen und eine Menge Kenntnisse vollkommen inne hatte, und in allen gymnastischen Künsten sich niemand mit ihm messen konnte. Als er sich damals zu Paris aufhielt, äusserte sich ein dortiger Schriftsteller auf folgende Weise über ihn: „Es ist hier ein junger Mensch eingetroffen, eben 20 Jahre alt, welchen selbst die ersten academischen Professoren das Zeugniß geben, daß

er in allen Wissenschaften vollendet sey. Niemand übertrifft ihn in der Vocal- und Instrumentalmusik; im Tanzen und Zeichnen, im Mahlen und Reiten hat man seines Gleichen nicht gesehen. Er disputirte neulich vor 3000 Zuhörern, und setzte durch die Richtigkeit, Gelehrsamkeit, Präcision seiner Antworten alles im Erstaunen. Er spricht lateinisch, griechisch, hebräisch, syrisch, arabisch, spanisch, italienisch, französisch, englisch, flammändisch und slavonisch vortrefflich. Wahrlich, man sollte glauben, daß ein Mensch, selbst bey einem hundertjährigen Alter, selbst wenn er weder äße noch schliefe, so viel Kenntnisse in sich vereinigen könnte. Seine Anwesenheit erfüllt Alle mit panischem Schreck, denn er weiß mehr, als ein Mensch wissen kann. Man fürchtet, daß er der Antichrist sey.“ Und ein solches Genie mußte von der Hand eines hochmüthigen Tropfes in der Blüthe der Jugend fallen! Dieß geschah zu Mantua im Jahr 1583.

Wachsnasen.

Noch sind es nicht hundert Jahre, daß man in Wien häufig Nasen von Wachs trug. Wer daran zweifelt, lese in „Küchelbekers allerneueste Nachrichten vom kaiserl. Hofe, Hanover 1732“ die betreffende Stelle nach. Der possirliche Artikel ist dieser:

„Die Libertinage ist zu Wien ungemein groß und das Frauenvolk sehr coquette, und Niemand mißbilliget die Gemeinschaft beiderley Geschlechtes, bis die Früchte einer allzugroßen Vertraulichkeit an den Tag kommen. Die Geistlichen predigen heftig genug dawieder, allein vergebens, und sowohl vornehme als gemeine Weibspersonen bleiben bey ihrer natürlichen Neigung. Ohne Zweifel kommt diese schändliche Aufführung und allzufreye Lebensart von der eingerissenen Schwelgerey her, als aus welcher unzählige Laster folgen. Es ist dahero auch nichts rares, daß

man allhier „enverolirte" Personen sieht, welche statt der natürlichen Nase eine von Wachs gemachte zum Zeichen ihrer Conduite tragen. Wie weit müßen also die guten Wiener in der Sittlichkeit vorwärts gekommen seyn, da man sich der Wachsnasen jetzt nur noch auf Maskenbällen bedient?

Zärtliche Redensarten.

Wie heut zu Tage vorzüglich die Oesterreicher, Sachsen und Preussen, so waren auch die Griechen und Römer reich an zärtlichen Redensarten, und Diminutivbenennungen. Mein Püppchen, mein Hühnchen, mein Herzchen, mein Liebchen ꝛc. sind Ausdrücke des Aristophanes, Terenz ꝛc. Die Dänen fallen, wie man in „Klopstok, er und über ihn" nachlesen kann, etwas derb ins Animalische. Z. B. Min putte, lille Gris, lille honfelar, zu deutsch: mein Hühnchen, mein Ferkelchen, mein Hühnerkeulchen (!) Als Cramer, der Verfaß. dieses Buches sich in Paris befand, hörte er einen dortigen Schriftsteller seine Frau mit folgenden Worten liebkosen: Mimichon, chapateau, raticat, petite Reine, so viel als Mitzchen, Kätzchen, Rätzchen (!), kleine Königin. Man muß gestehen, daß dieses Ehemännchen ein liebes Närrchen war.

Marquis St. Germain, der Wundermann.

Die Daten über diesen merkwürdigen, außerordentlichen Mann, meist von Zeitgenossen und Augenzeigen, in vielerley Schriften, zum Theil in Memoiren zerstreut, hat ein fleißiger Sammler und verständiger Ordner zusammengestellt. Aus diesen Denkwürdigkeiten über den wunderbarsten Abenteurer der neuern Zeit, stehe hier im Auszug dasjenige, was Raum

und sonstige Rücksicht gestatten. Zuerst sey mitgetheilt was der Graf Max von Lamberg als Augenzeuge in seinem Memorial d'un Mondain (p. 119) erzählt

Eine sehenswürdige Person (lautet es) ist der unter dem Namen St. Germain bekannte Marquis d'Aimar oder Belmar. Er sagt er sey zu Vitri geboren. Der Cardinal von Lenoncourt damaliger Bischof von Chalons gab ihm den Namen Germain.' Die Geschichte ist erzählt in den Essais de Montaigne L. 1. p. 20. — Alle Einwohner von Vitri, sagt Montaigne, haben ihn bis ins 22. Jahr als Mädchen gekannt, gesehen und Maria geheißen. Damals war er sehr bärtig, mannbar und lebendig. Als er sich im Springen einige Gewalt anthat, wurde er plötzlich zum Mann. — Es ist auch unter den dortigen Mädchen noch ein Lied im Gange, wodurch sie sich wechselweise warnen, große Luftsprünge zu thun, aus Furcht zum Buben zu werden, wie Marie Germain. Dieser Marquis St. Germain wohnt seit einiger Zeit (1769) zu Venedig, und beschäftigt sich in einem Kreise von hundert Weibern, die eine Unterhändlerinn ihm schafft, Versuche mit Flachs anzustellen, welchen er bleicht, und der rohen italienischen Seide gleich macht. Er glaubt 350 Jahre alt zu seyn, und gibt vor, um es vielleicht nicht zu sehr zu übertreiben, den Thomas Kulikan in Persien gekannt zu haben.

Als der Herzog von York in Venedig ankam, begehrte der Marquis vom Senat den Rang über diesen Prinzen, und gab zur Ursache an, man wüßte schon, wer der Herzog von York wäre, aber die Titel des Marquis von Belmar wären noch unbekannt. Er habe einen Balsam, der wieder verjüngere; eine betagte Frau, welche sich eine größere Portion davon, als nöthig war, einreiben ließ, wurde wieder zum Embryo.

Er soll zu Pekin gewesen seyn, ganz und gar

ohne einen Namen zu haben, und da ihm die Poli-
zey anlag sich zu nennen, entschuldigte er sich damit,
er wüßte es selbst nicht, wie er heiße. In Venedig,
sagt er, ruft man mich: indem man die Hand ans
Kinn streicht, in Hamburg nennt man mich: mein
Herr, in Rom Monsignor, in Wien Pst! Pst! zu
Neapel pfeift man mir, wenn man mich haben will,
in Paris lorgnirt man mich, und bey diesem Zeichen
nähere ich mich gern denjenigen, die mich betrachten.
Lassen Sie mich meinen Namen nicht irre machen,
meine Herren Mandarinen! So lange ich mich bey
Ihnen aufhalte, werde ich mich so betragen, als wenn
ich einen sehr berühmten Namen hätte; ich mag Kunz
oder Hanns, Piso oder Cicero heißen, mein Name muß
Ihnen gleichgültig seyn. Er erhielt zu Venedig so-
gar Briefe, auf deren Couverte nur das einzige
Wort Venedig stand, das Uebrige war unbeschrieben.
Sein Secretär frug auf der Post nur nach Briefen,
die Niemand angehörten.

Als ihm der König, nach dem Tode des Mar-
schalls von Sachsen, Chambord schenkte, umarmte er
ihn beym Abschied. St. Germain wurde in allen guten
Häusern mit Vergnügen und besonderem Vorzuge
aufgenommen. Er ging sehr oft zu Ihro Durchlaucht
der Prinzessinn von Anhalt, Mutter ihrer Majestät
der jetzigen Czaarin; „Prinzessinn," sagte er, „ich
muß wohl sehr gern in Ihrer Gesellschaft seyn, um,
wie ich gethan habe, vergessen zu können, daß mein
Wagen schon seit zwey Stunden mich erwartet,
nach Versailles zu fahren." Man weiß übrigens nicht,
wer dieser sonderbare Mann ist; er wird für einen
Portugiesen gehalten, er hat tausend Talente, die
nicht leicht in einem Manne zusammentreffen; er spielt
ausnehmend schön auf der Violine, aber hinter einem
Schirme; man glaubt alsdann, fünf oder sechs In-
strumente zugleich zu hören.

Er spricht viel, sehr gut, und thut an alle, die

er anredet, so schicklich angebrachte Fragen, daß sie dieselben in Verwunderung setzen. Er zeigte mir in einer Art von Stammbuch, worin mehrere Unterschriften berühmter Männer waren, zwey lateinische Worte von meinem Großvater Caspar Friedrich, der im Jahr 1686 starb, mit seinem gemahltem Familien-Wappen und folgender Unterschrift: Ligna mea calamus scribae velociter scribentis Psalm 44. V. 2. Die Tinte und das Papier selbst, die sehr bräunlich und verloschen waren, schienen mir alt zu seyn; das Datum ist von 1678. Ein anderer Denkspruch, angeblich geschrieben von Michael Montaigne, im Jahre 1550, ist dieser: „Es ist kein Mann so bieder, der alle seine Handlungen und Gedanken so auf die Wagschale der Gesetze legte, daß er nicht wenigstens zehnmahl in seinem Leben den Galgen verdiente; selbst solche welche zu strafen und zu Grunde zu richten, ein großer Schade und die größte Unbilligkeit wäre.

Ich schließe aus alle diesem, daß es eben so leicht ist, zwey Schriften sich ähnlich zu machen, als es leicht ist, zwey sich vollkommen gleichende Menschen aufzutreiben. Der Herr Le Vayer führt Beyspiele an, die uns glauben machen sollten, als wäre eine Zeit gewesen, wo es ein Verdienst war, Handschriften nachmahlen zu können. —

Den beyden Inschriften, von welchen die Rede ist, zu Folge, sollte man dem Alter des Marquis fast Glauben beymessen, wenn die Natur des Menschen nicht für das Gegentheil bewiese. Bey allen Epochen, die er anführt, ist man selten im Stande, ihn eines Irrthums beschuldigen zu können. Er führt sehr weit entfernte Data an, und bejahet nichts mit eingebildetem Uebermuth. Er ist ein seltener Mann, der unsere Bewunderung erweckt, und — was das größte Vergnügen macht — Stich hält. Er verbindet die Ueberredungskunst mit einem critischen Geiste, und

mit einer nicht alltäglichen Gelehrsamkeit, und einem ausgebreiteten, obgleich localen Gedächtniß.

St. Germain sagt, er habe dem Insectenbändiger Wildmann das Geheimniß gelehrt, die Bienen zahm *), und die Schlangen auf die Musik und den Gang aufmerksam zu machen. Der eine sowohl als der andere Artikel, wenn sie mit sicheren Factis unterstützt sind, geben der Sonderbarkeit des Marquis keinen andern Glanz als den, welchen die Neuheit der Sache verschafft; ein Vortheil, den er oft andern angenommenen vorzieht. Ich habe einen sehr interessanten Brief abgeschrieben, den er mir von Mantua aus im Jahre 1773 zuschrieb.

„Ich sah ihn (Wildmann) im Haag (sagt Herr von Belmar) als ich daselbst angehalten wurde; ich bestand darauf, man sollte mich, ehe ich meinen Degen abgäbe, mit dem Herrn d'Affry, französischen Gesandten bey den General-Staaten sprechen lassen. Man führte mich in Gesellschaft des Offiziers, der den Auftrag hatte, auf meine Person Acht zu haben, in meinen Wagen dahin. Der Herr Gesandte empfing mich so, als wenn er sich wunderte, mich zu sehen; bald darauf aber hieß er meinen Wächter sich zu entfernen, und vor allen Dingen die Herren Bürgermeister zu benachrichtigen, daß ich des Schutzes des Königs genösse, und folglich während meines Aufenthaltes in Holland mich der Protection Sr. Majestät zu getrösten hätte. Ich glaubte eben, diesem Offizier einen Diamant von dem schönsten Wasser und

---

*) Er trug sie mit und an sich herum auf allen seinen weiten Wegen. Gallerie menschlicher Schicksale. S. 264. auf der Westküste von Africa sah der Reisende Bruce einen gleichen Mann, der sich den Bienenkönig nannte. Diesem ganz von Bienen bedeckten Manne folgten alle Schwärme nach, wie Schafe ihrem Hirten. Labat nouvelle relation d'Afrique, Paris 1728.

einem Karat, wie man ihrer nicht viel findet, anbiethen zu können, er schlug ihn aber aus; und da weder mein Bitten noch mein Anhalten fruchten wollte, zerschlug ich den Stein mit einem Hammer in viele kleine Stücke, die sich zerstreueten, und welche die Lakaien zu ihrem Nutzen auflasen. Der Verlust dieses Diamants, welcher in Brasilien und im Reiche des Mogols für einen solchen gehalten worden, war mir indessen doch nicht gleichgültig, um so viel mehr, da er mich eine unendliche Mühe zu verfertigen gekostet hatte. Der Graf Zebor, Kammerherr des höchstseligen Kaisers, (seine erhabenen Eigenschaften, und der Schutz, den er den Künsten gönnte, machen ihn unsterblich) hat ihrer mit mir gemacht. Der Fürst T*** bezahlte einen, der aus meiner Fabrik war, ungefähr vor 6 Jahren, mit 5,500 Louisd'or. Er hat ihn, seit der Zeit, an einen reichen Narren mit 1000 Ducaten Profit wieder verkauft. Man muß in der That König oder Narr seyn, sagt der Graf von Barre, um beträchtliche Summen auf den Ankauf eines Diamants zu verwenden."

„Der dem Schicksal sich überlassende Mensch übrigens gibt bisweilen der Natur in Kunstsachen einen gewissen Schwung, welcher sonst den Artisten allein eigen ist. — Ein *** ein Marquis Rouelle &c. urtheilen vom Dreyfuß herab, Niemand hätte Diamanten gemacht, weil sie die Gründe nicht kennen, die dem Erfolge entgegengesetzt sind. Laßt alle diese Herren (denn es giebt eine ganze Heerde) mehr die Menschen als die Bücher studieren, so werden sie Geheimniße entdecken, die nicht in der goldenen Kette Homers nicht im kleinen oder großen Albert, nicht im geheimnißreichen Band Picatrix u. s. f. zu finden sind. Wichtige Entdeckungen zeigen sich nur dem Reisenden. — Meine Kunst, Steine zu schmelzen, habe ich meiner zweyter Reise nach Indien, die ich im Jahr 1755 mit dem Obersten Clive, der unter dem Vice-

Admiral Watson stand, gethan habe, zu danken. Auf meiner ersten Ausflucht hatte ich nur sehr geringe Einsichten in dieses wunderbare Geheimniß, wovon die Rede ist, erhalten: alle meine Versuche, die ich zu Wien, Paris, London angestellt habe, sind nichts als Probestücke; das große Werk war dem Zeitpunkt, den ich angegeben habe, aufgehoben."

Die Notizie del mondo, Giulio 1770 geben mir den Herrn v. St. Germain zum Reisegefährten nach Africa, zu einer Zeit da der Herr von Belmar von Genua aus an einen Freund in Livorno schrieb, daß er gesonnen sey, nach Wien zu reisen, dem Fürsten Ferdinand Lobkowitz wieder zu sehen, den er zu London im Jahre 1745 gekannt habe.

So weit Graf Lamberg. — Ein anderer (welcher des Grafen Nachrichten wörtlich benutzte), setzte hinzu:

Ungeachtet aller seiner Talente und Geistesgaben, verließ diesen Wundermann sein Hang zum Wunderbaren nie, und er wußte davon gar klüglich Nutzen zu ziehen, denn seine sogenannten Arcana verkaufte er sehr theuer. Uebrigens wurde er Stifter geheimer Gesellschaften, und initiirte mit vielem Gepränge und Aufwand. Selbst den bekannten Abenteurer Cagliostro soll er in einen solchen mystischen Isis-Orden aufgenommen haben, und man muß gestehen, daß (die Gelehrsamkeit ausgenommen) St. Germain an ihm ein, seinen geheimen Absichten vollkommen entsprechendes Mitglied fand.

Als ein Augenzeuge spricht ferner der Baron von Gleichen, Gesandter des Königs von Dänemark an verschiedenen Höfen, in seinen handschriftlichen Mémoires depuis 1760 — 1771 und erzählt von unserm Wundermanne:

„Als ich 1759 auf meiner Rückreise nach Paris kam, besuchte ich die Wittwe des Chevalier Lambert, die ich früher gekannt habe. Kaum war ich bey ihr, als

ein Mann ins Zimmer trat, von mittlerer Größe und starkem Körperbau. Er war wirklich mit ausgezeichneter Pracht gekleidet. Ganz ungenirt warf er Hut und Degen aufs Bett der Dame des Hauses, setzte sich auf einen Armsessel ans Camin, und unterbrach den, welcher eben sprach: Sie wissen nicht, was sie reden. Ich allein kann mit Sachkenntniß über diesen Gegenstand sprechen, denn ich habe ihn aus dem Grunde studiert und erschöpft, gleich der Tonkunst, die ich wieder aufgab, nachdem ich Alles darin leistete, was zu leisten möglich war. Ich fragte meinen Nachbar: wer der Mann sey? und erfuhr, es sey der famöse Marquis St. Germain, ein Mann im Besitz der seltensten Geheimniße, dem der König einige Zimmer in Chamfort eingeräumt habe, der in Versailles ganze Abende bey dem Könige und der Madame Pompadour zubringe, und den, wenn er nach Paris komme die ganze Welt aufsuche.

Auf den folgenden Tag wurde ich von Madame Lambert zum Mittagessen eingeladen, wo ich, wie sie mit sehr bedeutender Miene sagte, den Marquis St. Germain treffen würde, der im Vorbeygehen gesagt, einer ihrer Töchter den Hof machte. Wir kommen über Tische auf Gemählde zu sprechen, die ich in Italien gesehen hatte, und meine Bemerkungen fanden Gnade bey dem Herrn Marquis. Er sagte: „Ich bin mit Ihnen zufrieden, und Sie verdienen es, daß ich nach Tische Ihnen ein Dutzend Gemählde zeige, dergleichen Sie in Italien gewiß nirgends werden gesehen haben.“ Er hielt Wort, und in der That, die Stücke, welche er mir zeigte, trugen alle einen Charakter von Vortrefflichkeit und Sonderbarkeit an sich, wodurch sie ungleich merkwürdiger wurden, als viele Stücke vom ersten Rang. Auch zeigte er mir eine Menge von schönen Edelsteinen, und vorzüglich farbige Diamanten von vorzüglicher Größe und Vortrefflichkeit. Ich glaubte Schätze aus dem Feen-

reiche zu sehen. Unter ander fand sich darunter ein Opal von riesenhafter Größe und ein weißer Saphir, so groß wie ein Ey, dessen Glanz allen den andern Steinen, die ich ihm zur Vergleichung an die Seite legte, übertraf. Ich darf mich rühmen, in Kenntniß der Juwelen nicht unerfahren zu seyn, und kann versichern, daß das Auge keine Ursache fand, die Feinheit dieser Steine in Zweifel zu ziehen, um so mehr, da sie nicht gefaßt waren.

Ich blieb bis Mitternacht bey ihm, und verließ ihn als sein erklärter Anhänger. Während 6 Monathen blieb ich sein treuer und folgsamer Jünger, ohne etwas Anderes in seinem Umgange zu lernen, als die Manier und die Seltsamkeiten seines Charlatanism. Das Talent, die Neugierde aufzuregen, und die Leichtgläubigkeit der Zuhörer zu benutzen, besaß wohl nie Jemand in solchem Grade. Seine wunderbaren Erzählungen wußte er jedesmal der Empfänglichkeit des Zuhörers anzupassen, und nach Maßgabe derselben zu verbrämen; war es ein Schafskopf, dem er eine Begebenheit aus Carls V. Zeit erzählte, so erklärte er ohne Umschweif: er sey dabey zugegen gewesen; hatte er einen minder leichtgläubigen Menschen vor sich, so säumte er nicht die geringfügigsten Umstände, die Mienen und Geberden der Einredner, bis auf das Zimmer und den Platz eines Jeden, mit solchem Detail und so lebhaft auszumahlen, daß man in der That glauben mußte, einen Menschen zu hören, der bey dem Vorfalle zugegen war. Bisweilen, wenn er Franz I. oder Heinrich VI. sprechen ließ, spielte er den Zerstreuten, indem er sagte: der König wandte sich gegen mich .... aber schnell verschlukte er das mich, und vertauschte es, mit der Eile eines Menschen, der sich vergaß, gegen den Namen einer andern Person.

Von der Geschichte hatte er eine Menge kleiner Umstände genau inne, und wußte viele Begebenheiten und historische Vorgänge so natürlich zu schildern,

daß kein Augenzeuge ganz neuer Vorfälle diese mit solcher Lebhaftigkeit erzählen konnte, wie er Dinge erzählte, welche sich vor Jahrhunderten zugetragen hatten. „Die Pariser Schafköpfe," sagte er zu mir „glauben ich sey fünfhundert Jahre alt, und ich bestärke sie in dieser Meinung, weil ich sehe, daß sie ihnen so viel Vergnügen macht; nicht, daß ich nicht wirklich viel älter sey, als man nach meinen Aussehen denken sollte. — Denn er wünschte, auch ich möchte mich bis zu einem gewissen Grad zum Narren halten lassen. Die Thorheit der Pariser blieb aber nicht dabei stehen, ihn einige hundert Jahre alt zu glauben; sie ging so weit, ihn zu einem Zeitgenossen des Heilands zu machen.

Es lebte in Paris ein Spaßvogel, der Mylord Gower hieß, weil er die Engländer vortrefflich nachzumachen verstand. Man hatte ihn während des siebenjährigen Kriegs als Spion bey der brittischen Armee gebraucht, und jetzt bedienten sich die Hofleute seiner zu allerley Nachäffungen und Mystificationen. Diesen Mylord Gower führten andere Spaßmacher unter dem Namen des Herrn von St. Germain im Marais-Quartier von Paris, um die Neugier seiner Damen und Maulaffen zu befriedigen. Der falsche Abenteurer spielte seine Rolle Anfangs mit mäßiger Uebertreibung; als er aber sah, daß hier Alles eine bewundernde Aufnahme fand, stieg er von einem Jahrhundert zum andern bis zu Christus herauf, von dem er mit einer großen Vertraulichkeit, als wär er sein Freund gewesen, sprach.

Diese ungeräumte, in Paris jedoch ziemlich ernst nacherzählte, Posse verschaffte dem Herrn v. St. Germain, den Ruf, eine Arzney zu besitzen, durch die man sich verjüngen und unsterblich werden könne wovon dann hinwieder die närrische Erzählung von der alten Kammerfrau entstand, deren Herrschaft eine Flasche des Göttergetränks besaß. Die alte Kammer

zofe entdeckte den Schatz, und nahm davon so viel Schlücke zu sich, daß sie zuletzt ganz jung, und wieder ein kleines Kind ward.

Ob nun gleich alle diese Mährchen, und noch andere, über das Alter des Herrn von St. Germain verbreitete Sagen bey vernünftigen Leuten weder Glauben noch Aufmerksamkeit verdienen, so ist dennoch wahr, daß die Zusammstellung dessen, was mir von glaubwürdigen Personen über die Ausdauer und beynahe unglaubliche Erhaltung seiner Gestalt, versichert ward, ans Wunderbare gränzt. Rameau sowohl als eine alte Verwandte eines französischen Bothschafters in Venedig bezeugten mir, sie hätten den Herrn von St. Germain ihm Jahre 1710 gekannt, wo er das Aussehen eines Mannes von 50 Jahren hatte. Im Jahr 1759 sah er einem Sechziger gleich; damals erneuerte Herr Morin, welcher nachher mein Gesandschafts-Secretär ward, und für dessen Wahrhaftigkeit ich gut stehe, seine früher im Jahr 1735, während einer Reise durch Holland, gemachte Bekanntschaft desselben in meinem Hause, und wunderte sich außerordentlich, ihn kaum um ein Jahr gealtert zu finden. Alle Personen, die ihn seither bis an seinen, wo ich nicht irre, zu Schleswig im Jahre 1780 erfolgten Tod sahen, und die ich den Anlaß hatte, über sein Aussehen und vermuthliches Alter zu befragen, antwortete mir, er sey ihnen als ein wohl erhaltener Sechziger vorgekommen."

Tassos Handschrift auf der Wiener Hofbibliothek.

Es ist bekannt, daß die kais. königl. Hofbibliothek in Wien unter ihren zahlreichen Schätzen auch Tassos eigenhändigen Codex seines Gedichtes: Geru-

salemme conquistata, besitzt; darum dürfte es zwiefach willkommen seyn, etwas Näheres darüber zu erfahren.

Der große Dichter seufzte im St. Annen-Hospitale, dem Irrenhause von Ferrara, wohin des Herzogs Alphons II. Ausspruch ihn getrieben, als das „Befreyte Jerusalem" öffentlich erschien. Nach sechs Jahren (1586) stieg der Unglückliche, durch die freundschaftlichen Bemühungen des Prinzen Gonzaga befreyt wieder ins Leben hinaus, aber mit tief gebeugter Seele, und erschöpfter Körperkraft. In solch jammervollem Zustand irrte der Sänger des befreyten Jerusalems in seinem Vaterlande unstät umher, und kam auf dieser kläglichen Wanderung unter andern nach Mantua, Bergamo und Neapel. Im Innersten mit Welt und Menschen entzweyt, war er es auch mit sich selbst und seinen eigenen poetischen Schöpfungen, dergestalt, daß er sich offen gegen den Werth derselben erklärte, und Veränderungen daran vornahm, die solchen bey einer zerrütteten Seelen- und Geistesverfassung nur eher verringern konnten. Am unzufriedensten war der Erbarmenswerthe mit seinem Gerusalemme liberata. Er hielt dieses ihn verewigende Heldengedicht in Ansehung der Einheit für mißlungen, und arbeitete es um, mit dem Titel: Gerusalemme conquistata (das eroberte Jerusalem). Das Resultat konnte nicht glücklich seyn, denn Einheit, und Gleichgewicht waren aus des Sängers eigenem Wesen gewichen. Die Umschmelzung ist daher leider mehr geeignet, den Ruhm des Dichters zu schmälern, als zu erhöhen.

Hören wir, wie sich der gelehrte Kunstrichter Bouterweck in seiner Geschichte der schönen Wissenschaften hierüber äußert:" Die Umarbeitung unter dem Titel: Das eroberte Jerusalem, hat außer dem Dichter selbst fast keinen einzigen Freund gefunden. Es ist die Arbeit eines Hypochondristen, der aus

Mißmuths, und Kränklichkeit den Geschmack an seiner eigenen Begeisterung verlohren hatte. Mit kalter Beredsamkeit wollte er Fehler verbessern, die in die Vorzüge seines Gedichtes so eingewebt waren, daß er ene nicht aufheben konnte, ohne diese zu entstellen. Die Composition gewann durch diese critische Arbeit hier und da; aber Styl und Ausdruck verloren überall; und was abgeschnitten wurde, blieb unersetzt, so viel Zusätze auch der künstelnde Dichter seiner Erfindung anheftete. Das eroberte Jerusalem hat vier Gesänge mehr als das befreyete. Der schöne Rinald ist, um nicht mit seinem Namensverwandten beym Ariost verwechselt zu werden, umgetauft, er heißt Richard. Die Episode von Olynt und Sophron ist weggestrichen. Die Aufzählung aller übrigen Veränderungen, die das Ganze in der Anordnung und Ausführung erleiden mußte, würde hier zu speziell seyn."

Dieses Gerusalemme conquistata, von Tasso's eigener Hand geschrieben, ist im Besitz der Wiener Hofbibliothek, wo es mit gewohnter Hospitalität gezeigt, und von einem der vielen kenntnißreichen Aufseher mit Zuvorkommenheit besprochen wird. Das Manuscript beginnt erst mit der dreyßigsten Stanze des zweyten Gesanges. Auf der innern Seite des rothsammtnen Einbands ist von fremder Hand geschrieben: „Donato alla libraria di S. Apostoli dal Sigr. Scipione Palverino al Mese di Agosto 1623." Da der Dichter 1595 in eine gerechtere Welt hinüber schlummerte, so geht hervor, daß dieses Geschenk 28 Jahre darnach gemacht wurde. Das Manuscript, in klein Folio, ist auf Papier, und gehört unter die leserlichern jener Zeit. Höchst merkwürdig, besonders in psychologischer Hinsicht, erscheinen die vielen nachträglichen Verbesserungen, und Abänderungen, gleichfalls von Tassos Hand, welche nicht nur einzelne Wörter, sondern manchmahl ganze Verse betreffen. Auf welche Weise dieser kostbare Codex in

die k. k. Hofbibliothek gelangt ist, läßt sich nicht mi Gewißheit bestimmen; man vermuthet, es sey durc Metastasio geschehen. *)

Wer würde diese ehrwürdige Reliquie, und ihr theuren Schriftzüge wohl betrachten können, ohne von innerster Wehmuth ergriffen, den Manen des un glücklichen geopferten Sängers eine Thräne zu weihe

Wie Pharao mit den Seinigen im rothen Mee re umgekommen.

Ueber diese Begebenheit ist zwar schon so Ma ches erforscht, und erzählt worden; doch wird im mer höchst ansprechend, und beachtenswerth bleiben was darüber ein persisches Geschichtsbuch unter de Titel: Tavich Musawi (nähmlich Geschichte Moses berichtet. Es wurde um das Jahr 1486 (christ Zeitrechnung) von Moham. Moinoddin aus Herai i Original, herausgegeben, späterhin ins Englische und darauf von dem gelehrten Dr. G. W. Lorsbac ins Deutsche übertragen. Es heißt darin:

Man erzählet, daß am Morgen des 9ten Mo harram's als der Vortrab vom Heer der Sonne i Osten erschienen und das Gezelt des Lichts mit seine goldenen Stricken an den Enden der Erde sichtba geworden war, die Aegypter aus dem Schlaf erwacht, und, da sie keine Israeliten mehr fan den, von ihrer List überzeugt worden seyen. Der Ver lust ihrer Kostbarkeiten (die sie denselben geliehen ha ten machte sie fast rasend, sie liefen zu Pharao's Pa

*) Man möge diese Notiz auch mit Herrn von Leon sehr brauchbarer „Beschreibung der Hofbibliothek vergleichen, die wir in diesem Augenblicke nicht be Handen haben.

laſt und brachen in laute Klagen aus. Pharao befahl ſeiner Armee, ſich ſogleich zu verſammeln, um die Entflohenen augenblicklich zu verfolgen: weil aber in der verfloſſenen Nacht in ganz Egyptenland ſo viele Jungfrauen und Hausſitzerinnen umgekommen (in die Hölle gefahren) waren, ſo mußte er ſein Vorhaben aufſchieben. — Im Buche Arais wird die Summe der umgekommenen Jungfrauen zu 70,000 angegeben.

Am Morgen des 10ten Moharram's, des Unglücktages der Feinde (Gottes), rückte Pharao mit einem ſtarken Heere aus, um die Iſraeliten ſchleunigſt zu verfolgen. Haman führte den Vorderzug, der König ſelbſt den Hinterzug. Man ſagt die Anzahl aller Bewaffneten habe eine Million, und ſieben hunderttauſend Mann betragen. Sie folgten den Iſraeliten auf dem Fuße nach bis zum Meere.

Als ſechs Stunden vom Tage verfloſſen waren, waren beyde Heere nahe beyeinander. Die Iſraeliten erblickten die Aegypter, ſchrien den Moſes ſo an: „Prophet Gottes, wir ſind vom Verderben erreicht! Was ſollen wir wählen? das, was du vor uns geſtellet, oder das, was du hinter uns herangeführt haſt? Hinter uns ſind blitzende Schwerter und vor uns die tiefe See. Schau her und ſey uns gnädig; denn wir ſind verloren." Moſes antwortete: „Fürchtet nicht, Gott wachet und wird uns ſchützen. Der Schöpfer hat uns Hülfe und Sieg verheißen und ſeine Verheißungen ſind wahrhaftig. Seyd nicht niedergeſchlagen; denn bald erſcheint die Freude. Gott ſchenkt die Erde, wem er will, von ſeinen Knechten, und Belohnung wird den Frommen zu Theil."

Als Moſes am Ufer des Meeres angekommen war, ſah er, daß die Wellen vom Winde ſehr bewegt wurden, und Joſua, Nun's Sohn, fragte ihn: Was befiehlſt du, Prophet Gottes? Er ſprach: der Herr gebiethet uns in das Meer zu gehen. Alsbald

ritt Josua hinein und das Wasser ging seinem Reit thier noch nicht über die Hufen. Als die andern ihr folgen wollten, flehte Moses den Heiligen eifrig a und dieser sprach: Schlage das Meer mit deinen Stabe. Damals war das Meer schon ungemein tief un vollkommen 4 Parasanzen breit. Moses bekam Be fehl, es im Namen des Allgütigen anzureden, dann wer de es gehorchen. Da schlug er's zum zweyten Male mi dem Stabe und sprach: Mit Gottes Erlaubniß befehl ich dir, o Meer, dich zurückzuziehen. Sogleich theilt es sich und das Wasser auf jeder Seite ward einen hohen Berge gleich. (Man lieset in den Ueberlieferun gen von Mohammed Folgendes: Er sagte (einst zu seinen Anhängern): Ich will euch das Gebet anzei gen, dessen sich der Sprecher mit Gott (d. i. Moses) bey'm rothen Meere bediente, und es dadurch so theil te, daß er mit seinem ganzen Volke hindurchgehen konnte. Es lautete also: Ehre sey dir, o Gott! au dich vertrauen wir, dich bitten wir um Hülfe; ja, um Hülfe bitten wir dich! Nirgends ist Kraft und Macht zu finden, als bey Gott, dem Hohen, dem Großen!) — (Durch eben dieses Gebet erlangte Mohammed den Sieg in der Schlacht bey Bedr).

Als Moses dieses Gebet ausgesprochen hatte, schlug er das Meer mit dem Stabe und sogleich ent standen 12 Straßen; die Wasserquellen sprangen senk recht in die Luft und standen da, wie so viele Schwib bogen. Und so, nachdem der Westwind der Barm herzigkeit eine Zeitlang gewehet und die Sonne der Gnade geschienen hatte, war der Meeresboden trocken und Dünste stiegen aus ihm auf. Von den 12 Stäm men ging nun ein jeder seine eigene Straße, und je der ward besorgt und ängstlich, weil er den andern nicht sah. Diese Besorgniß hörte auch nicht eher auf, bis Moses den Höchsten deswegen anrief. Gott befahl ihm, den Stab wieder auszustrecken; er that es, und die Wasserberge, die vorher, nach Gottes

Geheiß, in der Luft schwebten, theilten sich wiederum und ein Stamm erblickte den andern. M o s e s blieb hinten, bis die Israeliten das Tiefste des Meeres erreicht hatten; dann folgte er ihnen, nach der Anweisung der Engel, Gabriel und Michael. Nach einem Marsch von 4 vollen astronomischen Stunden kamen die Israeliten aus dem furchtbaren Elemente heraus und langten wohlbehalten am sichern Ufer an.

Als P h a r a o am Ufer ankam und den Zustand des Meeres erblickte, zitterte er übermäßig und war höchlich bestürzt über die Gewalt des Allmächtigen und Allweisen, der solche Wunder durch Moses gethan hatte. Versunken in der See des Nachdenkens und ungewiß, was er thun solle, beschloß er bald nach Aegypten zurückzugehen, bald aber Moses zu verfolgen. Endlich fragte er den unwürdigen Haman um Rath, und dieser Verfluchte rieth ihm ernstlich die Verfolgung fortzusetzen, indem er sagte: Du hast dein Volk 400 Jahre lang beherrscht und bist zur größten Macht und göttlichen Hoheit gelangt. Es würde eine ewige Schande seyn, wenn, da Moses und die Israeliten durch ihre Zaubereien das Meer sicher durchwandert haben, du zurück gingst, und in deinem übrigen Leben mit Hohn und Schimpf bedeckt würdest. Glaube mir, nur aus Scheu vor dir stehet das Wasser so, deine Furchtbarkeit macht, daß die See zurückweicht. Zeige dich, laß uns schnell durchsetzen, und uns an den Israeliten rächen.

P h a r a o, getäuscht durch die verführerische Rede des stolzen Mannes und durch die Schmeicheleyen des verworfenen Sünders, verließ den Pfad des Rechts, und spornte sein Roß geschwind in das Meer. Als die hintersten Israeliten (so erzählt man) das Meer zurückgelegt hatten, kam Pharaos Vorderzug hinein. Moses besorgte, das Meer würde wieder in seinen vorigen Stand kommen, und die Aegypter am Fortrücken hindern: aber eine Offenbarung belehrte ihn,

daß das ganze, ungehorsame, und stolze Heer der Ungläubigen zur Vertilgung bestimmt sey. Pharao trieb (wie gesagt) sein Roß in's Meer, aber es stutzte, und sprang zurück; da kam der Engel Gabriel, einen großen, schwarzen Turban auf dem Haupte habend, auf seiner Stute zum Vorschein, und sprengte in's Meer. Pharaos Roß witterte dieselbe, und folgte ihr nach, und ihm folgte das ganze Heer. Die welche etwa zurückblieben, peitschte Michael, der hinter ihnen herzog, fort und ließ Niemand zurückkehren. Die vordersten Züge der Aegypter hatten das Ufer eben erreicht, da trat die Fluth ein, und, nach dem Willen des glorwürdigen, hohen Gottes, vereinigten sich die getheilten Wassermassen wieder, und alle hartnäckigen Empörer wurden vertilgt. Das Wasser, das sie bedecken sollte, bedeckte sie, denn Pharao, der vom rechten Weg abgewichen war, hatte auch sein Volk irregeführt.

Ankündigung eines Stiergefechtes in Madrid, vom 27. Jänner 1822.

Unter obigem Datum sollte zu Madrid ein Stiergefecht gehalten werden. Das betreffende Anschlagzettel ist so characteristisch, daß es wirklich der Mühe werth ist, es bekannter zu machen. Es folgt hier wörtlich treu übersetzt, mit der Bemerkung, daß in dieser Art Publicationen in der Regel kein großer Unterschied Statt findet, wenigstens der allgemeinen Form nach.

„Der König, den Gott erhalte, hat Sonntag den 27. Jänner im Jahr 1822, wenn das Wetter es erlaubt, zum zweyten Stiergefechte bestimmt. Der Herr oberste politische Chef von Madrid und dessen Provinz, Präsident des Raths dieser heldenmüthigen Stadt wird den Vorsitz dabey haben.

Den Anfang machen 6 starke Kampfstiere, die von einem glänzenden Haufen Fußvolk unter Aufsicht von Roque Miranda angeführt werden. Dann kommen 4 Reiter mit ihren Lanzen, reich gekleidet in englischer Tracht. Die grüßen den Magistrat und rüsten sich, einen berühmten Stier zu bekämpfen, der auf dem Platz entfesselt wird. Die Kämpfer thun, als wären sie Wanderer, die auf ihrem Wege von einem wilden Thier angefallen würden, gegen das sie sich zu vertheidigen suchen durch das Feuer und die Schnelligkeit ihrer Pferde und mit ihren Lanzen mit der Heiterkeit und Geisteskraft, die sie auszeichnet. Dieser Kampf dauert, so lange der Magistrat will — Ferner kämpfen 2 Stiere mit türkisch blauen Devisen aus der berühmten Zucht des D. Juan A. F. Chiato, aus der Gegend von Colmenar viego, welche von Christ. Ortiz und Juan Marcheno gestochen werden, von dem Fußhaufen unter Aufsicht des Roque Miranda werden sie bekämpft. Das wird mit dem Muth und der Gewandtheit geschehen, die Miranda bey den frühern Kämpfen in dieser Stadt gezeigt hat. Dann werden 8 starke Stiere aus Don Antonio Gutierrez Heerde, ausgewählte, auf diesem Platz noch nie gesehene Thier losgelassen, damit sich die gewandten muthigen Liebhaber an dem Kampf unterhalten. Auf die Stiere die Tücher zu werfen, steht ihnen frey; nur Greisen und Knaben ist dieses bey Strafe von 50 Ducaten untersagt. Nach dem Stiergefecht gibt der berühmte Feuerwerker Don Ramor Zamora ein herrliches Feuerwerk.

Auf Befehl der Regierung benachrichtigt man das Publicum, daß Niemand einen Stock, Knittel oder sonstige Waffen tragen darf, damit Thier und Menschen nicht belästigt werden. Wer sich an den Schwanz eines Thieres hängt, bezahlt 20 Ducaten Strafe. Verbothen ist auch, daß Jemand mit Pfählen eintrete, Stücke von Orangen, Melonen, Steine

oder anderes Störende in den Platz werfe. Di
Kämpfer zahlen dieselbe Strafe. Eben so wird ver
ordnet, daß Niemand in den Platz herab komme
bis der letzte Stier besiegt ist; noch darf ausser de
Kämpfern Jemand innerhalb der Schranken seyn, unte
besagter Strafe. Das Gefecht beginnt spätestens un
3 Uhr Abend."

Ob doch auch die bloß den Stiergefechten bestimmt
Zeitschrift, eine Art Chronik, zu Stande gekommen
die vor ein Paar Jahren angekündigt worden? Es
wurde damals in mehreren Blättern davon erzählt
und als Redacteur eine erlauchte Person genannt.

Verordnungen für die Fischhändler.

Bevor man zu Erzielung der Wohlfeilheit oder wenigstens zur Hintanhaltung der Theuerung auf das jetzt allein seligmachende Princip der Concurrenz verfallen war, hatte man sich verschiedener, mit unter höchst seltsamer Maßregeln bedient, um jenen Zweck zu erreichen. Zum Beyspiel durften hier und da die zum Verkauf einmal in die Stadt gebrachten Artikel nicht unverkauft wieder weggeführet werden, wie solches in Betreff des Lebensmittel die Maximilianische Marktordnung der Stadt Wien vorschreibt, wobey jedoch der Bürgermeister Ausnahme gestatten durfte. Es half aber nicht viel, weil die Landleute pfiffig genug waren, nur so viele Victualien nach der Stadt zu bringen, als sie, abzusetzen, berechnen konnten. Dadurch machten sie den alten Preis bestehen; ja sie veranlaßten selbst das Steigen desselben dadurch, daß sie oft noch weniger Waaren zu Markte brachten, als nöthig gewesen wären, die Aspiranten zu befriedigen, weßwegen denn jene Marktordnung wieder aufgehoben wurde.

Energischer, und durchgreifender war die Maß-
egel, mit welcher die Wiener Stadtordnung des
erzogs Albert II. vom Jahre 1340. gegen die un-
erschämten Preise, und die noch immer nicht ganz
n Abnahme gekommene Impertinenz der Fischhänd-
er vorging. In dieser Stadtsordnung lautet es wie
olgt:

„Wand die vischer, des füchouffens allermaist
flegent vnd man sie dev nicht wol gepezzern mag,
urch ihr geozzen vestlchleichen, daß dahin vischer, der
rumevische vail hat, dahainen mantel, noch huet
och gugel, noch anders iht auf dem haupt habe.
Sunder soll erster mit plozzem haupt, an dem maecht,
ie weil er vische vail hat, sune vnd regen, sumer vnd
vinter, darumb daß sie ab dem maecht dester bazeilen
nd swelichen visch er aines maechtages vail hat,
er zivelfphenning, oder twer wert ist, und dem nicht
erchauft, dem soller den zagel abslahen. Swelich
ischer dev nicht entnet der soll dem richter geben secht-
zig phening.“ *)

Wie geschmeidig würden sich unsre heutigen Fisch-
händler gebehrden, oder sich wohl gar das übliche
„Herr von“ bey ihrer Titulatur verbitten, falls ähn-
liche Pönfälle bestünden, wenn übrigens bey der jetzi-
gen Urbanität, mit der gegen derley Zünfte verfah-
ren wird, daran zu denken wäre. Aehnliches gegen
das Fischhändlervolk kommt auch in dem Lehnbriefe
der Stadt Eschwege vom Jahr 1553 vor, nähmlich:
„auch daß sie ein Recht haben, wer auf dem Markte
zu Eschewege Fische feil habe, und sich bey die Fische
setze, der habe die Fische verlohren, und die Fische
gebühren ihnen, es were dann, daß ein Frow schwan-
ger gienge, daß wir ihnen auch also leihen“ — Und
ist solcher Lehnbrief abgedruckt in Lederhofes kleinen
Schriften, Band V. Seite 289.

---

*) Rauch rerum Austriac. script. Vol. III. p. 56.

Aehnliche Statuten gegen die Fischhändler bestanden übrigens schon in den ältesten Zeiten. Im alten Athen durften die Fische auf dem Markte nicht mit frischem Wasser versehen werden, wornach die Fischverkäufer gezwungen waren, billige Preise zu machen, weil sie Gefahr liefen, daß die Fische umkämen. Aristonicus ging noch weiter. Nicht nur daß die Fischhändler bey dem öffentlichen Verkauf ihrer Waare stehen mußten, befahl er sogar, daß sie auf eine möglichst schonende aber doch immer peinliche Weise h ä n g e n sollten.

Aus all diese Verfahren mag man ersehen, daß die Fischhändler schon von jeher sich eines schnöden Betragens und frecher Preise schuldig gemacht; und daß sie noch immer nicht aufgehört, das Publicum durch Grobheiten zu beleidigen, und durch Uibertheuerung zu brandschatzen, zeigen tägliche Beyspiele zur Genüge. Insonderheit hat Verf. zu P... h und O.. n häufige Veranlassung gehabt, sich über diese Gilde zu ärgern.

Ein eigenhändiges Schreiben Carl des Großen an seine Gemahlinn Fastrada.

Es war lange Zeit eine berühmte Frage, ob Carl der Große habe schreiben können? Nach mancherley Mißverständnißen *) kam man endlich so ziemlich über das „Ja" der Beantwortung überein. Denn wenn die Kunde der Schrift in dem rohen und barbarischen Zeitalter dieses großen Mannes etwas ausserordentlich Seltnes war, und Carln in seiner Jugend nichts weiter gelehrt wurde als Reiten, Jagen und kriegerische

*) Weiteres findet sich in Hegewisch Regierungsgeschichte Carl des Großen S. 167.

Künste, so ist es auf der andern Seite doch erwiesen, daß er im reiferen Alter sich selbst bildete, und unter Andern die Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache eigen machte. Was insonderheit seine Kunde des Schreibens betrifft, so hat Jenisch in seiner gekrönten Preisschrift: „Theorie der Lebensbeschreibung ꝛc." sie im Allgemeinen gründlich genug nachgewiesen, und im Anhang mit nachstehendem, auch an sich höchst merkwürdigen Briefe Carls beurkundet, welcher aus Bouquets Recueil des hist. d. Gaules (V. 623) entlehnt ist.

„Ad Fastradam Reginam conjugem de Victoria Avarica etc. Karolus, gratia Dei Rex Francorum et Longobardorum, ac Patricius Romanorum, dilectae nobis et valde amabili conjugi nostrae Fastradae Reginae."

Salutem amabilem tibi in Domino per hos apices mittere studuimus, et per te dulcissimis filiabus nostris, vel ceteris fidelibus nostris tecum manentibus. Scientem enim te facimus, quia gratias Deo sani et salvi sumus. Missus quidem delecti filii nostri Pipini, nomine ille, nobis nuntiavit de ejus sanitate ac domni Apostolici vel de salvatione confinium nostrorum illis partibus positorum: vnde valde laetificati exstitimus. Et insuper retulit nobis, qualiter illae sacrae quos prius de italia jussimus pergere partibus Avariae, in illa confinia residendum, pervenerunt infra fines ipsarum X Kalendas Septembris, et inierunt pugnam cum eis: et dedit eis Deus omnipontes pro sua misericordia victoriam; et multitudinem de ipsis Avaris interfecerent, in tantum vt dicunt, quod in multis diebus major strages de avaris facta non fuit. Et exspoliauerunt ipsum vallum, et sederunt ibidem ipsa nocte, vel in crastina vsque hora diei tertia. Et acceptis spoliis reversi

sunt in pace, et sentum quinquaginta de ipsis Avaris vivos comprehenderunt, vt nostra fiat jussio, qualtiter exende agere debeant. Fideles Dei ac nostri qui hoc egerunt fuerunt ille Episcopus, ille Dux et ille Comes. Ille Dux de Histria, vt dictum est nobis ibidem bene fecit cum suis hominibus. Vassi vero nostrie fuerunt illi. Nos autem, Domino adjuvante, tribus diebus Litaniam Fecimus id est Nonis Septembris, quod fuit Lunis die, incipientes, et Martis et Mercoris, Dei misericordiam deprecantes, vt nobis pacem et sanitatem et prosperum iter tribuere dignetur, et vt in sua misericordia et pietate nobis degutor et consiliator existat. Et a vino et carne ardinaverunt sacerdotes nostri, qui propter infirmitatem aut senectudinem aut juventudinem abstinere poterant, vt abstinuisent: et qui redimere voluiset, quod vinum licentiam habuiset, bibendi ipsis tribus diebus, ditiores et potentiores homines in vnaqua die solidum vnum dedissent: eleemosynam vero vnusquisque secundum propriam atque bonam voluntatem vel juxta possibilatem fecisset. Sic consideraverunt sacerdotis nostri, et nos omnes ita aptificavimus. Unde volumus, vt tu cum illis et illis vel caeteris fidelibus nostris considerare debeas, qualiter ipsae Litaniae ibidem facta fiant. Tu autem juxta quod tua infirmitas permittet, in tuo comittimus arbitrio. Et mirum nobis fuit, quia vester Missus nec epistola, postquam de Ragenisburgo ad nos non venit. Unde volumus, ut saepius nobis de tua sanitate, vel de aliut quot placuerit, significare debeas: Iterumque te salutamus multum in Domino.

Das Verhältniß der Frau v. Staël und Rocca's.

Die Notice sur le caractére et les ecrits de Madame de Staël etc. par Madame Necker de Saussure zeichnet sich eben sowohl durch das hohe Interesse des Gegenstandes, als durch den ergreifenden Reiz der Darstellung aus. Die talentvolle Verfasserin entwickelt darin eine Fülle von Empfindungen, von neuen Ansichten, von scharfsinnigen Beobachtungen und den ganzen Zauber einer schönen Seele. Das frische Leben und die echt weibliche Zartheit ihrer Sprache reißen den Leser unwiderstehlich dahin. Eine der anziehendsten Partieen dieses Werkes ist jene, wo sie den Ursprung von Rocca's Verhältniß zu Frau von Staël, seine Entwicklung, die Verbindung dieser beyden merkwürdigen Personen, und ihre endliche Trennung durch die unerbittlichen Parzen, schildert. Aus diesen Stellen, welche so viele rührende Züge enthalten, seyen nachstehende mitgetheilt:

Ein junger Mann von guter Abkunft erweckte lebhafte Theilnahme in Genf, da man viel von seiner glänzenden Tapferkeit erzählte, und seine Jugend gegen seinen wankenden Gang, seine Bläße und seinen schwächlichen Zustand auffallend abstach. Die Wunden, die er in Spanien erhalten, hatten ihn dem Tode nahe gebracht, und er war krank und siech geblieben. Ein Paar mitleidige Worte, die Frau von Staël zu dem Unglücklichen sprach, machten eine wunderbare Wirkung auf ihn. Es war etwas so Himmlisches in ihrer Sprache, daß einst Frau von Tessé sagte: „Wenn ich Königinn wäre, so würde ich Frau von Staël befehlen: immer mit mir zu sprechen.' Jene hinreißende Musik weckte neues Leben in dem jungen Manne; sein Kopf und Herz entflammten sich, er überließ sich unbegrenzten Wünschen, und machte die größten Entwürfe. „Ich werde sie so lieben." — sprach er gleich Anfangs zu einem seiner Freunde —

„daß sie mich endlich heirathen wird. Allerdings eine sonderbare Aeußerung, die aus verschiedenen Beweggründen hervorgehen konnte; aber seine Begeisterung, seine beharrliche Ergebenheit zwingen zu ehrenvoller Auslegung.

Die Umstände begünstigten so hohe Ansprüche. Frau von Staël war sehr unglücklich und des Unglücks müde, ihre Seele voll Schwungkraft wollte sich aufrichten und wünschte eine Hoffnung. Als nun in dem Augenblicke, wo ihre Gefangenschaft immer enger wurde, und finstere Wolken von allen Seiten über ihrem Haupte zusammen zogen, ein neuer Tag ihr zu leuchten begann, erwachte das Glück in ihrem öden Herzen wie aus seiner Asche, und der Traum ihres ganzen Lebens, Liebe in der Ehe, schien noch erfüllt werden zu können. Man weiß, was eine solche Verbindung in ihren Augen war. Jene scherzenden Worte, die man von ihr angeführt hat: „Ich werde meine Tochter zwingen, nach Neigung zu heirathen!" — diese Worte enthielten eine ernstliche Meinung. Nie war der Gedanke, selbst ein Band der Art zu knüpfen, ihr ganz fremd geworden. Wenn sie von der Zuflucht sprach, die sie einst in England zu finden hoffte, sagte sie zuweilen: „Ich bedarf der Zärtlichkeit, des Glückes und einer Stütze, und finde ich dort einen edlen Character, so werde ich meine Freyheit opfern." Der edle Character fand sich plötzlich in ihrer Nähe. Sie hätte freylich eine angemessenere Wahl treffen können; aber es ist ja eben der Nachtheil der Heirathen aus Neigung, daß man nicht wählt. —

Die neue Verbindung war jedoch ihr Glück. Sie hatte die hohe Seele des Herrn Rocca erkannt. Eine grenzenlose Zärtlichkeit, eine beharrliche Bewunderung, ritterliche Gesinnungen, und was Frau von Staël immer gefiel: eine von Natur dichterische Sprache, Einbildungskraft, selbst Talent — wie seine Schriften beweisen — die Gabe des freundlichen Scherzes, ein

kunstlos und überraschend sich entfaltender Geist, der ihren Geist weckte, und dem Leben Mannigfaltigkeit gab: das war es, was sie bey ihm fand. Es wäre freylich besser gewesen, wenn sie ihre Verbindung erklärt hätte; aber eine gewisse Furchtsamkeit, die sie bey allem Muthe, und die Anhänglichkeit an einen Namen, den sie berühmt gemacht hatte, hielten sie zurück; und nachher both sie ihren ganzen Verstand auf, um den Schwierigkeiten ihrer Lage gewachsen zu seyn. Muß es gesagt werden: es wäre klüger erschienen, wenn sie sich nicht in diese Lage versetzt hätte? Muß es gesagt werden, daß Frau von Staël nicht in jedem Verhältniße ein Beyspiel seyn kann? Sie selbst würde dieß eingestanden haben; sie hat es ihren Kindern gesagt, und deutet es auch in ihren Schriften an. — Doch man vergißt bey ihr die Bedingungen unseres Wesens, vergißt: daß die menschliche Gesellschaft auf mittelmäßige Fähigkeiten gegründet ist, daher denn ausserordentliche Geistesgaben mit den Einrichtungen des Lebens einen Mißklang machen.

Die glückliche Unvorsichtigkeit, die ihr eigen war, wurde ihr während der Dauer dieser Verbindung sehr wohlthätig. Als sie sich den schmerzlichsten Besorgnissen über Rocca's Gesundheitszustand überlassen hatte, glaubte sie sehr bald, daß sein Leben nicht in Gefahr schwebe, und seine Leiden nur zufällig seyen. Es blieb ihr von ihrer Unruhe nichts zurück, als eine stete, und bey einer so lebhaften Frau gewiß merkwürdige Aufmerksamkeit für Alles, was zu seiner Erhaltung nothwendig war. Ihr großer Geist war ganz dem Gedanken gewidmet: ihm nützlich zu seyn. Aber wer vermochte zu sagen, was sie in den bedenklichen Augenblicken seiner Krankheit litt! In Pisa wo er dem Tode nahe war, verglich sie sich selbst mit dem Marschall Ney, der zu jener Zeit in jedem Augenblicke sein Urtheil erwartete. Mit einem Talente begabt, das sie gegen keinen Schmerz schützte, und das durch

jeden Schmerz nur höheren Schwung erhielt, sagte sie späterhin, sie wolle ein Buch schreiben über das Thema: „Es gibt nur ein einziges Unglück im Leben: den Verlust eines geliebten Gegenstandes.“ Dieß Unglück aber ward dem beklagenswerthen Rocca: dieses bedrohte Leben, dieses schwache Rohr, das auf einen Augenblick einem, dem Anschein nach so kräftigen Leben zur Stütze diente, war doch minder zerbrechlich, als sie selbst. Nicht lange aber hat er sie überlebt. Schmerz und Gleichgültigkeit für sein Daseyn entschieden bald sein Schikfsal. Er starb unter dem schönen Himmel der Provence in den Armen seines Bruders.

Klägliches Schicksal grosser Gelehrten und Dichter.

Sagte eine französische Dame von dem eben so eruditen als linkischen Bentley: er wisse wohl recht gut in zwanzig Sprachen zu sagen, wie ein Sessel heiße, ohne zu verstehen, wie man sich darauf setze, so kann man gewiß von vielen neuern Bentleyanern sagen, daß, wenn sie das Wörtlein „Suppe“ auch in 20 Sprachen zu nennen wissen, sie gleichwohl nicht im Stande seyen, sich einen Teller voll zu verschaffen, ohne sich zu der Pforte irgend eines hospitalen Kapuzinerklosters zu verfügen. Genug, ich selbst habe die Ehre und die Betrübniß, nicht eben aus der nächsten Umgebung, solche Wisser und Könner mit Leibnitzischen und Sonnenbergischen Köpfen, dabey streng moralischen Werthes, voll Fleiß und practischer Tugend, zu kennen, welche auf ein Mittagsmahl oder auf ein Paar Schuhsohlen anstehen. Von diesen Minervischen Blut- und Schweißzeugen aber will ich, wie gesagt, weislich schweigen, dafür jedoch einige

Belege aus den drey vergangenen Zeiten anführen, wie sie mir, ohne Rücksicht auf chronologische Ordnung, gerade beyfallen.

Homer, angenommen, daß es einen gab, bettelte vor den (riegellosen) Thüren um Brotkrumen; Plautus dreht Töpfe, um sich Inhalt für den seinigen zu verschaffen; Xilander, um so glücklich zu seyn, eine Portion Suppe zu erhaschen, giebt seine classischen Anmerkungen zu Dion dafür hin, einsehend, daß es doch besser sey, nicht zu verhungern, als classische Anmerkungen zu Dion zu besitzen; Camoens verreckt im Spital wie ein Kaffer. In den kläglichsten Umständen, Bettelhelden, waren Castel Vetro (Commentator des Aristoteles), Cornelius Agrippa der Necromantiker, Bodin, welcher Montesquieu's Geist der Gesetze die Bahn gebrochen; Tasso einst eine Woche lang von einem geborgten Thaler lebend, wird vom Schicksal geohrfeigt, wohin er die Wange richtet; Paul Borghese, wiewohl fünfzehn Handwerke, worunter das des Poeten, verstehend, entschlief im Herrn eines gar sanften Hungertodes; dem Cervantes erging es puncto oeconomiae nicht besser als seinem Helden; Milton, verbannt, ist ohne Stütze; Buttler sucht auch seine Aetzung vor den Thüren. Duchesne der Historiker, Baudoin, sogar Mitglied der Akademie, Vaugelas der Linguist, Du Ryer, tragischer Dichter und trefflicher Uibersetzer des Coran, nagten am Hungertuch; Dryden verdingt sich wie Seume bey einem Buchdrucker der aber kein Göschen ist; Otwey war ein Bettler, und einst so hungrig, daß er ein zugeworfenes Stück Brot mit einer Hast verschlang, die ihm auf der Stelle den Tod brachte; Johnson lebte wie er starb, im Elend, nicht anders Goldsmith, als Gassenflötist Europa durchstreifend und als Selbstmörder endend. Rousseau schreibt musikalische Noten ab, weil man seine philosophischen Noten nicht versteht. Gellert bekommt für ein Paar

sehr gute Bände ein Paar sehr gute Groschen; Bürger, wiewohl äußerst bürgerlich dichtend, bleibt ein armer Teufel, was gar selten bürgerlich ist; Sonnenberg wird vergessen; ein anderes Genie, Schiller, stirbt arm, damit seine Witwe von der des einen Nachdruckers hundert schwere Ducaten annehme, und erst nach diesem von einem andern Nachdrucker zehn mahl hundert leichte Gulden nicht annehme, während dessen Göthe, sehr natürlich, nicht arm sterben wird.

Solchergestalt erging es denen, an deren Namen wir nie ohne Bewunderung denken; erging es Leuten, mit deren Werken die Nationen sich brüsten, ohne zugleich in Scham zu versinken. Ich habe aus dem ungeheuern, überfluthenden Topf, in dem die Namen solcher Märtyrer beysammen liegen, nur einen winzigen Spitzfingergriff gemacht. Es ist hier nicht Raum genug. In meiner pragmatischen Geschichte des Buchhandels wird ein ziemlich vollständiger Catalog von derley luminösen Leuten zu finden seyn.

In das Biographische dieser gefeyerten Namenträger will ich weiter nicht eingehen, also auch nicht nachweisen, in wie ferne mancher sein trübselig Loos vielleicht auch verdient haben möge. Es würden sich dabey wohl eben so überraschende Aufschlüsse ergeben, als wenn man über den (pecuniären nämlich, nicht über den geistigen) Wohlstand manches andern Schriftstellers Untersuchungen anstellte. Aber eine einzige Glosse will ich mir erlauben. Muß es, wenn man die Verkümmerung jener großen Männer betrachtet, nicht parador erscheinen, zu sehen, wie auf der einen Seite alles Erdenkliche zur Vervollkommnung der Bildungsanstalten aufgebothen wurde, um die Leute zum Studiren aufzumuntern, während auf der andern Seite diese aus- und überstudirten Creaturen darben mußten? Wozu diese veredelten, kunstreich ausgebildeten und gesteigerten Kräfte, wenn es an lohnenden Wirkungskreisen gebricht? Wozu diese Hyperpopulation

von Gelehrten und Künstlern? Europa hatte noch vor kurzer Zeit eine Menge hoher Schulen, und kein einziges niederes Haus, wo diejenigen, welche aus ihnen hervorgegangen, vor dem Bettelstabe gerettet worden wären. Europa besitzt kein einziges Gymnasium, wo eine kleine heimliche Thüre in ein daneben unmittelbar angebautes Gelehrten-Versorgungshaus führte.

Merkwürdige Vision Königs Karl XI. von Schweden.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember 1676 hatte der Schwedenkönig Karl XI. eine Vision, über die er das hier folgende Document selbst ausstellte. Es kam dieses um das Jahr 1760 öffentlich in Umlauf; der königliche Bibliothekar C. C. Gyonewell erhob jedoch gegen die Statthaftigkeit der Erzählung mancherley historische Zweifel. Wie dem auch seyn möge, so sey sie, ohne daß wir dem Urtheil unserer Leser vorgreifen wollen, hier buchstäblich treu mitgetheilt:

„Ich Karl der Eilfte, heute König in Schweden, war die Nacht zwischen dem 16. und 17. Dezember 1676 mehr als gewöhnlich von meiner melancholischen Krankheit geplagt. Ich erwachte um halb 12 Uhr, da ich von ungefähr meine Augen auf das Fenster warf und gewahr ward, daß ein starker Schein im Reichssale leuchtete. Ich sagte da zu dem Reichsdrost Bielke, der bey mir im Zimmer war: was ist das für ein Schein im Reichssaal? Ich glaube, da ist Feuer los. Er antwortete mir: o nein Ew. Majestät, es ist der Schein des Mondes, der gegen das Fenster glittert. Ich war da vergnügt mit diesen Antworten, und wandte mich gegen die Wand,

um einiger Ruhe zu genießen, aber ich war unbeschreiblich ängstlich in mir, wandte mich wieder nach vorne hin, und ward des Scheins wieder gewahr. Ich sagte da wieder: hier muß es nimmer richtig zustehen. Ja, sagte der große, und geliebte Reichsdrost Bielke, es ist nichts anderes, als der Mond. In demselben Augenblick kam der Reichsrath Bielke ein, um sich zu erkundigen, wie ich mich befände. Ich fragte da diesen wackern Mann, ob er irgend ein Unglück oder Feuer im Reichssaal gewahr geworden? Er antwortete da nach dem Stillschweigen einer kleinen Weile: nein, Gott sey Lob! das ist nichts; es ist allein der Mondenschein, der verursacht, daß es aussieht, als wäre im Reichssaal Licht. Ich ward wieder etwas befriedigt, aber, indem ich meine Augen wieder dahin warf, ward ich gerade wie gewahr, daß es aussah, als wären Menschen da gewesen. Ich stand dann auf und warf meinen Schlafrock um, und ging an das Fenster und öffnete es, wo ich gewahr ward, daß es da ganz voll mit Lichtern war. Da sagte ich; gute Herren, hier geht es nicht richtig zu. Ihr verlasset euch darauf, daß der, welcher Gott fürchtet, sich vor nichts in der Welt fürchten muß; so will ich nun dahin gehen, um zu erforschen, was es seyn kann. Ich bestellte da bey den Anwesenden, herunter zu gehen zum Wachtmeister, um ihn zu bitten, mit den Schlüsseln herauf zu kommen. Als er heraufgekommen war, ging ich im Gefolge mit dem Mann zu dem geschlossenen, heimlichen Gang, der über meinem Zimmer war, zur Rechten von Gustav Erichsons Schlafzimmer. Als wir dahin kamen, befahl ich dem Wachtmeister, die Thüre zu öffnen, aber aus Bangigkeit bat er um die Gnade, ihn damit zu verschonen. Ich bat darauf den Reichsdrost, aber auch er weigerte sich dessen. Ich bat darauf den Reichsrath Oxenstierna, dem nie vor etwas bange war, die Thüre aufzuschließen; aber er antwortete: Ich habe

einmal geschworen, Leib und Blut für Ew. Majestät zu wagen, aber nie diese Thür aufzuschließen. Nun begann ich selbst bestürzt zu werden, aber faßte Muth, nahm selbst die Schlüssel und schloß die Thüre auf, da wir das Zimmer und sogar den Fußboden überall schwarz bekleidet fanden. Ich nebst meiner ganzen Gesellschaft waren sehr zitterig. Wir gingen da zur Reichssaal-Thüre. Ich befahl dem Wachtmeister wieder die Thüre zu öffnen; aber er bat mich um Gnade, ihn damit zu verschonen; ich bat da die Anderen von der Gesellschaft, aber sie baten sich Alle die Gnade aus, es nicht zu thun. Ich nahm da selbst die Schlüssel und öffnete die Thüre, und als ich einen Fuß hineinsetzte, zog ich ihn aus Bestürzung hastig zurück. Ich stutzte so ein wenig, aber dann sagte ich: gute Herren, wollt Ihr mir folgen, so werden wir sehen, wie es sich hier verhält; vielleicht daß der gnädige Gott uns etwas offenbaren will. Sie antworteten Alle mit bebenden Worten: Ja."

„Wir gingen da hinein. Allzusammen wurden wir eines großen Tisches gewahr, von 16 würdigen Männern umgeben; Alle hatten große Bücher vor sich, unter ihnen ein junger König von 16, 17, 18 Jahren, mit der Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand. Zur rechten Seite saß ein langer, schöner Herr von ungefähr 70 Jahren. Es war besonders, daß der junge König mehrmals den Kopf schüttelte, da alle diese würdigen Männer mit der einen Hand hart auf die Bücher schlugen. Ich warf dann meine Augen von ihnen weg und ward stracks neben dem Tische Richtblock bei Richtblock und Henker gewahr, Alle mit aufgezogenen Hemdärmeln, und hieben einen Kopf nach dem andern ab, so, daß das Blut längs dem Fußboden fortzuströmen anfing. Gott soll mein Zeuge seyn, daß mir mehr als bange war; ich sah auf meine Pantoffeln, ob etwa einiges Blut auf sie gekommen wäre; aber das war es nicht. Die, welche

enthauptet wurden, waren meistentheils junge Edel leute. Ich warf meine Augen davon weg, und ward hinter dem Tische in der Ecke eines Throns gewahr der fast umgestürzt war, und daneben einen Mann der aussah, als sollte er Reichsvorsteher seyn; er wa ungefähr 40 Jahr alt. Ich zitterte und bebte, inden ich mich zur Thüre zog und laut rief: Welche ist de Herrn Stimme, die ich hören soll? Gott, wann sol dieß geschehen? Es wurde mir nicht geantwortet. Ich rief wieder: o Gott, wann soll dieß geschehen? Abe es wurde mir nicht geantwortet; allein der junge Kö nig schüttelte mehrmals den Kopf, indem die andern würdigen Männer hart auf ihre Bücher schlugen. Ich rief wieder, stärker denn zuvor: o Gott, wann sol dieß geschehen? so sey denn, großer Gott, so gnä dig, und sage, wie man sich dann verhalten soll. Da antwortete mir der junge König: nicht soll dieß ge schehen in deiner Zeit, sondern in der Zeit des s e ch s- t e n Regenten nach dir, und er wird seyn von eben dem Alter und Gestalt, wie du mich hier siehest; und der, welcher hier steht, offenbaret, daß sein Vor mund aussehen wird, wie dieser, und der Thron wird grade in des Vormunds letzten Jahren an seinem Fall seyn durch einige junge Edelleute: aber der Vormund, der unter seiner Regierung den jungen Herrn verfolgt, wird sich da seiner Sache annehmen, und sie werden den Thron stärker befestigen: daß nie zuvor ein so großer König in Schweden gewesen und nie nachher kommen wird, als dieser werden wird, und daß das Schwedische Volk in seiner Zeit glücklich werden wird: und er wird ein seltenes Alter erreichen; er wird sein Reich ohne Schulden und mehrere Millionen in der Schatzkammer hinterlassen. Aber ehe er sich auf dem Throne befestigen kann, wird es ein großes Blut- bad werden, daß nie desgleichen im Schwedischen Lande gewesen und auch nimmer werden wird. Gieb du ihm, als König im Schwedenlande, deine guten

Vermahnungen. — Und als er dieß gesagt, verschwand Alles, und allein wir mit unsern Lichtern waren noch da. Wir gingen mit dem allergrößten Erstaunen, wie Jedermann sich vorstellen kann, und als wir in das schwarze Zimmer kamen, war es auch weg und Alles in seiner gewöhnlichen Ordnung. Wir gingen da hinauf in meine Zimmer, und gleich setzte ich mich, diese folgenden Vermahnungen zu schreiben in Briefen, so gut ich konnte. (Die Vermahnungen liegen versiegelt, werden von König zu König erbrochen, gelesen und versiegelt.) Und alles dieses ist wahr. Dieß bekräftige ich mit meinem leiblichen Eide, so wahr mir Gott helfen soll!"

Karl der Eilfte,
heute König in Schweden.

Als auf der Stelle gegenwärtige Zeugen haben wir Alles gesehen, wie Se. Königl. Majestät es aufgezeichnet hat, und bekräftigen es mit unserem leiblichen Eide, so wahr uns Gott helfen soll.

Karl Bielke, Reichsdrost. U. W. Bielke, Reichsrath. A. Oxenstierna, Reichsrath.

Peter Granslén,
Vice-Wachtmeister.

Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Zweyte Reihe.

Der große Maimonides.

Vielleicht hat keine Nation so vollgültige Ursache auf einen Gelehrten aus ihrem Schoße stolz zu seyn, als die der Juden auf den Maimonides (gebor. 1139 gest. 1205). Dieser ausserordentliche Mann war und bleibt gleich hochberühmt als Philosoph, als Arzt,

Linguist, Archäolog, Theolog und Critiker. Ein unvergängliches Denkmahl seines durchdringenden Scharfsinnes soll sein Versuch seyn, die Lehren des alten Testaments mit Vernunftgründen zu verbinden. Diese Schrift hat den Titel: Mareh Nerahim (Wegweiser der Verwirrten). Maimonides hat sie arabisch entworfen; eine lateinische Uebersetzung besitzt man von dem fleißigen Buxtorf. Seine zahlreichen biblischen, anderweitigen theologischen, medicinischen und übrigen größeren Werke, seine Briefe und Tractate, von denen die meisten classisch sind, machen, daß die Juden ihn nach dem Moses für das größte Genie halten. Von den Weisesten, Besten und Gelehrtesten dieser kraftvollen und geistreichen Nation hört man den Maimonides den wahrhaften Meister nennen, den Ruhm des Morgenlandes, wohl auch den großen Adler. Und gleichwohl hat der nähmliche Maimonides, wie es scheint, kein öffentliches Denkmahl. Dieser Umstand ist vielleicht edel und groß zu deuten; aber auch an einer würdigen Biographie mangelt es.

Schnitzer.

Denis hat in seinen höchst wohlschmeckenden Lesefrüchten unter dem Titel: Schnitzer, mehrere solcher Versehen aufgeführt. Schade, daß er nicht auch den anmerkt, dessen Gegenstand ein Werk von ihm selbst ist, nähmlich seine Bücherkunde.

Er befindet sich in den Nov. lettere di Firenze 1718. S. 283, wo sich ein nicht unberühmter florentinischer Critiker also heraus läßt: Si sa dal testimonio di Dionisio Bücherhunde. Er nahm folglich Denis für den Tauf-, das andere Wort für den Zunamen des Verfassers, und travestirte noch dazu die Kunde in Hunde. Dieß ist wohl ein wenig arg, und nicht so verzeihlich, als tausend andere kleine Fehlgriffe, die oft nur von Uibereilung herrühren. —

Pejachevich.

Gabriel Pejachevich, bis 1745 Erzbischof von Colocsa, setzte Alles daran, um in dieser seiner Residenzstadt die raizische Sprache zu verdrängen, und die ungarische ganz herrschend zu machen. Er bediente sich dazu eines energischen Mittels. Jeder Colocsaer nähmlich, der ein raizisches Wort hören ließ, mußte entweder 12 fl. Strafe bezahlen, oder 12 Prügel aushalten.

Maibom als griechischer Sänger.

Der gelehrte Max Meibom hat sich unter andern auch durch die Herausgabe der alten Schriftsteller über die Musik verdient gemacht. Das Werk, welches keinem literarischen Musikfreund unbekannt seyn sollte, ist betitelt: Antiquae musicae scriptores septem, graece et lat. (2 Vol. Amst. Wetstein. 4°. jetzt 80 — 100 fl. in Werth). Meibom dedicirte es der Königinn Christine von Schweden. An den Hof dieser gelehrten Fürstinn berufen, erhielt er von ihr den Auftrag, musicalische Instrumente, so wie er sie beschrieben, anfertigen zu lassen. Darauf veranstaltete die Königinn ein Concert nach antiker Weise, wobey Meibom griechisch singen und der Professor Naudäus griechisch tanzen sollte. Als es zur Ausführung dieser originellen Idee kam, und Meibom zu singen begann, entstand plötzlich ein sardonisches Gelächter. Meibom, dem es galt, da er mit dem Gesang nicht recht fort konnte, sprang in seiner Reizbarkeit auf, versetzte dem Leibarzt und Liebling der Königinn, Bourdelot, eine derbe Ohrfeige, verließ wüthend den Saal, und gleich darauf Stockholm. Der Auftritt hatte weiter keine üblen Folgen für Meibom, da Christina zu discret war, es ihm, als die Urheberinn, fühlen zu lassen.

Lipsius als Convertit.

Der größte Virtuose unter den Convertiten ist wohl der berühmte Justus Lipsius. Dieser Gelehrte änderte viermal die Religion. Geboren (1547) und erzogen war er in der römisch-catholischen. Während seines Aufenthaltes in Jena war er mit Leib und Seele Lutheraner. Seine Rückkehr ins Vaterland, die Niederlande, war auch die zum Catholicismus. Als er bald darauf Professor in Leyden ward, ging er zum Calvinismus über. Hierauf begab er sich wegen religiösen Anständen wieder in den Schoß der römischen Kirche. Er kam also dahin zurück, von wo er ausgegangen. Bemerkenswerth ist, daß dieser in kirchlicher Hinsicht so inconsequente Lipsius eine Schrift über die Beständigkeit herausgab. Sie ist von Werth und betitelt: De constantia libri tres. Noch mag hier das ausserordentliche Gedächtniß dieses Mannes angeführt werden. Er konnte z. B. wie der Freyherr von Hormayr den ganzen Tacitus von Wort zu Wort auswendig. Lipsius war seines Memoriums so sicher, daß er sich erboth, einen Mann mit entblößtem Schwert neben sich stehen zu lassen, der ihm alsogleich den Kopf abhauen möge, wenn er bey dem Recitiren des Tacitus auch nur ein einziges Wort fehle.

Clavigo.

Da der dramatische Dichter aus einer historischen Person macht, was er will, so wird es wohl Niemanden einfallen z. B. den Don Carlos sich à la Schiller vorzustellen, besonders seit uns Llorrente in seiner Histoire de l'inquisition aus Quellen die erbärmliche Natur dieses Prinzen enthüllt hat. Eben so wenig kann man den Clavigo so nehmen, wie ihn Göthe gegeben hat; am wenigsten die Catastrophe, in der Clavigo bey dem Leichenzug erstochen wird, denn er

war zu dieser Zeit frisch und gesund, ja er lebte noch im Jahre 1806. (Sonderbar genug von einem dramatischen Dichter: 1tens eine noch lebende Person zu seinem Helden zu erkiesen; 2tens diese Person umkommen zu lassen — doch — Göthe fecit!). Erst in diesem Jahre starb er zu Madrit als Vicedirector des naturhistorischen Cabinettes und Director des Theaters de los Sitios. Die Geschichte mit der Schwester des Beaumarchais, sofern er sie sitzen ließ, ist wohl factisch; auch mit der ausgezeichneten literarischen Cathegorie Clavigo's hat es seine Richtigkeit, und zwar in hohem Grade. Wie es bey Göthe vorkömmt, gab er ein Journal unter dem Titel: Der Denker (el Pensador) heraus. Auch redigirte er gegen 20 Jahre den Mercurio historico y politico de Madrid, Beydes mit Glück und Beyfall. Dann hat er Buffon's Naturgeschichte ins Spanische übersetzt. Clavigo war ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit; er hatte ein edles Gemüth und stand in hohem Ansehen. Er verlor jedoch dieses und seine Aemter durch die famöse Affaire mit der Beaumarchais. Aber so geht es den Gelehrten, wenn sie sich zu tief auf Weibereyen einlassen. Traurige Betrachtung! Männer wie Clavigo sollten noch etwas Edleres kennen, als derley Liebeshändel.

Comenius.

Mit Recht können die Mährer wohl auf ihren Landsmann Comenius stolz seyn. Seine Verdienste um das Schulwesen und die Erleichterung des Sprachunterrichts sind unsterblich. In mehr als 12 Sprachen wurde sein practisches Werk: Janua linguarum reserata übersetzt, darunter in das Persische, Türkische, Arabische, ja selbst in das Mongolische. Was würde man nicht noch Alles von diesem fleißigen Gelehrten besitzen, hätte er nicht bey der durch die Spanier im

Jahr 1618 verübten Einäscherung von Fulneck, wo e damals Prediger war, seine zahlreichen Manuscript eingebüßt. Er ging nach Lissa in Pohlen, wo er nach geraumer Abwesenheit, wieder um seine Hand schriften und Bücher kam, als die Stadt von den kaiserlichen Heer verbrannt wurde. Ungeachtet desser beträgt die Anzahl seiner Werke, wie Adelung angibt 92. Der Ruf des Comenius war so groß, daß mar ihn allenthalben hin begehrte. Er erhielt Einladunger nach England, begab sich aber nach Schweden, wo Oxenstierna ihn mit Auszeichnung behandelte. In Am sterdam war es, wo er 1672 starb. Er war geboren in dem Dorfe Comna in Mähren, und nahm davon seinen Namen an.

Fürstenblut für Ochsenblut.

Diese Worte aus dem Munde einer Frau, machten einst den Terroristen Alba erbleichen. Der Fall war dieser. Die Gräfin Catharina von Schwarzburg hatte sich von Carl V., als dieser im Jahr 1547 durch Thüringen zog, einen Sauvegardebrief ausgewirkt. Dessen ungeachtet erlaubten sich die spanischen Soldaten, den Unterthanen das Vieh wegzutreiben. Sie erhielt davon Nachricht, eben als der Herzog Alba im Schloß zu Rudolstadt bey ihr das Frühstück einnahm. Sie machte Vorstellungen gegen diesen Exzeß, ward aber ausgelacht, und mit der Entschuldigung abgewiesen, daß sich solche Fälle nicht verhindern ließen. „Das wollen wir doch sehen" rief die Gräfin entrüstet, „meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder bey Gott" (setzte sie drohend hinzu) „Fürstenblut für Ochsenblut." In diesem Augenblick füllten den Saal Bewaffnete, die sie schon früher dazu beordert hatte, und bothen sich, das Schwert in der Hand, sehr höflich zur Bedienung beym Frühstück an. Alles dieß, vornehmlich

aber die entschlossenen und treffenden Worte der wackeren Frau, machte auf den eiskalten Kriegsknecht Alba einen solchen Eindruck, daß er auf der Stelle schriftlich den Befehl an seine Soldaten ergehen ließ, das Geraubte zurückzugeben.

Gliedertaxirung.

Es müßte wunderlich klingen, wenn man die Invaliden, nach Maßgabe ihrer eingebüßten Glieder taxiren, und z. B. so und so viele Gulden auf den Verlust eines Armes oder Auges setzen wollte. Wirklich aber gab es vor nicht langer Zeit einen solchen Tariff, und zwar bey den Generalstaaten. Als nämlich im Jahre 1781 die Rede von dem gegen Großbrittannien zu beginnenden Kriege war, machten die Holländer ganz im Geist der echten Kaufleute, die da annehmen, daß für Geld Alles zu haben sey, nachstehenden Prämientariff für die Marinesoldaten bekannt. Sie erbothen sich zu zahlen: für den Verlust beyder Augen 1500 fl., des einen 350 fl., beyder Arme 1500 fl., des rechten 450 fl., des linken 350 fl., beyder Hände 1200 fl., der rechten 350 fl., der linken 300 fl., beyder Beine 700 fl., eines Beines 350 fl. Für beyde Füße erbothen sie sich 450 fl., und für einen Fuß nur 200 fl. Man sieht, daß vom Kopf dabey keine Rede ist.

Mailand im 13. Jahrhundert.

Das 13. Jahrhundert ist es, wo Mailand in der stattlichsten Blüthe stand. Damals zählte es, wie Le Bret in seiner Geschichte von Italien anführt, 13,000 Häuser, 6000 Brunnen, 60 Plätze, 1000 Schenken, 150 Gasthäuser, 3000 Mühlen, an die 200,000 Einwohner, worunter 40,000 streitbare Leute, 200 Richter und Rechtsgelehrte, 400 Advokaten, die Endurtheile besorgten, 600 kaiserliche Notare zur

Ausfertigung der Documente, ferner 200 Aerzte 80 Schullehrer. Die Zahl der graduirten Philosophen wird auf 180 angegeben, woraus hervor geht, daß 150 Bücherabschreiber hinwieder verhältnißmäßig nicht viel sind. (Die Büchercopisten waren damals wohl keine Philosophen wie jetzt, wo auch Philosophen Bücherabschreiber sind). Mönche und Nonnen zählte die ganze Herrschaft an 10,000, Kirchen über 13000, und 3000 besondere Altäre, meist der Madonna geweiht.

Luther gegen den Nachdruck.

Daß die Nachdruckerey so alt ist, als das Buchdrucken selbst, ist bekannt. Man weiß auch, daß Luther vielfältig gegen das Nachdrucken geeifert hat. Hier stehe, was dieser Mann über denselben Gegenstand in seiner Auslegung der Episteln und Evangelien (1525) sagt. Es ist dieses: „Was soll das seyn, meine liebe Druckerherrn, daß Einer dem Andern so öffentlich raubt und stiehlt das Seine, und unter einander euch verderbet? Seyd ihr nun auch Straßenräuber und Diebe worden? oder meint ihr, daß Gott euch segnen und ernähren wird durch solche böse Tücke und Stücke? — Nun wäre der Schaden dennoch zu leiden, wenn sie doch meine Bücher nicht so falsch und schändlich zurichteten. Nun aber drucken sie dieselbigen, und eilen also, daß, wenn sie zu mir wieder kommen, ich meine eigene Bücher nicht kenne. Da ist etwas außen, da ist versetzt, verfälscht, da nicht corrigirt, haben auch die Kunst gelernt, daß sie Wittenberg oben auf etliche Bücher drucken, die zu Wittenberg nie gemacht, noch gewesen sind, das sind ja Bubenstücke, den gemeinen Mann zu betrügen, weil von Gottes Gnaden wir im Geschrey sind, daß wir mit allem Fleiß und kein unnützes Buch auslassen, so viel uns möglich ist. Also treibet sie der Geitz und

Neid unter unserm Namen die Leute zu betrügen, und die unseren zu verderben. Es ist ja ein ungleich Ding, daß wir Arbeit und Kosten sollen darauf wenden, und andere sollen den Gewinnst und wir den Schaden haben. Derohalben seyd gewarnt, meine lieben Drucker, die ihr so stehlet und raubet. Denn ihr wißt, was St. Paulus sagt zu den Thessalonichern 1. Epistel am 4. Cap.: „Niemand vervortheile seinen Nächsten im Handel, denn Gott ist Rächer über das Alles.“ Dieser Spruch wird auch euch einmahl treffen, auch so werdet ihr solcher Räuberey nichts reicher, wie Salomo spricht: „Im Hause des Gottlosen ist eitel verschließen, aber des Gerechten Haus wird gesegnet.“ Und Esaias: „Der du raubest, was giltst, du wirst wieder beraubet werden.“

Kircher als Entzifferer.

Der Jesuit Athanasius Kircher, bekannt durch seine zahlreichen Schriften, und verdient um Mathematik und Physik, strebte stets dem Sonderbaren und schwer Ergründlichen nach. Mehrmals geschah es, daß man ihn dabey in Versuchung führte. Einst legte man ihm ein Stück chinesisches Papier zur Entzifferung vor. Kircher zerbrach sich fruchtlos den Kopf, bis ein Freund ihm endlich das Geheimniß enthüllte. Es waren nähmlich verkehrt geschriebene lombardische Charactere. Ein anderes Mahl wurde Kirchern ein sehr altes Stück Papier, das man in einem alten Schloß gefunden hatte, zur Erklärung eingesendet. Niemand hatte es bisher entziffern können. Kircher aber, schon gewitzigt, hatte das Räthsel sogleich weg. Er hielt das Papier gegen den Spiegel, und siehe, Jedermann konnte es lesen, da es gleichfalls von der linken zur rechten Hand gehaltene Charactere enthielt.

Seltsames Commando.

Bey der Schlacht von Almanza fand das Eigene statt, daß die englischen Truppen von einem französischen, und die französischen von einem englischen General commandirt wurden. Diese Bataille wurde von dem Marschall Berwick gewonnen, welcher ein Seitenkind König Jacobs war.

Gräfinn Königsmark.

Wenn man bey dem weiblichen Geschlechte die Wissenschaften billigen kann, so gebührt der Gräfinn Königsmark, bekanntlich ein Liebling Augusts II., eine ausgezeichnete Würdigung. Schon im 18. Jahre war sie im Sprechen und Schreiben nebst der schwedischen, der deutschen, französischen, italienischen und englischen Sprache vollkommen mächtig. Nebstbey las sie die römischen Classiker. Französisch und italienisch dichtete sie mit Glück, so daß Voltaire von ihren Poesien sagte, man könne meinen, sie sey zu Versailles erzogen. Seltenes Talent besaß sie für die schönen Künste. Sie componirte für die Laute eben so vortrefflich als sie dieses Instrument spielte. Sie war eine der besten Sängerinnen, und mahlte mit großer Vollkommenheit, wie die in Quedlinburg noch vorhandenen Stücke bezeugen. Mit all diesen Eigenschaften verband sie Geist, Witz, und jene geselligen Vorzüge, die im Gefolge der Schönheit und Jugend unwiderstehlich sind.

Reiche Kaufleute, Unterstützer von Potentaten.

Der Fugger in Augsburg unermeßlicher Reichthum, und was ihr Hochsinn für den geldentblößten Max gethan, ist in Jedermanns Andenken. — Weni-

ner bekannt mag der beyspiellose Wohlstand des Handelsmanns J. Coeur in Frankreich, und die Großmuth seyn, mit der er Carl VII. unterstützte. In alle Welttheile dehnten seine Geschäfte sich aus, sie waren bedeutender als die aller französischen und italienischen Kaufleute zusammen. Coeur war es, der dem Könige im Jahr 1448 die Eroberung der Normandie möglich machte, indem er 400,000 Goldgulden dazu herschoß, und den Unterhalt von 4 Armeen bestritt. — Eben so denkwürdig ist der ungeheure Reichthum des Handelshauses Chek in Bengalen, welches in der Mitte des 17. Jahrhunderts blühte. Diese Kaufleute besaßen über 500 Millionen, und 800 Schiffe, die stets beschäftigt waren, Asiens und Africas Producte gegen einander umzusetzen. Das Geschenk, welches sie ihrem Monarchen, als er bey ihnen speisete, verehrten, übersteigt noch weit den Werth des Schuldbriefes, welchen die großmüthigen Fugger, als die Gläubiger, ihrem erstaunten Gaste, dem Kaiser Max darbrachten. Es war der Armsessel, auf dem der Fürst saß, mit Goldsäcken gefüllt, gestickt mit Edelsteinen, 32 Millionen im Werthe. —

Verwahrung.

Daß man es auch im 17. Jahrhunderte in Italien mit religiösen Dingen noch bis zur Subtilität genau nahm, ist bekannt. Der berühmte Tieraboschi bewahrt in seiner Geschichte der italienischen Literatur ein characteristisches Beyspiel davon auf. Ein Schauspieldichter in Florenz wollte seine Opern gegen theologische Mißdeutungen verwahren. Er glaubte, am Sichersten zu gehen, wenn er seinen Arbeiten ein für allemal folgende Protestation voraus schicke: „Die Wörter: Schicksal, Gottheit, Verhängniß, und ähnliche, die in diesem Drama vorkommen, sind nur als poetische Scherze anzusehen, denn der Verfasser

glaubt fest und fortwährend an Alles, was die hei„lige Kirche zu glauben gebiethet." — Der vorsichtige Mann blieb mit allen inquisitorischen Zumuthungen verschont, und soll, wie eine italienische Zeitung meldet, sogar belohnt worden seyn. In neuester Zeit geht es freylich nicht mehr so strenge zu.

Ministre empoisonneur.

Voyages d'Ali Bey el Abassi en Afrique et en Asie pendant les années 1803—7, 3 Vol. Paris 1814, ist eines der interessantesten Bücher (Verdeutscht Weimar 1815). In dem 2. Bande (S. 312) kommt ein Datum vor, welches man wenigstens äusserst picant nennen muß. Der Sultan Sheriff von Meegne soll nähmlich einen eigenen Ministre empoisonneur haben. Dieser ist nach des Verf. Angabe ein junger Mann von sehr feinen Sitten. Sein Amt besteht darin, anstößige Personen zu vergiften. Man macht gar kein Geheimniß aus dieser philanthropischen Würde und Procedur. Auch dem Ali-Bey war die Sache bekannt. Er versah sich daher mit einem guten Brechmittel. Dieser Ali-Bey ist übrigens ein Pseudonymus. Der wahre Verfasser, ist ohne Zweifel der Spanier D. Domingo Bahia, welcher von Carl IV. zu einer Entdeckungsreise nach Africa bestellt worden. Ungeachtet dessen ist das Buch dem König Ludwig XVIII. gewidmet; die Dedication ist mit B. unterfertigt. Der Beysatz el Abassi (der Abasside) hat bloß ein größeres Gewicht zum Zweck. Bewanderte Leser werden überhaupt durch die mancherley Anachronismen nicht beirrt werden.

Journalistenumtriebe.

Unter den entehrenden Kunstgriffen, deren sich die Journalisten nur allzu oft bedienen, ist der, durch

welchen der Eigenthümer der englischen Zeitung the morning Post, das Blatt seines Rivalen, betitelt the Telegraph im Jahr 1796 um den Credit brachte, erwähnenswerth. Jener ließ von Ramsgate aus ein Packet an die Redaction des Telegraphen abgehen, welches mehrere gedruckte französische Zeitungsblätter, und unter diesen eines enthielt, in welchem die Friedenspräliminarien des Kaisers Franz und der französischen Republik umständlich vorkamen. Alles war so schlau behandelt, daß es dem Telegraphen nicht einfallen konnte, an der Aechtheit dieser Blätter zu zweifeln. Gleichwohl waren sie sämmtlich fingirt. Der Telegraph druckte die Nachrichten auf der Stelle ab, und die Folge davon war, daß er seine getäuschten Abonnenten verlor. Er klagte, da sein Gegner sich verrieth, auf einen Ersatz von 1000 Pfund Sterling; es wurden ihm aber nur 100 zugestanden.

Fiaker.

Nicolaus Sauvage, ein Franzose, ist der Erfinder der Miethkutschen. Er wohnte zu Paris in der Straße St. Antoine in einem Hause, das den Schild: zum heiligen Fiacre hatte. Dieser Fiacre war im 7. Jahrhundert König von Schottland. Von diesem Hausschilde erhielten die Miethwagen ihre Benennung, und der heilige Fiacre ist seitdem ihr und ihrer Führer Schutzpatron. Das Jahr der Erfindung ist 1650. — Die Kutschen (Wägen mit hängenden Kästen) sind eine Erfindung der Ungarn, einer Nation, welche von jeher auch in dem Gebiethe der Erfindungen und Entdeckungen, eine überaus dankeswerthe und ehrenvolle Rolle gespielt hat. Ueber die Verdienste der edlen ungarischen Nation in diesem Felde kann man sich näher unterrichten im Archiv für Ungarn von dem unermüdlichen Herrn v. Csaplovics 1ter Band, nach diesem im Wiener-Conservationsblatt 1821 rc. Die

Benennung: Kutsche stammt wohl auch unmittelbar aus dem Ungarischen, wo diese Kótsi heißt.

Maupertuis.

Kürzlich wurde in Paris eine neue Schrift: Project d'une ville latine angekündigt. Dieser Titel erinnert daran, daß bereits Maupertuis während seines Aufenthalts am Hofe Friedrichs des Großen ein solches Project gefaßt hatte. Voltaire spottete darüber, so wie über einige andere Vorschläge dieses excentrischen Kopfes. Maupertuis hatte nähmlich auch projectirt, das Daseyn Gottes durch eine abgebraische Formel nachzuweisen; zur Ergründung des Wesens der Seele das Gehirn von Riesen zu zergliedern; ein Loch bis zum Mittelpunct der Erde zu graben. Wenn diese seltsamen Zumuthungen vor dem Richterstuhl des gesunden Verstandes keinen Beyfall finden konnten, so erhielt ihn dagegen eine andere, die darin bestand, daß nicht geheilte Patienten nicht verbunden seyn sollten, die Aerzte zu bezahlen. — Noch möge bey diesem Anlaß folgende diesen Gelehrten betreffende Anecdote hier stehen. Maupertuis, stets um den König, hatte sich aus Neugierde verleiten lassen, der Schlacht von Molwitz zuzusehen. Wie es heißt, geschah das von einem Baume aus. Die Oestreichischen Husaren nahmen ihn gefangen, und plünderten ihn aus. Als er hierauf nach Wien kam, empfing ihn der Kaiser mit vieler Achtung. Maupertuis erzählte dem Monarchen, daß ihm vorzüglich um die von Graham verfertigte Uhr leid sey, welche ihm bey seinen astronomischen Beobachtungen so gute Dienste geleistet habe. Der Kaiser überreichte ihm darauf eine ihm selbst gehörige Uhr desselben Meisters, die obendrein reich mit Diamanten besetzt war, mit dem Worten: „Die Husaren haben sich blos einen Spaß

machen wollen; sie haben mir die Uhr gebracht; hier ist sie, nehmen Sie sie zurück."

Spielhäuser in Paris.

Die Uebersicht der öffentlichen Spielhäuser in Paris und ihrer jährlichen Geschäfte (in des 4. Bandes 4. Heft der Bibliotheque historique 1819), setzt in Erstaunen. Es sind in Paris 7 Tische Trente et un, 9 Roullette, 1 Passe dix, 1 Craps, 1 Creps, 1 Biribi. Besoldet werden an diesen 20 Tischen (von denen 13 bloß im Palais royal) für Trente et un 28 Tailleurs, jeder monatlich mit 550 Franken; 28 Croupiers, jeder mit 380 Franken; 42 I. B. (??) mit 200 Franken; auf die 9 Roulettes und 1 Passe dix kommen 80 Tailleurs, jeder zu 275 Fr. (auch monatlich); dann 60 I. B. zu 150 Fr.; für Craps, Biribi und Creps 12 Tailleurs zu 300 Fr.; 12 Inspectoren zu 150 Fr.; 10 Stellvertreter zu 100 Fr.; 6 Partheyhäupter (chefs de partie) in den großen Sälen zu 700 Fr. (per Monat), 3 derley für die Roulettes zu 500 Fr.; 20 geheime Inspectoren zu 200 Fr.; dann ein Generalinspector zu 1000 Fr.; 130 Aufwärter zu 75 Frank; — für Carten sind bestimmt 1500 Fr. monatlich; für Erfrischungen und Bier 3000 Fr.; Beleuchtung 5500 Fr.; Refrescaden für den großen Salon 12,000 Fr.; Sonach beträgt die monatliche Ausgabe 22,000 Fr. Rechnet man nun die Jahrsmiethe der Häuser pr. 130,000 Fr. und die Büreaukosten pr. 50,000 Fr., so ergiebt sich ein Jahresbetrag von 1 Million 551,480 Fr. — Dem Aerario werden als Pacht 6 Millionen, und ist der Pacht auf 6 Jahre, noch 1 Million als Trinkgeld (pot de vin) bezahlt. Die ganze Ausgabe des Pachtes beträgt folglich 7 Millionen und 718,156 Fr. Was hat aber der Pächter monatlich für eine Einnahme? Antwort: 800,000 Fr.; also jährlich 9 Mil-

lionen und 600,000 Fr.; demnach bleibt ihm jährlich der ganz artige Gewinn von 1 Million 881,854 Fr.; und bey Verlauf der Pachtzeit von 6 Jahren 11 Millionen 201,124 Fr. —

Was treffend irgend ein franz. Poet über die Spielhäuser singt, stehe hier:

> Caverne à l'avarice ouverte
> Où l'on court le danger certain
> D'être ruiné par la perte,
> Ou déshonoré par le gain!

Die eiserne Jungfrau.

Schade, daß Meißners Idee, in der frühern Literatur Nach- und Aehrenlesen zu halten, zum Theil ausgeführt in seiner Quartalschrift: Für ältere Literatur und neuere Lecture, keine Nachahmer findet! Viel Wichtiges und Interessantes würde dann wieder auf einige Zeit der Vergessenheit entrissen. Indeß wird hier und da Manches, besonders in Journalen hervorgezogen. So gibt uns der ehrwürdige Veteran Göckingk in der Abendzeitung über die sogenannte eiserne Jungfrau ein bemerkenswerthes Datum, welches ihm im 10. Bande der Hist. des empires et des republ. des Abbé Gryon (Paris 1741) aufgestoßen, aus dem hervorgeht, daß schon die alten Griechen eine solche Maschine besessen hatten. Es wird erzählt, daß der Tyrann Nabis, während seiner 14 jährigen gewaltthätigen Herrschaft über die Lacedämonier sich einer solch eiserne Dame als Foltermaschine bedient habe. „Mit einer seiner Torturen," heißt es, verband Nabis zugleich Spott und Scherz in einer Folter, die nur er zu erfinden fähig war. Er ließ eine Figur verfertigen, die seiner Gemahlinn, Apega, vollkommen ähnlich war. Diese stellte er in seinem Audienzsaale auf. Wenn er einige Bürger vorfordern ließ, um Geld von ihnen zu erpressen, so machte er den Anfang da-

mit, ihnen die dringende Verlegenheit des Staats vorzustellen, um sie dadurch zu veranlassen, sich von selbst zu Beyträgen zu erbiethen. Dann zeigte er ihnen die Figur seiner Gemahlin — die mit ausgebreiteten Armen da stand — und sagte: Apega! bitte sie inständig, sich des allgemeinen Wohls anzunehmen. — Wenn sie dann noch widerstanden, so mußten sie sich der Figur nähern, und ihr Gesicht wurde gegen ihrem Busen gedrückt, der mit spitzen, eisernen, unter ihren Kleide verborgenen Stacheln besetzt war. Dann schloß die nachgemachte Apega, vermittelst einiger Springfedern, ihre Arme, und drückte das Gesicht des Bürgers so lange gegen die Stacheln, bis er mündlich oder schriftlich versprochen hatte, Alles herzugeben.

Aussichten zu einem completen Livius.

Noch immer besitzen wir von dem 140 oder 142 Büchern des Livius nur die ersten 10 und das 21. bis 45ste. Manche Spuren haben sich von der Existenz der übrigen Bücher gezeigt, aber noch immer hat es nicht gelingen wollen, die an sich höchst kunstvolle Ergänzung eines Freinsheim entbehrlich zu machen. Mehrmahls bereits war die Rede von einer in Marokko befindlichen Uibersetzung des completten Livius in arabischer Sprache. Manches ist versucht worden, jene abgängigen Bücher eines so wichtigen Classikers zu acquiriren; doch immer fruchtlos. Ludwig XIV. z. B. sagte einem griechischen Handelsmann, der ihm einen vollständigen, aus einer Feuersbrunst geretteten Livius zuzuwenden versprach, die nahmhafte Summe von 50,000 Thalern zu. Doch der Kaufmann, es ist unbekannt warum, hielt nicht Wort. Ludwig dadurch nicht abgeschreckt, beauftragte sofort seinen

Gesanden Ferriol in Constantinopel, sich um den completten Livius zu bewerben, und dem Custos einer dortigen Bibliothek hundert tausend Thaler dafür zu bieten. Allein auch dieser glänzende Anbot blieb fruchtlos. Eben so erging es dem Großherzog von Florenz, der um dieselbe Zeit 5000 Piaster bot. Auch ein König von Neapel soll bedeutende Summen erfolglos aufgewendet haben, durch einen gewissen Abbate eine angeblich in Marokko vorhandene arabische Uibersetzung des vollständigen Livius an sich zu bringen. Die neuesten, und gegründeten Aussichten eröffnet uns die Unterhandlung, in welcher seit einiger Zeit der geistreiche, und gelehrte Dr. Heastely in London, mit einem literarischen Freunde in Constantinopel steht. Dr. Heastely gab vor einigen Monaten in einem Briefe Nachricht von seinen Hoffnungen und erzählt, daß das Geschäft sich dem Abschluß nähere. Daß irgend eine alte Büchersammlung der griechischen Kaiser in Constantinopel ein vollständiges Exemplar dieses Classikers verschließe, ist allerdings höchst wahrscheinlich, und wird durch die früheren Spuren gewissermaßen bestätigt. Wie merkwürdig, wenn hier ein schlichter Privatmann mit einem mäßigen Betrage glücklicher wäre, als früher Monarchen mit an sich ungeheuren Summen! Möchte doch die Muse der Geschichte diese edlen Bemühungen wohlwollend beschirmen, auf daß die jetzt obwaltenden Gährungen nicht störend, oder wohl gar vernichtend auf sie einwirken, und so fort die Nachwelt Heasteiys Nahmen dankbar neben dem eines Majo und Aucher nennen könne!

Schicksale der Diderot = d'Alembertschen Encyclopädie.

(Nach dem Französischen des Peignot).

Die Herausgeber dieses unermeßlichen Werkes, erfuhren schon bey dem Beginn der Drucklegung Hindernisse, und zwar von sehr gegründeter Art. Kaum waren die ersten zwey Bände erschienen, als wegen der darin entdeckten kühnen Sätze über die Regierung, und sehr gewagten Meinungen über Religion, der Druck durch einen Rathschluß vom 7ten Februar 1752 ausgesetzt ward. Das Druckverboth gegen die folgenden Bände wurde erst gegen Ablauf des Jahres 1753 aufgehoben und es erschienen so fort fünf neue Bände; aber im Jahre 1757 fingen die Klagen aufs Neue an; ein Rathschluß vom 8. März 1759 widerrief das Privilegium, und legte Verboth auf die Fortsetzung des Druckes. Gleichwohl geschah es, daß man bis 1766 daran druckte, und heimlich Exemplare verbreitete. Die Geistlichkeit, von welcher das Werk im August 1765 rechtsgültig geächtet worden, brachte Klagen dagegen an, und die Regierung, nachdem sie sich das Verzeichniß der Subscribenten, welche Exemplare an sich gebracht, hatte geben lassen, sandte jenen einen königl. Befehl, sie dem Polizeylieutenant abzuliefern; die Buchhändler, Gründer und Mitarbeiter des Werkes wurden in die Bastille gesetzt. Alle diese Widerwärtigkeiten rührten von der geringen Behuthsamkeit her, womit die Herausgeber der Encyclopädie ihre Meinungen über zarte Gegenstände der Religion und Politik geäußert hatten. Dennoch duldete man in der Folge die Drucklegung der letzten Bände, was dem Schutze zu verdanken ist, welchen die Herrn von Choiseul, Malesherbes, und andere Große den Gründern, und Herausgebern dieser ungeheuren Unternehmung angedeihen ließen.

Wenn man, was den Ursprung und die Bildung der Encyclopädie betrifft, dem Herrn Luneaude Boisjermain in seinem famösen Proceß mit den Buchdruckern, und Buchhändlern derselben, glaubt, so sind es nicht die Herrn Diderot und d'Alembert, denen man die erste Idee einer französischen Encyclopädie schuldig ist. Schon seit mehreren Jahren kannte man Ephr. Chambers englische Encyclopädie; und ein mit der französischen Sprache vertrauter Engländer hatte sie ins Französische übertragen wollen. Die Sache kam so. Im Jahre 1743 unternahm John Mills, englischer Edelmann, diese Uibersetzung in Gemeinschaft mit Herren Seillius, einem eingebornen Danziger, und ehemahligen Professor zu Halle. Eines Buchdruckers benöthigend, wendeten sie sich an Lebreton, Buchdrucker und Buchhändler in Paris. Als Fremde waren sie mit den Förmlichkeiten, die man, um ein Werk zur Presse zu fördern, damahls überstehen mußte, nicht bekannt. Der Buchdrucker übernahm es, diesen Genüge zu leisten, und auf ihrer Aller Nahmen ein Privilegium nachzusuchen; aber er ließ es nur auf den seinigen ausfertigen. Mills, von diesem Betrug unterrichtet, beklagte sich darüber bitter, und mit solchem Lärm, daß Lebreton, in einer cessionsförmigen Verschreibung, erklärte, daß das Privilegium auf Chambers Wörterbuch, obgleich auf Lebretons Nahmen lautend, dennoch Herrn Mills als volles Eigenthum zugehöre. Allein diese Urkunde wurde bald ungültig durch Formalitätsgebrechen, von welchen Lebreton den Uibersetzer nicht unterrichtet hatte. In einer nachträglichen Uibereinkunft trat Mills an Lebreton einen Theil des Privilegiums ab. Dieser schlug seinem Gesellschafter vor, die Encyclopädie auf Subscription anzukündigen; Mills stimmte bey, aber in dieser Bekanntmachung unterließ Lebreton wieder die Beobachtung der vorgeschriebenen Formalitäten. Der Zulauf der Subscribenten war beträchtlich. Mills glaubte diese Unterstüt-

zung benutzen zu können, und verlangte von Lebreton eine Abschlagszahlung. Er erhielt von diesem nichts als eine von übler Behandlung begleitete Verweigerung. Dieß gab Anlaß zu einem Criminalproceß. Uiber den angeklagten Lebreton wurde ganz einfach verhängt, sich vor das Chatelet zu stellen. Mills appellirte gegen diesen Ausspruch an das Parlament, weil er ihn unzulänglich fand. Während dieser Zeit machte Lebreton sich das Formalitätsgebrechen zu Nutzen, um das erste Privilegium widerrufen zu machen, und erhielt ein anderes auf seinen Nahmen, unterm 21. Jänner 1746, für die Encyclopädie von Diderot und d'Alembert. Dadurch ward Mills eines Werkes beraubt, dessen Idee, Plan, Eingang, und erste Ausführung ihm angehörten, ohne einen andern Fehler, als den, gegen Verordnungen, die er nicht gekannt, gehandelt zu haben, und zu diesem von Lebreton, der ihn hätte leiten sollen, verführt worden zu seyn. Er war sofort genöthigt, nach England zurück zu kehren; und Sellius, sein Mitarbeiter, starb 1767 zu Charenton; er war närrisch geworden!

Die neuen Buchhändler, welche die Encyclopädie von Diderot und d'Alembert unternahmen, waren Briasson, Lebreton, David, und Durand. Gegen Briasson, und Lebreton ist es, daß Boisjermain wegen der Encyclopädie den so bekannten, und so langwierigen Proceß hatte; die Denkwürdigkeiten, welche er lieferte, waren willkommen, weil sie gelehrte Untersuchungen, und curiose Details über die Geschichte dieses voluminösen Werkes, die Handhabung der Druckerey, den Mechanismus dieser Kunst, und die Industrie der Buchdrucker enthalten. Der Verfasser behauptet, daß jeder Subscribent bey dem Subscriptionsbetrag von 737 Livres für die ersten 26 Bände der Encyclopädie, 154 Livres zu viel gezahlt habe, weil die Buchhändler die in ihrem Prospectus ausgesprochenen Verbindlichkeiten im Ganzen nicht erfüllt

hätten. Diese 154 Livres bloß mit der Zahl der Subscribenten multiplicirt, geben eine Summe von 1,984,052 Livres, welche die Buchhändler den Subscribenten zurückzuzahlen gehabt hätten. Nach Herrn Luneau haben die Druckkosten der 26 Bände in einer Auflage von 4250 Exemplaren 1,158,958 Livres, 3 Sous, 6 Deniers betragen, und den Buchhändlern, lediglich von Seite der Subscribenten, 3,789,352 Livres einbringen müssen. Aber Briasson und Lebreton, haben behauptet, daß Luneau sich in seiner Berechnung betrogen, und den Kostenbetrag stark verringert habe. Zum Beyspiel gibt er die Acquisition der Manuscripte und die Honorare der Herausgeber auf 150,000 Livres an, während sie 400,000 Livres übersteigen *); er übergeht mit Stillschweigen die Verluste und Banqueroutte, die zu 100,000 Livres angeschlagen werden können rc. In die Details dieses seltsamen Prozesses gehen wir nicht weiter ein; wir sagen nur, daß nach zahlreichen Denkschriften, Repliken, und vielem Prozessiren, Luneau de Boisjermain unterlag; der Sieg blieb den Buchhändlern.

Die Papillote.

Wenn die Gräuel der venetianischen Inquisition, durch die so manches unschuldige Schlachtopfer fiel, das Herz des Menschenfreundes mit Abscheu und Entsetzen erfüllen, so genoß diese Republik auf der andern Seite den Ruhm einer außerordentlichen Thätigkeit in der Aufspürung und unbestechlichen Bestrafung

*) Es ist hier der Platz, anzumerken, daß Diderot welcher bey diesem Werk so unendlich viel gearbeitet, dafür nichts als eine lebenslängliche Rente von 1000 Livres gezogen hat.

wirklicher Verbrecher. Die Hinrichtung, welche im Jahre 1780 auf dem Marcusplatze Statt fand, ist ein sprechender Beweis von dieser Sorgfalt und Wirksamkeit.

Ein junges Frauenzimmer, durch Geistesbildung und äußeren Reiz gleich liebenswürdig, ward durch unselige Rücksichten der Convenienz die Gattinn eines sehr bejahrten Mannes. Trotz ihrer Bitten und Thränen mußte sie dem unabänderlichen Willen der Familie sich fügen, und sonach dem Umgang ihres Geliebten, eines feurigen Jünglings, entsagen. Einige Zeit gelang es Beyden, sich zu bezähmen. Doch die Gluth des italischen Himmels, und die lockern Grundsätze dieser jungen Leute, ließen sie bald die Pflicht der Moralität vergessen. Sie fanden leicht Mittel sich zu sehen, und ihren Umgang fortzusetzen. Allein die Wachsamkeit des eifersüchtigen Ehemanns trat bald störend dazwischen, und entflammte die Rachsucht des buhlerischen Paares.

Eines Tages machte die Frau ihren Verwandten kund, daß ihr Gatte im Begriffe sey, eine weite Reise zu unternehmen. Der anberaumte Tag erschien. Noch nie hatte man die junge Frau so betrübt, so niedergeschlagen gesehen. Die Entfernung ihres Mannes hatte ihr ganzes Wesen verändert. Mit dem Ausdruck der Trauer suchte sie Trost bey allen Verwandten. Aber kaum hatte sie angefangen, sich in ihre Lage zu fügen, so steigerte die Ankunft eines Briefes ihre Betrübniß bis zur Verzweiflung. Dieses Schreiben enthielt die Nachricht von dem Tode ihres Gatten. In dieser Noth hatten die Verwandten und Freunde der jungen Witwe kein eifrigeres Geschäft, als sie aufzurichten. Lange bleibt Alles fruchtlos. Nach und nach aber erhohlt sich die Bekümmerte; und als man ihr endlich vorschlägt, jenem jungen Manne, der einen so ungewöhnlich innigen Antheil an ihrem Schicksale nähme, die Hand zu reichen, gewinnt sie allmählich ihre volle Heiterkeit

wieder. Dieser Glückliche war natürlich kein Anderer, als ihr vertrauter Geliebter. — In wenigen Wochen war er ihr Gatte.

Zufällig fand man einige Zeit hierauf in einem verwitterten Brunnen einen Menschenkopf. Es bestand damahls in Venedig eine Art Morgue, wie in unsern Tagen zu Paris, wo man unbekannte Leichname öffentlich aussetzt, um durch die, Jedermann zugängliche Beaugenscheinigung vielleicht ein Näheres zu erfahren. Obgleich das Gesicht dieses Kopfes ganz unkenntlich war, so stellte man ihn dennoch zur öffentlichen Schau aus. — Allein eben diese Verunstaltung verhinderte auch jede Bezeichnung; Niemand kannte den Kopf.

Das Tribunal zu Venedig befiehlt dessen ungeachtet, mit der Ausstellung fortzufahren, und zu diesem Zwecke den Kopf in Weingeist zu verwahren. Ein volles Jahr bleibt der Kopf aufgestellt, ohne daß sich irgend Etwas kundgegeben hätte. Da noch keine Aussicht zur Entdeckung sich zeigte, so fragte man bey dem obersten Gerichte an, was denn mit diesem geheimnißvollen Haupte geschehen solle? — Dieses unermüdliche Gericht ist aber weit entfernt, alle Hoffnung aufzugeben. Es hat den Grundsatz, seine Nachforschungen bis auf das Aeusserste unabläſſig zu verfolgen. Demnach befiehlt es, den Kopf in allen seinen Theilen auf das Genaueste noch einmahl zu untersuchen. Es geschieht — und siehe — man findet in den Haaren den Rest einer Papillote.

Für das Tribunal zu Venedig ist dieses ein wichtiger Fund. Es knüpft an ihn die Möglichkeit der Entdeckung. Diese steigt bald zur Wahrscheinlichkeit, als man gewahr wird, daß das Fragment beschrieben und von einem Briefe ist. Wohl sind es nur einzelne unzusammenhängende Wörter; allein auch da weiß man Rath. Ein geschickter Schriftstecher erhält den Auftrag, das Stückchen Papillote in Kupfer getreulich nachzustechen. Von diesem Stiche läßt das Gericht

eine große Menge Abdrücke veranstalten, und selbst in den allerunbedeutendsten Ortschaften der Republik sämtlich mit der Aufforderung verbreiten, die Handschrift genau zu untersuchen, und mit dem Versprechen einer ansehnlichen Belohnung für denjenigen, der, falls ihm die Hand bekannt wäre, unversäumt die Anzeige machte.

Die Klugheit und Energie dieser Maßregel bewährten sich alsbald. Es trat ein Mann mit der Erklärung auf, daß die Schrift seine eigene sey; er habe den Brief vor mehreren Jahren an seinen Bruder in Venedig geschrieben. Er nannte den Namen. Man forschte weiter, und kam bald darauf, daß dieser Bruder vor längerer Zeit als verreiset angegeben worden, aber nicht mehr zurück gekehrt sey. Dieses Alles behandelte der Rath als ein tiefes Geheimniß. Er ließ sich bey den Verwandten des Vermißten, und bey denen seiner ehemaligen Frau um die Verhältniße und den Character dieser Person erkundigen. Sie sagten aus, daß sie einen gerechten Argwohn nie ganz hatten unterdrücken können. Man nahm sofort die Verdächtige vor, welche sich bald als die Mörderinn bekannte. Ihren Mann hatte sie im Bette erschlagen, den Leichnam in mehrere Stücke zerhackt, und so theilweise versteckt. — Ihr nachheriger zweyter Mann wußte um die Missethat. Beyde büßten auf dem Schaffot.

Die beyden Babeuf.

Babeuf ist der Name zweyer merkwürdiger Männer, Vaters und Sohns. Jener hatte durch seine Volkszeitung eine bedeutende Rolle während der französischen Revolution gespielt; dieser durch seine cau-

stische Zeitschrift: „Der dreyfarbige Zwerg." Beyde hatten ein tragisches Schicksal in der neuesten Epoche.

Zuerst von Babeuf dem Vater. Vom Jahre 1793 an war jedes wichtige Ereigniß der Revolution von seinem Namen bezeichnet. Es erschien damals in Paris eine Schrift zu Gunsten des Volkes, betitelt: Tribun du peuple. Davon war Babeuf der Herausgeber. Ein entschlossener, siegreicher Vertheidiger des Volks gegen despotische oder blutdürstige Anschläge, besaß er dessen Vertrauen und Anhänglichkeit, wie noch Keiner vor ihm. Vielseitige Talente und eine energische, hinreissende Beredsamkeit erleichterten Babeuf seine Siege. Ein Wort von ihm gab oft in den wichtigsten Verhandlungen den Ausschlag. Auf dieser Höhe, mit diesem stillen, aber schrankenlosen Einfluß mußte er bey der Veränderung des Directoriums den Planen der Willkühr nothwendig sehr gefährlich erscheinen. Man beschloß seinen Sturz, dichtete ihm eine Verschwörung an, und zog ihn ein. Doch wagte man es nicht, dem Volksliebling in der Hauptstadt selbst, den Prozeß zu machen. Er wurde in Vendome verhandelt. Die Jury fand zwar die aufgestellten Beweise des zur Last gelegten Verbrechens unzulänglich; allein da das Opfer einmal fallen sollte, so ward Babeuf über einen Incidentpunct sammt seinem Freunde d'Arthé zum Tode verdammt. Aber in dem Augenblick, als ihnen dieß Urtheil kund ward, erstachen sich Beyde mit Dolchen. Ihre Leichname schleppte man gleichwohl aufs Schaffot, um ihnen die Köpfe abzuschlagen. Das war das Resultat eines Prozesses, welcher vom 7. October 1796 bis 25. März 1797 gewährt hatte; dieß das bedaurungswürdige Ende zweyer vortrefflichen Männer und ächten Menschenfreunde. „Es dürfte" sagt ein, bey uns wenig bekanntes Blatt, jetzt noch nicht in der Zeit seyn, von Babeuf dem Vater zu reden, da die Erinnerungen an die blutigen Scenen der Revolution noch zu frisch sind; der kom-

menden Zeit ist es vorbehalten, seinem großen Character, den er in der schwierigsten Lage, in seinem Prozeß und in seinem Tode, wo er wie Cato starb, zeigte, seiner Unbestechlichkeit und seiner Liebe zum Vaterlande Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine Laufbahn beweiset, daß ein Mann von Genie sich überall bemerkt machen kann. Er, der simple Redacteur eines Journals, entschied oft das Schicksal des Senats."

Des jungen Babeuf periodisches Blatt: „der dreyfarbige Zwerg (le nain tricolore) zog sich durch phantastische Staatsansichten und eine zügellose Sprache die Verachtung aller redlichen Vaterlandsfreunde und den Zorn der Regierung zu. Man nahm den Redacteur beym Kopf, und verurtheilte ihn zur Deportation. Wer den nain tricolore kennt, wird diese Strafe nicht zu streng finden. Nachdem Babeuf 17 Monate in der Conciergerie verhaftet war, brachte man ihn nebst mehreren andern Verurtheilten nach dem Fort Mont-Saint-Michel. Unter Weges, in der Normandie, gelang es ihm, mit Hülfe der Einwohner zu entwischen. Er besann sich aber bald eines Andern, und lieferte sich in dem Fort freywillig aus. Dieser Zug hat vielleicht zu seiner Befreyung beygetragen, welche vor einiger Zeit erfolgte.

Merkwürdiges Actenstück zur Geschichte der Aufklärung.

In einer deutschen Haupt- und Residenzstadt wurde in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von der gelehrten Gesellschaft daselbst ein Vicepräsident gewählt. In seinem Patente kam unter Andern folgendes vor:

„Wegen seiner weit und breit erschollenen Gelehrsamkeit und Meriten, auch in Antiquitäten, alten und neuen Münzen, in Physicis und Mechanicis, Botanicis u. s. w. nicht weniger in der Cabbala und Prüfung und Erkenntniß der guten und bösen Geister, deren Nutzen, Gebrauch und Mißbrauch, ingleichen in der wunderbaren Lehre von den Präadamitis, und deren vormaligen Wirthschaft und Haushaltung, auch sonst in Historicis u. s. w. auch in der weissen und schwarzen Kunst erlangten gründlichen und fast erstaunenswürdigen Erfahrung ꝛc." (ist er zu seiner Stelle ernannt worden).

Es wird ihm eingeprägt, darauf zu sehen, daß: „Die Societät mit Edirung gelehrter Schriften sich distinguire, und ein jedes Membrum wenigstens Ein Specimen Eruditionis alle Jahr durch den Druck heraus geben müsse; der Vice-Präsident aber bleibt von solcher Arbeit dispensiret, obgleich sein herrliches und erleuchtetes, und an Fertilität und Fruchtbarkeit dem beßten Klee- oder Weitzen-Acker gleichkommendes Ingenium dergleichen Productionen in der Menge hervorzubringen mehr als gar zu tüchtig wäre."

In Ansehung des Kalenderwesens soll er: „alle Behutsamkeit gebrauchen, damit sie dem Publico, und insonderheit den Curiosis, welche gern zukünftige Dinge vorher wissen, zur Freude und zum Nutzen gereichen; damit die Prognostica von der Witterung, Gesundheit, Krankheit, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre, ingleichen die Kriegs- und Friedens-Läufe accurat getroffen, bey dem Druck nicht mehr rothe Buchstaben, als vonnöthen, gebraucht; der Sonnencircul nicht verkehrt und viereckicht, sondern rund gemahlet, die güldene Zahl nach Möglichkeit vermehret, der guten Tage immer so viel, als ihrer seyn können, angesetzt, die verworfenen oder bösen Tage aber vermindert werden mögen. Dafern auch der Vice-Präsident besondere Veränderungen

anmerken sollte, e. g. daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen habe, oder daß er mit dem Saturno, Venere und Mercurio im Quadrat stünde, oder auch, daß der Zodiakus, wie bereits zu des Campanellä Zeiten angemerkt worden, sich noch weiter aus dem Gleise geben und verrücken, oder auch daß ein Wirbel des Himmels den andern, nach des Cartesii principiis, abschleifen und verschlingen sollte, und daher eine unzählige Anzahl von Cometen oder Schwanzsternen zu vermuthen wäre, so hat der Vice-Präsident ohne den geringsten Zeitverlust mit den übrigen Sociis daraus zu conferiren, auch nicht allein auf die Ergründung solcher Unordnungen, sondern auch auf Mittel und Wege, wie denselben auch am besten abzuhelfen, bedacht zu seyn."

„Und ob es zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, daß die Kobolte, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen, so ist dem Vice-Präsidenten doch aus dem Prätorio *) bekannt, wie es an Nachtwehren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwischen, Nixen, Wehrwölfen, verwünschten Leuten und anderer dergleichen Satans-Gesellschaft nicht ermangele, sondern deren Dinge eine große Anzahl in den Seen, Pfülen, Morästen, Heiden, Gruben und Hölen, auch heiligen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird er also nicht ermangeln, sein Aeußerstes zu thun, um dieselben, so gut er kann, auszurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit sechs Thalern bezahlt werden."

*) Ein ziemlich seltenes Büchlein über diese Gegenstände mit curiosen Abbildungen auf dem Titel. Dobenek hat es in seinem Werke: Des deutschen Mittelalters Volksglauben ꝛc. fleißig benutzt.

„Alldieweil auch eine beständige Tradizion ist, daß allhier in der Churmark, sonderlich in der Gegend von Leunin, Wilsneks und Lebus considerable Schätze vergraben sind, zu deren Besichtigung, und um zu wissen, ob sie noch vorhanden, gewisse Leute und Geschmeiße und Ungeziefer kommen, so muß der Vice-Präsident diesem Pack fleißig auf den Dienst passen u. s. w. auch keinen Fleiß sparen, daß er vermittelst der Wünschelruthe, durch Segensprechen, Allrunken, oder auf andere Art, wo solche Schätze vergraben, ausfindig machen möge, und sollen ihm zu solchem Ende auf sein Verlangen die Zauber-Bücher, so in unserm geheimen Archiv vorhanden, nebst dem Speculo Salomonis verabfolgt werden ꝛc."

Dieses Document ist NB. authentisch. Die deutsche Haupt- und Residenzstadt ist Berlin. Der betheilte Vicepräsident heißt Graf Stein. Das Datum der Instruction ist: 19. Jänner 1732.

Der chinesische Historiograph.

Die Neuwieder-Zeitung enthält über die Historiographie in China (nicht über die chinesische Historiographie, wie denn z. B. französische Revolution, und Revolution in Frankreich, und daher der Titel des hinterlassenen Werks der Frau von Staël: Considerations sur la revolution françoise, logisch falsch ist ꝛc.), folgende interessante Züge: Dem Kaiser von China darf und muß man die Wahrheit sagen. An den Höfen in Europa wird man bekanntlich nicht dazu gezwungen, (aber doch auch eben so wenig zum Gegentheil?). In China besteht ein Tribunal der Geschichte, welches aus zwey Abtheilungen besteht. Die erste muß dasjenige aufzeichnen, was außerhalb der

Residenz des Kaisers vorgeht, nähmlich Alles, was die Geschäfte im Allgemeinen betrifft; die andere, was innerhalb derselben vorgeht, d. h. alle Handlungen und Reden des Fürsten, seiner Minister und Beamten. Jedes Glied dieses Tribunals schreibt auf ein Blatt alles, was es in Erfahrung gebracht hat, unterschreibt seine Erzählung, (man muß also in China die Anonymität für das halten, was sie ist, und den Grundsatz haben, daß Jeder, der etwas schreibt, Muth und Gründe haben soll, dafür zu stehen), ohne sie vorher seinen Collegen mitzutheilen, und steckt sie in einen großen Kasten, der verschlossen mitten in ihrem Versammlungssaal steht. Um den Geist dieses Tribunals näher zu bezeichnen, erzählt ein Reisender, der in China war, Herr Freret, folgende Geschichte: Tjou-i-chong ermordete den Kaiser T-choung-chong, dessen Armeen er befehligte, weil er ihm sein Weib geraubt hatte. Das Tribunal setzte die Geschichte dieser That, und ihre Veranlassung auf, und verwahrte dieses Actenstück in seinen Archiven. Der General erfuhr dieß, entsetzte den Präsidenten des Tribunals der Geschichte, seiner Stelle, verurtheilte ihn zum Tode, unterdrückte das Actenstück, und ernannte einen andern Präsidenten. Kaum war dieser an seiner Stelle, so wurde die Geschichte aufs Neue niedergeschrieben, und ins Archiv gelegt. Nicht sobald war Tsou-i-chong von dieser kühnen Handlung unterrichtet, als er alle Glieder des Tribunals hinrichten ließ. Sogleich war ganz China durch öffentliche Schriften von der abscheulichen That des Generals unterrichtet, und es war eine allgemeine Empörung zu befürchten. Das Tribunal der Geschichte mußte wieder hergestellt werden. Die Annalen der Dynastie Tong (heißt es weiter) erzählen in dieser Hinsicht eine andere Thatsache. Ta-i-tsong, zweyter Kaiser aus der Dynastie Tong, begehrte einst vom Präsidenten des vorgenannten Tribunals die vorhandenen Denkschriften zu der Geschichte

seiner Regierung zu lesen. Herr, sagte der Präsident zu ihm, bedenke, daß wir ein genaues Verzeichniß von den Tugenden und Lastern unserer Regenten halten, und daß unser Tribunal nicht mehr frey seyn würde, wenn du auf deinem Willen beharrtest. Wie, versetzte der Kaiser, du, der du mir so viel zu verdanken hast, du, der du mir sonst so verpflichtet warst, du wolltest die Nachkommenschaft von meinen Fehlern unterrichten? — Es wäre, erwiederte der Präsident, nicht in meiner Gewalt, sie zu verheimlichen; mit Schmerz würde ich sie aufzeichnen. Allein, so will es die Pflicht meines Standes, ich muß die Nachwelt auch sogar von dem unterrichten, was so eben unter uns beyden verhandelt ward. Und das ist denn auch wohl eingetroffen, weil wir es lesen. Aus alle dem zusammen ergibt sich, daß die Chinesen von dem Amt eines Historikers gar delicate Begriffe haben. Worin mag bey ihnen das Hauptinteresse der Geschichte bestehen? Ohne Zweifel in der Wahrheit. Welche mögen ihnen demnach die Cardinal-Tugenden des Historikers seyn? — Wieder ohne Zweifel: daß er richtig sehe, ein ehrlicher Mann sey ꝛc.

Bücherwesen der Vorzeit.

Erst Geist und Gedanke, dann Sprache und Schrift. Erst Blätter und Tafeln, dann Hefte und Bücher.

Alkmann, ein Sohn des Pienithus, verfaßte der Erste planmäßig ein Buch, (Theodoretus). — Die Benennung liber kommt von liber, Bast, worauf man geschrieben. Buch zu deutsch, von der Buche, (dem Baum), deren Rinde und Holz zu Blättern gedient.

Mit Büchern gehandelt, das müssen zuerst die

Hebräer. Ihre Schreiber, Sopherim genannt, markteten schon mit Copien.

Kiriath-Sepher, Stadt in Palästina, wo die Nationalbibliothek der Hebräer, war der Ort ihrer Sopherims, ihr Leipzig. — Kiriath-Sepher heißt zu deutsch „Bücherstadt.“

Lebendiger waren die genialeren Griechen. Bücherschreiber (βιβλιογραφοι) und Abschreiber ταχιγραφοι, auch ελλιγραφοι) bildeten eine Art von Zunft. Letztere trieben Handel, mehr vielleicht zu verbreiten, als zu „profitiren.“ — Sie hießen schon, was sie waren: βιβλιοπωλαι, βιβλιοχαπηλοι Buchhändler. Privatleute, selbst Familienväter, sich Abschreiber haltend (Cicero, Juvenal ꝛc.) trieben Handel mit deren Produkten. So Atticus, so Hermodorus. Dieser mit Umfang und Aufsehn. „Hermodorus handelt. Womit? Mit Weisheit, mit Worten, oder mit Büchern?“ Also fragten seine Kunden. Bald gewinnt das Trödeln edlere merkantilische Form; Athen hat schon ordentliche Buchladen, zugleich homogene Zusammenkunftsorte der Literatoren. Zeno machte so des Crates Bekanntschaft.

Griechisches Muster elektrisirte feurig und schnell der Römer energischen Geist; dieser die Literatur, diese den Handel mit Büchern. Abschreiber und Verkäufer, gemeinsam librarios heißend, regten sich thätig. August, der Mäcene, Dichtkunst und Wissenschaft ehrend, liebend und lohnend, befördert des stoffreichen Keimes Entwicklung. Aufschwung des Buchhandels. Die beyden Sosier zeichnen sich aus. Sie sorgen für Schönheit, Correctheit der Copien, für geschmackvolle Ausstattung der Einbände. Ihre Buchhandlung hatten sie bey dem Tempel des Vertumnus, an den Säulen des Janus. (Hic liberaera meret Sosiis hic et mare transit. Horat.) Die Buchhandlungen vermehrten sich. In der Straße Sigillaria befand sich eine (Gellius), eine andere bey dem Forum

Caesaris (Martial). Die Concurrenz, des Handels Prinzip, beflügelte den Umtrieb, die Industrie. Die Zahl der Bibliopolen fuhr fort, sich zu vergrößern. Thrypho (non habeo, sed habet bibliopola Thrypho. Martial) ragt hervor, ein Mann von Einsicht, Billigkeit und Geschmack. Seine Abschriften ließ er, ehe er zum Verkauf sie ausstellte, dem Rath des Quinctilian nach, von den Autoren und Critikern durchsehn und prüfen.

Vom Brennpuncte aus, von Rom, verbreitete sich der Buchhandel in die Provinzen (Plinius). Atrectus, Decius, Dionysius, Felix, Jucundus, Secundus ꝛc. sind Namen römischer Provincial-Buchhändler.

Neigt ein Reich sich dem Verfall, so verdorrt vom Baum des Commerzes zuerst des Buchhandels Zweig. So bey den Römern. Erhebt ein Reich sich aufs Neue, so blüht am Baum des Commerzes zuerst der Zweig des Buchhandels wieder. So beym Regimente des Clerus. Von den Bischöfen eifriger noch als von den Cäsaren, auch stoff-aufgeforderter (—) waren die Abschreiber mit Arbeiten überhäuft. Diese hießen jetzt librarii, antiquarii, bibliopolae. Und wie stand es mit Werth und Preisen? Hier Data:

Plato, nichts weniger als reich, (war er doch wohl ein Philosoph!) zahlte nach unserem Gelde 3000 gute Gulden für 3 kleine Traktate des Philolaus, eines Pythagoräischen Philosophen! (Gellius, Buch III. Cap. 17.) Die Schriften des Speusippus, eines Schülers des Plato, kaufte Aristoteles für drey Talente (3000 Thaler).

Ptolomäus Philadelphus kaufte den Athieniensern die Original-Manuscripte der Tragödien des Sophocles, des Euripides, und Aeschylus um 15 Talente, oder eben so viel Tausend Thaler jetziger Währung ab. Galienus (Comm. II. in epid. 3.) erzählt das, und setzt hinzu, daß er nebstbey die Athenienser aller Tribute enthob und ihnen eine Menge Lebensmittel zu-

schickte. Dem ältern Plinius wurden von Longius Licinius für seine Werke 10,000 Thaler angetragen.

Im neunten Jahrhundert waren die Bücher sehr selten, nur wenige Particuliers besaßen welche. Ein Manuscriptband ward für wichtiger angesehen, als irgend eine Realität; sehr natürlich, denn die Bücher sind die rechten Realitäten. Die ansehnlichsten Stifter hatten nur ein einziges Missale, Loup, Abt von Ferrieres, beschwor im Jahr 855 den Papst Benedikt III. ihm eine Abschrift von Cicero's Buch de oratore, und des Quinctilian zukommen zu lassen; „denn" sagte er, „obgleich wir einige Bruchstücke davon besitzen, so ist doch in ganz Frankreich kein completes Exemplar zu finden." — Machte irgend Jemand einer Kirche oder einem Kloster ein Geschenk mit einem Buche, so geschah dieß in Person, am Hochaltar und unter den feyerlichsten Kirchenceremonien.

Eine Gräfinn von Anjou, Namens Grecie, tauschte im zehnten Jahrhundert von Aimon, Bischof von Halberstadt, eine Sammlung Homilien ein gegen 200 Hammel, 6 Septiers Korn (ein Septier hält 12 Scheffel), eben so viel Roggen und Hirse, und 3 Marderfelle.

Ueber die Preise der Manuscripte im 15. Jahrhundert, kurz vor Erfindung der Buchdruckerkunst, gibt Naudé in seiner Addition à l'histoire du Roi Louis XI. mehrere Notizen.

Daß der heilige Anton von Padua sein Haus hergab, um eines Livius habhaft zu werden, steht, ich weiß nicht wo.

Mit den Wissenschaften ging auch ihr Hauptvehikel, der Buchhandel, unter. Beyde erhoben sich, mächtiger als je, da Carl der Große auftrat. Mehr Ideen, mehr Worte; mehr Worte, mehr Schriften; mehr Schriften, mehr Bücher; mehr Bücher, mehr Copisten und Händler. Diese bibliatores, und, hat-

ten sie eigene Läden, stationarii genannt, gewannen Umfang, Ansehn und Mittel. Meist selber Literatoren, zur Erhebung, Veredlung des Wissens und Könnens, trachtend und wirkend, weniger sich nützen wollend, denn Andern, dem Ganzen, verdienten sie Vorschub und Auszeichnung, so ihnen wurden. Man stellte sie in Rang und Anspruch den Mitgliedern der Pariser Universität gleich, ließ ihnen Taxen und Auflagen nach. Sie waren gleichsam das, was sie nach dem reinen philosophisch-politischen Geist eines Buchhandels seyn sollten: Beamte. Die bey der Universität angestellten schwuren den Rectoren billige Einrichtung der Preise.

Den Nutzen und Werth, die Wichtigkeit und Distinction der Buchhändler und ihres Gewerbes erkennend und würdigend, folgten die andern Mächte Europa's dem Beyspiel der Franken, ermunternd, auszeichnend, lohnend und schirmend.

In diesen Moment fällt die philosophische Form des Buchhandels. Guttenbergs Kunst macht sie zur Förmeley. —

Elisabeth von England als Schriftstellerinn.

Ausgezeichnete Geister und große Seelen haben in den Tagen des Mißgeschicks den süßesten Trost immer in den Wissenschaften gefunden, und die Einsamkeit den Studien gewidmet. So auch Elisabeth in jener zweifelhaften Periode, die ihrer Thronbesteigung vorangegangen. Sie hielt sich lange Zeit in dem Schloße Harford auf, zog sich von allen öffentlichen Angelegenheiten zurück, und beschäftigte sich eifrig mit der Literatur. Hier war es, wo sie sich jene Kenntnisse und Einsichten eigen machte, die den Glanz ihres Throns und ihr Andenken verherrlichen sollten. Für fremde Sprachen hatte sie ein außerordentliches Talent,

das der berühmte Roger Ascham wohl zu nähren verstand. Sie übersetzte mit Eifer und Glück aus dem Lateinischen und Griechischen, und schrieb viele ihrer eigenen Arbeiten in diesen gelehrten Sprachen. Nicht nur in der Prosa, auch in der Poesie, besonders in der Ode, der Elegie, und dem Epigramm that sie sich hervor.

Ihre Schriften sind folgende: A coment. en Plato. Zwey Reden des Isocrates, und ein Schauspiel des Euripides ins Lateinische übersetzt; Boetius de consolatione englisch übertragen. Eine gleichfalls englische Uebersetzung der französischen gottseligen Betrachtungen der Königinn von Navarra. Drey Reden, eine zu Cambridge, zwey zu Oxford gehalten, dann ihre Anrede an ihr letztes Parlament. A prayer composed by her. Another for the use of her fleet in the great expedition in 1596. Ein Band Gebethe in italienischer, französischer und spanischer Sprache, (wovon ihr Original-Manuscript in der königl. Bibliothek). Mehrere Briefe, so zum Theil gedruckt. Ferner wird ihr eine Uebersetzung des Salust, von Fragmenten des artis poet. des Horaz, und der Abhandlung des Plutarch, de curiositate, beygelegt.

Dieß sind Elisabeths literarische Arbeiten, wie sie der berühmte Walpole in seinem Catalogue of the royal and noble authors of England, with lifs of their works angibt. A. W. Schlegel hat uns mit einem deutschen Auszug aus Walpole beschenkt.

Die wirkliche Existenz der Syrenen.

Gar Manches, das man lange für Mährchen genommen, hat in neuerer Zeit Verfechter und Anhänger gefunden, eben so, wie wir im umgekehrten Fall

längst beglaubigte Wahrheiten in das luftige Gewand der Fabel gehüllt sahen. So wird immer und überall in dem ewigen Wechselspiel der Zeit bald das Mährchen zur Wahrheit, bald diese zur Fabel.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der Existenz der Wassermenschen oder Syrenen. In den alten Classikern lesen wir, daß ihre Zeit weit entfernt war, an der Existenz solcher Wesen zu zweifeln. Spätere Jahrhunderte entfernten sich mehr oder weniger von dem Glauben an das Daseyn der Syrenen, bis endlich die neuern Generationen — ihn gänzlich verwarfen.

Seit einigen Jahren lesen wir aber in Zeitungen mancherley Nachrichten von Schiffern, die solche menschenähnliche Wassercreaturen gesehen haben, ohne daß es jedoch zu einer genauen Untersuchung hätte kommen können. Mit profanen Hypothesen verschone ich die Leser wie billig; allein die Ideen eines unserer scharfsinnigsten philosophischen Geschicht- und Naturforschers seyen hier mitgetheilt.

„Ich erinnere mich (sagt er) vor einiger Zeit in einem Journale gelesen zu haben, daß ein gewisser Engländer, der Wasservögel am Meeresufer schießen wollte, ein solches menschliches Geschöpf im Wasser entdeckte und darnach schoß. Der Schuß verfehlte es zwar, wenigstens wurde es nicht getödtet, und es tauchte sogleich unter. Der Jäger schickte aber seinen Jagdhund ins Wasser, der es bey den Haaren, die grünlich waren, aus dem Wasser zog. Er setzte es in einen Wasserkübel und fütterte es, um es dem Publicum zu zeigen. Was aber weiter daraus geworden ist, hat man nicht erfahren.

Jedoch habe ich nach der Zeit eine merkwürdige Geschichte in einem französischen Buche, welches viele Anecdoten enthält, gefunden, welche die Existenz dieser Wassermenschen zu bestätigen und in Gewißheit zu setzen scheint.

Zuvor bemerke ich hier nur noch im Allgemeinen, daß die Existenz solcher Wassermenschen mir nicht unmöglich scheint. Die Erde enthält zwey große Fluida, worin die Pflanzen und Thiere, die unser Erdkörper enthält, leben, das Wasser und die Luft. Beyde sind nur durch den höhern Grad von Condensität unterschieden, und die Luft, worin wir und die Landthiere leben, ist nur weniger schwer und dicht, als das Wasser. Uibrigens sind wir und unsere Mitgeschöpfe auf der Erde eben sowohl Wassergeschöpfe, wie die Fische, und leben nur in einem verdünnten Luftmeere, außer welchem Elemente wir eben so wenig existiren können, als die Wasserthiere außerhalb dem Wasser.

Beyde Elemente, Luft und Wasser, haben aber auch ihre eigene Welt, und alle Arten von Landthieren sind im Wasser nachgeahmt, so viel es die Umstände leiden wollten. Von den vierfüssigen Thieren finden wir im Meere die Wallrosse, Seehunde, Seebären, Seelöwen, u. s. w., ohne die Amphibien zu erwähnen, die Crocodille, die Flußpferde, Seekühe, welche halb zu den Land- und halb zu den Wasserthieren gehören. Die Fische sind gleichsam das im Meer und in den Flüssen, was die Vögel in der Luft sind. Beyde bewegen sich in ihrem Elemente durch Flügel, Schwimmfüsse, Schwänze und Flossen fort. Der Wallfisch gehört schon zu den Thieren, welche lebendige Junge gebären, und sie an ihren Brüsten säugen, wie die vierfüssigen Thiere. Wie viele Arten von Schnecken, Insekten und Gewürmer aber leben nicht im Meere, wovon die Fische leben, wie die Vögel! Und hat nicht das Meer so gut, wie das trockne Land, seine Stauden, Pflanzen und Gewächse? Hat es nicht Seegräser, Rank- und Thierpflanzen? Sollte es also nicht auch ein menschenähnliches Geschöpf enthalten, das dem Affen gleicht, da alle Erzeugnisse des trockenen Bodens darin nachgebildet sind? Mir scheint solches nicht unwahrscheinlich zu seyn,

und ich werde in meiner Meinung durch nachstehende Anecdote noch bestärkt, die ich hier wörtlich übersetzen will.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ging ein englisches Schiff, der Stadt Hall (vermuthlich Hull) gehörig, 60 Meilen von London gelegen, an der nördlichen Küste von England, auf den Wallfischfang nach dem Meere von Grönland; 150 Meilen vom festen Lande entfernt, sah es sich auf einmal von 60 bis 80 kleinen Barken umgeben, von welchen jede mit einem Menschen besetzt war. Man hatte sie nicht sobald entdeckt, als schon die Schaluppen des Schiffes alle Mühe anwandten, darauf los zu rudern, um einiger derselben sich zu bemächtigen. Als aber diejenigen, welche diese kleinen Barken führten, welche sie mit zwey kleinen Rudern lenkten, solches erblickten und merkten, daß die Schaluppen sie erreichen würden, tauchten sie alle sammt mit ihren Fahrzeugen sogleich unter das Wasser, und den ganzen Tag erschien nur eine wieder von ihnen. Diese kam wieder über das Wasser, einen Augenblick nachher, als sie untergetaucht war, weil sie eines von ihren Rudern zerbrochen hatte. Nach einer vierstündigen Jagd und nachdem die kleine Barke hundertmal versucht hatte, unter zu tauchen, wurde sie durch die Annäherung der Schaluppen endlich mit dem, der darin saß, gefangen genommen. Man brachte ihn an Bord des Schiffes, wo er 20 Tage lebte, ohne irgend etwas von Nahrungsmitteln zu sich nehmen zu wollen, und ohne ein Geschrey oder einen Laut von sich zu geben, woraus man hätte schließen können, ob er eine Art von Sprache rede; aber er seufzte unaufhörlich, und die Thränen flossen ihm aus den Augen. Er war wie ein anderer Mensch gebildet, hatte Haupthaare und einen langen Bart, aber vom Gürtel an war sein Leib mit Schuppen bedeckt. —

Was das Fahrzeug betrifft, so hatte es 8 bis 9 Fuß Länge und war sehr schmal, besonders an den beyden Enden. Das Zimmerwerk daran war von Fischknochen bis auf den Sitz, auf welchem der Mensch saß. — Es war inwendig und auswendig mit Seehundsfellen bedeckt, welche an einander genäht waren. Diese Art von Bekleidung hatte in der Mitte eine Oeffnung, so groß, daß der Ruderer hinein konnte, und diese Oeffnung war mit einer Art von Beutel oder Sack von der nämlichen Haut eingefaßt, womit der Mensch, der bis an den Leib in der Barke sich befand, sich so fest mittelst starker Stricke, auch von Seehundsfellen gemacht, umgürtete, daß kein Wasser hineindringen konnte.

Vor ihm befanden sich zwey Stücke von der nämlichen Haut, welche an der Bedeckung angeheftet waren und zwey Taschen bildeten. In der einen fand man Angelschnüre und Hamen, oder Angel von Fischknochen gemacht; und in der andern Fische, welche erst vor Kurzem gefangen zu seyn schienen. —

An der Seite des Ruderers waren zwey kleine Ruder an dem Schiffe durch zwey Bänder befestigt, gleichfalls von Seehundsfellen verfertigt.

Diesen ganzen Apparat mit dem aufgetrockneten Menschen, kann man noch heut zu Tage zu Hall, in dem Saale der Admiralität sehen, und den Verbalprozeß dieser Entdeckung, welcher von dem Schiffs-Capitän und der ganzen Equipage beglaubigt ist, findet man in dem dortigen Archiv der Stadt.

Die Herausgeberinn dieser Auswahl von Anecdoten, die Bürgerinn B. Debarle, Frau des Poncelin, setzt hinzu: „Dieses Factum wird von dem indischen Philosophen Teliamed, per anagramma de Maillet, französischem Consul zu Cairo, erzählt um sein System zu unterstützen, nach welchem die Menschenracen aus den Fluthen des Meeres hervorgegangen sind; ein sehr verführerisches System, welches

so viel Wahrscheinlichkeit hat, daß es beynahe in die Demonstration reicht." *)

Wäre diese Geschichte wahr, und nicht von Maillet zur Unterstützung seiner Hypothese, daß die Menschen aus dem Wasser hervorgegangen, welche er von den Braminen entlehnt hat, erfunden, welches doch nicht wahrscheinlich, weil die Sache gar zu genau und umständlich erzählt ist: so könnte man nicht länger zweifeln, daß es im Meere so gut Menschen gebe, als auf dem festen Lande. Um zur Gewißheit in der Sache zu kommen, dürfte nur ein Gelehrter, besonders ein Naturkündiger wie Oken, die Sache an Ort und Stelle untersuchen, da vermuthlich das aufgetrocknete Skelett, oder die Mumie dieses Wassermenschen, in Hull, auf der Admiralität noch zu sehen seyn wird. Bis dahin bleibt die Sache noch ein Problem; es müßte denn die Wahrheit durch eine neue Entdeckung, deren in unsern Tagen so viele gemacht werden, an den Tag kommen. Vorerst müssen wir uns bey dem, was wir schon wissen, beruhigen. Künftige Zeiten und Nachforschungen werden uns auch hierin ein Licht aufstecken, und die Sache zur Gewißheit bringen, oder das Gegentheil beweisen. Nil mortalibus ardum est."

Von Ahasverus.

Unter der Literatur der Volkssage vom ewigen Juden mag des Mathäus Paris Historia Anglicana einer besondern Erwähnung werth sey. Dieses Buch,

*) Choix d'Anecdotes, anciennes et modernes recueillies des meilleurs auteurs, par la Cit. B. Délabarle, femme Poncelin a Paris. 1801. T. 1. p. 215.

sonst von wenig bibliographischem Belang, enthält Seite 339, 340 und 827 mehrere sehr charakteristische Stellen. Herr F. L. F. von Dobeneck hat von ihnen im zweyten Theile seines Werks: Des deutschen Mittelalters Volksglauben und Herensagen (Berlin 1815) Seite 121 eine Uebersetzung mitgetheilt. Sie lauten wie folgt:

Ein armenischer Erzbischof, nach England kommend, ward gefragt über Joseph den Mann, von dem so viel Redens ist unter den Leuten, der, als der Heiland gelitten, da gewesen ist und ihn gesprochen hat, und noch lebt zum Beweise des Christlichen Glaubens. Auf die Frage: ob er ihn zuweilen gesehen, oder von ihm etwas gehört habe? antwortete der Erzbischof, die Thatsache der Länge nach vortragend; worauf ein Kriegsmann aus Antiochia, zu des Erzbischofs Dienerschaft gehörig, der sein Dollmetscher war, dieß in gallischer Mundart also sprach: Wohl kennt mein Herr jenen Mann, und kurz vorher, als er die Reise antrat nach dem Abendland, aß derselbe Joseph in Armenien am Tische meines Herrn Erzbischofs, welchen er vielmals gesehen und sprechen hören. Und darauf gefragt von den Dingen, welche zwischen unserm Herrn Jesus Christus und ihm vorgefallen, hat er geantwortet: Zur Zeit des Leidens Christi, als er, von den Juden gefangen, in des Landpflegers Wohnung vor den Pilatus geführt wurde, daß er von ihm gerichtet werde, und ihn die Juden beharrlich anklagten, Pilatus aber keinen Grund, ihn am Leben zu strafen, an ihm fand, sprach dieser zu ihnen: nehmet ihr ihn, und richtet ihn nach eurem Gesetz; aber da das Geschrey der Juden zunahm, ließ er ihnen den Barabas frey nach ihrem Verlangen, und übergab ihnen Jesum, damit er gekreuziget würde. Da nun die Juden aus dem Pallaste heraus kamen, hat dessen und des Pilatus Thürhüther, Cartaphilus, ihn mit der Faust verächtlich

auf den Rücken gestoßen, und ihm verspottend gesagt: Geh schneller, Jesus, gehe, was verweilst du? Und Jesus, mit strengem Blick und Auge auf ihn rückschauend, sagte: Ich gehe, und du wirst warten, bis ich kommen werde. Nach dem Worte des Herrn wartet noch jener Cartaphilus, lebt in Thränen und der Furcht des Herrn, immer sich fürchtend vor der Ankunft des, die Welt in Feuer richten werdenden Jesus Christus, und sich ängstend, ob er nicht bey dem jüngsten Gericht den noch erzürnt finde, den er zur Kreuzigung gehend, zur gerechten Sache aufforderte. Aus entfernten Weltgegenden kommen Viele zu ihm, und ergötzen sich an seinem Anblick und Gespräch, welchen er, wenn es zuverlässige Menschen sind, über die gefragten Dinge in der Kürze Aufschluß giebt. Alle ihm, dargebothenen Geschenke verschmäht er, mit mäßiger Kost und Kleidung zufrieden. Er setzt immer darauf die Hoffnung seines Heils, daß er unwissend sündigte, und daß doch der Herr sprach und bethete: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Vergleicht man diese Angaben mit denen in dem bekannten Volksbuch des Duduläus: „Der ewige Jude" (Reval 1654), so zeigt sich nur in dem Namen und Gewerbe des verblendeten Frevlers, und in den Worten Christi an ihn, ein Unterschied. In Duduläus ist sein Name: Ahasverus, sein Gewerbe das eines Schusters, und Christi Aeußerung: Ich will allhier stehen und ruhen; du aber sollst gehen bis an den jüngsten Tag. — Die andern Daten stimmen alle überein.

Herr von Dobeneck sagt bey der Aufführung obiger Stellen, er könne für das 14. und 15. Jahrhundert nicht beweisen, daß seit jener Zeit die wirkliche Existenz des ewigen Juden stets beglaubigt worden sey." Aber setzt er hinzu, wahrscheinlich ist es, und Duduläus rc. in dem vorgedruckten gewissen Bericht

von einem Juden, gebürtig von Jerusalem, Ahasverus genannt, welcher die Kreuzigung unsers Heilandes gesehen, und noch am Leben ist, zeigt deutlich, daß schon lange vorher dieser Glaube im vollen Gang war, und daß Paulus von Eitzen, Bischof von Schleswig, in seiner Jugend ihn im Winter 1547 als andächtigen Zuhörer in der Kirche gesehen, selbst in Persien, und immer einen fünfzigjähriger Mann. — Er gemahnt an den Armenier in Schillers Geisterseher!" Mit dieser letztern Anwendung wird nicht Jedermann einverstanden seyn. Die Volkssage vom ewigen Juden hat man unlängst in einem periodischen Blatt sehr angenehm und sinnreich erzählt und dabey zugleich die Literatur derselben angegeben. Unter den angeführten Schriften ist aber ein Hauptwerk, in welchem jene Sage critisch behandelt, und manche Quelle nachgewiesen wird, nicht genannt. Dieses Werk, im Jahr 1756 zu Helmstädt in 8. als zweyte verbesserte und vermehrte Auflage erschienen, hat folgenden Titel: Commentatio historica de Judaeo immortali, in qua haec fabula examinatur et confutatur, auctore Carolo Antonio, Philos. P. P. Ord. in Acad. Julia Carol.

Uebrigens kann es befremden, daß der ewige Jude dramatisch noch nicht gehörig vorgenommen worden ist, da er für die vielbeliebte mystische Form doch ein so wunderherrlicher Stoff wäre.

Die Mode.

(Historisch-critisch betrachtet. Aus dem Französischen des Grafen Segur).

Es gibt eine Herrscherinn, deren drückendste Befehle niemals Widerstand erfahren. Niemand thut ihren Beschlüssen Einspruch. Ihre Einfälle sind

hochverehrte Gesetze, ihre Launen Orakel; nach ihrem Belieben ändert sie die Gebräuche; sie spottet der Uebereinkünfte, und beugt die strenge Vernunft unter die Kappe der Thorheit. Sie bestimmt das Gute und Ueble; erschafft und vernichtet den guten Namen, verleiht dem Häßlichen Schönheit, dem Einfältigen Geist, Wissenschaften dem Charlatan, und widersetzt sich ungestraft den Vorstellungen der Billigkeit, den Rathschlägen der Weisheit, und selbst den Vorschriften der Religion.

Diese Königinn und Großherrscherin der Welt, (wie Montaigne sich ausdrückt), ist die Mode (sonst hieß sie Brauch). Ihr vorliebster Aufenthalt ist Frankreich, die Hauptstadt ihres Reiches Paris. Ihr einziger Zweck geht dahin zu gefallen; ihre Wesenheit ist Abwechslung; sie belohnt durch Beyfall und straft durch Lächerlichkeit: dieß sind ihre einzigen Kräfte, ihre einzigen Waffen, aber nichts kann ihnen widerstehen. Voltaire hat sie in folgenden Versen sehr treffend geschildert:

Il est une déesse inconstante, incommode,
Bizarre dans ses goûts, folle en ses ornemens,
Qui parait, fuit, revient, et nait dans tous les tems;
Protée étoit son pére, et son nom c'est la mode.

Diese Göttinn ist eine immerwährende und fast allezeit siegreiche Feindinn des Verstandes. Der Verstand sagt zu den Menschen: thut, was ihr thun sollt! Die Mode gibt ihnen in Gegentheil den ausdrücklichen Befehl: thut was die Andern thun! Es ist nicht nöthig, zu erweisen, daß es dann das Geboth der Mode sey, dem man jederzeit nachkommt.

Was bey dieser universellen Unterwerfung in Verwunderung setzen muß, ist, daß sie augenscheinlich gegen ihren eigenen Zweck zu wirken scheint. In der That sind die Wünsche der Modelieblinge auf den Glanz und das Gefallen gerichtet; nun aber lassen

sich glänzende Erfolge nur durch Auszeichnung errei-chen. Ist es also nicht das übelste Mittel, um zu glän-zen und sich zu distinguiren, das zu thun, was die Andern thun; sich zu kleiden, wie die Menge; zu re-den, wie alle Leute, denen man begegnet; nur die überkommene Meinung zu unterhalten, und sich zu betragen, wie alle Welt?

Unsere französischen Damen waren Anfangs wie Nonnen gekleidet: in der Folge nahmen sie das sehr ähnliche Costum der römischen Damen an; bald kam eine herzförmige Coeffüre in Gebrauch; darauf folg-ten die lächerlichsten Hörner, und auf diese die Pyra-miden und Kegel; bald wurden sie durch niedere Nachthäubchen, und kurz darauf durch Federhüte, wie die der Männer, ersetzt. Das Bloßtragen der Schul-tern und des Busens war am Hofe Isabellens von Bayern entstanden. Anna von Bretagne verwandelte die weiße Farbe der Trauer in schwarz. Unter Franz I. sah man die monströsen Reifröcke, welche die Damen zu pyramidalischen Thürmen entstellte, entstehn. Franz II. brachte die künstlichen Bäuche auf. Die Hoffrauen er-fanden eine andere Gattung ganz entgegengesetzter Anzüge, welche zu nennen, der Anstand nicht wohl erlaubt.

Catharina von Medicis trieb die Kleiderpracht bis zur Ausschweifung; sie lernte, wie den Franzosen die Ränke, den Französinnen die Schminke kennen. Der übertriebene Mißbrauch, den man damals von den Tressen machte, ist eine arge Anklage der Hof-sitten.

Heinrich IV. brachte den guten Geschmack und die Einfachheit zurück; die reichen Kleider gestattete er nur den Gaunern und Freudenmädchen, und wenn man in den aufgestutzten Collets und Halskrägen seiner Zeit etwas Schwülstiges findet, so knüpfen sich so viele süße Erinnerungen daran, daß sie unter dem Schutz des Urtheils stehen; auch kann man sich nicht

entschließen, in Heinrichs und Gabrielens Putz etwas Lächerliches zu finden.

Bald verschwanden die Moden des guten Heinrich, wie seine offene Staatskunst und seine ritterliche Munterkeit; man legte Bart und Mantel ab; man sah jene mit Bändern gezierten Kniebauschen entstehen, jene langen und weiten, von einem bis zum andern Ende beknöpften Röcke, jene rothen, aufgerollten Strümpfe, jene eckigen Schuhe, die ein so plumpes und lächerliches Ganze bildeten, und jene enormen Perücken, welche die Köpfe von Ludwigs XIV. Courtisanen entstellt hätten, wenn sie nicht so herrlich mit Palmen, Myrthen und Lorbern geschmückt gewesen wären. Während dieser Zeit erregten zwey Engländerinnen zu Paris, die man Anfangs auslachte, eine schnelle und große Revolution. Die gigantesken Kopfzeuge verschwanden; die Damen kehrten zur Natur zurück; aber die kleinen Frauen, über einen Sturz, der sie so sehr verkürzte, erschreckt, erhoben, um sich Genugthuung zu verschaffen, um einen halben Fuß ihre Absätze.

Unter Ludwig XV. änderten sich die Moden noch immer; aber auf einmal wurden sie von aller Würde (?) und Anmuth entblößt: die gekräuselten und gepuderten Haare, die dicken Locken, das dunkelste Roth auf den Wangen, die Ueberladung der Schönpflästerchen, die hohen Absätze, die langen und spitzigen Taillen, die schwülstigen Reifröcke machten die Mahler trostlos, beleidigten den Geschmack, und hätten die Liebe erschrecken und verscheuchen müssen, wäre sie nicht von der Wirklichkeit der Reitze, der Grazie der Bewegungen, und dem Pikanten des Geistes, das die französischen Damen nie verläßt, zurück gerufen worden.

Die Männer waren damals nicht viel anständiger gekleidet; ihre großen Toupets en goutière, ihre kleinen, flachen Hüte unter dem Arm, ihre etriquirten Kleider, zu lang für Westen, zu kurz für einen

ordentlichen Rock, ihre langen Taschen und rothen Absätze, waren von Adel, Eleganz und Bequemlichkeit gleich entblößt. Unter Ludwig XVI. machte man in diesem Genre nur lächerliche Fortschritte; die Mode der niedern Kutschen und hohen Kopfzeuge kam zu gleicher Zeit in Aufnahme, so daß die Damen in den Kutschen auf den Knieen lagen.

Der gute König Ludwig XVI. hatte einen einfachen Geschmack; er liebte die Oekonomie und haßte den Luxus; der Hof hörte auf, sich reich zu tragen. Die Mode, da sie nicht müssig seyn kann, äußerte ihren Einfluß auf die Farben, und da sie keine neuen erfinden konnte, so varirte sie in Nüancen, und wechselte die Namen. Bald sah man flohfarbne Trachten, erstickte Seufzer-Farben, indiscrete Thränen-Farben, Gemüths-Unruh-Farben, Nymphen-Farben, Pariser Koth-Farben u. s. w.

In der Folge bemächtigte sich unser die Wuth, die Engländer nachzuahmen; ihre Stahldegen, ihre runden Hüte, ihre glatten Sättel, ihre zerbrechlichen wiski, ihre abgeschnittenen Fracks und leichten Jokey ersetzten und verdarben den französischen Geschmack; keine Auszeichnung des Standes, des Glücks, des Rangs wurde unter uns mehr beobachtet, und die Gleichheit des Costüms war die Vorgängerinn, die Verkündigerin und Einleitung jener Gleichheit der innern Bedingungen, welche, seitdem die Gestalt der Welt so sehr verändert, und an so vielen Proselyten, Martyrern und neuen Schlachtopfern schuld ist. Endlich erzeugte die Revolution, Frankreich umkehrend, neue Mittel zu gefallen, und sich zu distinguiren. Die Männer coeffirten sich à la romaine, die Frauen kleideten sich à la grecque: die Cothurne, die Gürtel, die leichten Draperien, die Cöffüren à la Titus wurden die Wonne der Einen; das Phrygische Häubchen der Putz der Andern; die Nacktheit selbst war auf dem Punct, die Lieblingsmode der Damen zu wer-

den, und die Durchsichtigkeit ihrer Gewänder rief jene antike Robe zurück, die man toga vitrea, die gläserne Tunica nannte, weil sie keinen der Reize verhüllte, die man kaum soll errathen lassen.

Wenn wir unserer Seits die Ausländer über ihre Gebräuche durchziehen, so sind wir nicht vernünftiger; denn wir haben uns nur zu oft als ihre Affen gezeigt, als daß wir sie sollten verdammen können. Einst waren die Moden und die Sprache der Spanier bey uns im Schwung. Medicis machte uns zu sehr zu Nachahmern der Italiener; während mehrere Jahre sah man uns mit Leidenschaft die Disciplin, die Tactik, die Kleidungs- und Strafarten der deutschen Soldaten copiren. Kant's Philosophie, Schwedenborgs Illuminatismus, die Schädellehre des Dr. Gall, Mesmers Somnambulismus, haben sich in Frankreich sehr leicht eingebürgert. Unser Interesse für unsere Seidenmanufacturen hat uns nicht vor den Moden Englands bewahrt, das uns mit seinen Musselinzeugen überschwemmt hat. Unsere schönen Französinnen kleideten sich als Pohlinnen, coeffirten sich als Chineserinnen, und schienen ihre artigen, eleganten und öconomischen Mäntelchen entscheidend aufgegeben zu haben, um von den Sultanen jene reichen und dichten Caschemirs zu entlehnen, die so viel Ehemänner zu Grunde richten, und diesen noch theurer zu stehen kommen, wenn nicht sie es sind, die sie bezahlen.

Unter dem Namen des Brauchs ist es, daß die Mode ihre Macht ausbreitet. Wie viele Widersprüche, Ungereimtheiten und Thorheiten hat diese fremde Gesetzgeberinn auf der Erden nicht annehmen und heiligen gemacht! Alle Völker können das nach einander bezeugen. Das Eine opfert Tribute, um in seinem Schooß ausländische Weiber zu besitzen; die Andern zwingen ihre Gefangenen sich unter einander umzubringen, oder sich zur Unterhaltung der römischen Damen, von Löwen zerreißen zu lassen. Am Ganges ist eine junge

Frau verbunden, sich zu verbrennen, weil die Gicht die Tage ihres gealterten Ehemanns geendigt hat. Und indeß arme Indianer keine Kuh tödten dürfen, um die Seele ihrer Mutter nicht zu verwunden, halten sich unwissende Amerikaner verpflichtet, ihre Väter, wenn sie schon zu alt geworden, aus kindlichem Mitleid umzubringen. Hier will es die Sitte, seine Frau und Tochter dem Fremden anzutragen: dort sperrt man sie zeitlebens ein, und läßt sie von Männern bewachen, die es aus einer abscheulichen Barbarey nur dem Namen nach sind; anderwärts übt man, aus Mißbrauch der heiligsten Gesetze, an Kindern die nämliche Grausamkeit aus, um die Oper mit schönen Stimmen zu bereichern. In Frankreich, zur Zeit der ersten Stämme, sicherten die Fürsten ihre Macht nur dadurch, daß sie ihren Verwandten die Augen ausstachen; und nichts heilte sie von der Gewohnheit, die Monarchie zu zerstören, indem sie sie theilten.

Die Wuth der Kreuzzüge, die den Occident entvölkerte, um den Orient zu verwüsten, dauerte, trotz der Rathschläge der Vernunft, und der Gründe der aufgeklärtesten Politik, fast 300 Jahre. In der Folge bedeckte die Mode der Sectenkriege Europa mit Unglück und Verbrechen, und die damalige Mode des Cothurns und des Dolches gefiel sich in einer traurigen Mischung von Demuth, Galanterie und Grausamkeit.

Endlich erschien das große Jahrhundert; es regierte Ludwig XIV.; die Mode verließ ihr tragisches Reich: sie ließ den Ruhm, die Vernunft, die Gerechtigkeit und Politik die Völker beherrschen, und beschäftigte sich, in ihr natürliches Gebieth zurückkehrend, nur mit unserm Geschmack und unsern Kleidern. Indeß erhielt sie uns, um noch einige Spuren ihrer alten Macht zu hinterlassen, die Mode der Zweykämpfe, und verpflichtete uns beständig im Namen

der Ehre, dasjenige auszuüben, was Religion und Gesetz verbothen.

Der Name „Mode" selbst kann dazu dienen, ihre Grillen zu erklären. Er will die Art zu seyn, zu handeln, oder zu reden, wie es wohlanständig sey, auszudrücken. Also bestimmt ein glänzender Erfolg, der bald der Schönheit, bald dem Geist, zuweilen dem Glück oder der Macht, oft auch dem Zufall angehört, die Art des Benehmens, um ihn gleichfalls zu erreichen. Man sucht diesen oder jenen Bewunderten nachzuahmen, und die Hoffnung, durch diese Nachahmung denselben Erfolg zu erzwecken, verblendet dergestalt, daß man ohne Unterschied die Eigenschaft der Person copirt, deren Aufsehen man beneidet; die Fehler selbst, als viel leichter anzueignen, copirt man zuweilen mit dem allergrößten Eifer!

Alexanders Höflinge hielten den Hals eben so gebogen, wie er selbst; es war ihnen leichter, seine Haltung nachzuahmen, als sein Genie. Wenige Frauen konnten sich schmeicheln, den Geist und die Anmuth Ninon's zu besitzen; deßwegen nahm der größte Theil ihrer Nebenbuhlerinnen nur ihren Kopfputz und ihre Unbesonnenheit an.

Ich trete in einen Salon; ich sehe mehrere Damen, beneidenswerth durch ihre Schönheit, Züchtigkeit, Bescheidenheit, betrübt fern von den Männern sitzen, und fast ganz von ihnen vergessen. In einer Ecke des Appartements vernehme ich ein Geräusch; ich gewahre eine mehr luxurios als geschmackvoll gekleidete Frau; ihre Taille ist gemein; ihr Teint hat hat nur eine geborgte Schönheit; ihre Stimme ist hart, ihr Blick dreist; sie ist von Anbethern umgeben; sie haben nur für sie Augen und Ohren. Ich frage meinen Nachbar, wer diese Frau sey? Es ist Madame Dorlis, sagt er, eine charmante Frau. — Aber sie ist nicht schön? — O nein! — Selbst nicht artig. — Es ist wahr. — Hat sie Geist? — Nicht

sehr, aber viel Weltton und Lebhaftigkeit. — Sie besitzt ohne Zweifel Talente? — Nein! — Was finden Sie denn für ein Verdienst an ihr? — Es ist eine Frau à la mode, eine charmante Frau. — — Einige Tage darnach sehe ich mehrere jener verlassenen Schönheiten, die mir aufgefallen waren, gekleidet und coeffirt wie Madame Dorlis; sie glaubten, indem sie ihren Putz nachahmten, die Männer an sich zu ziehen, welches der Gegenstand ihrer Eifersucht, Mad. Dorlis nur ihrer Lebhaftigkeit, ihrer Dreistigkeit und ihrer Coquetterie verdankte. Madame T...., Madame R...., blendend durch die Schönheit ihrer Formen, die Regelmäßigkeit ihrer Züge, die Weiße ihrer Haut, die Eleganz ihrer Taille, kleiden sich eines Tages à la grecque, und verbergen uns wenig von ihren Reizen; man folgt ihnen auf ihren öffentlichen Promenaden, man umringt sie in den Cirkeln, man applaudirt ihnen im Schauspiel; die Bewunderung, die Trunkenheit haben den höchsten Gipfel erreicht. Tags darauf ist Paris mit langen, magern, dicken, kurzen, dünnen, gelben und schwarzen Frauenzimmern angefüllt, Busen, Arme und Hals entblößt, die dem Gelächter und der Critik Trotz biethen, und sich für Aspasien halten.

Ein junger Mann, von der Armee zurück kommend, fällt in eine Krankheit; sein Onkel wollte Herrn A., einen alten, sehr erfahrnen Arzt hohlen lassen; die Gesellschaft widersetzt sich: das wäre ein Mord — man muß durchaus den Doctor S. kommen lassen. Ist er gelehrt? — Nein! — Ist er thätig? — Er hat nicht Zeit dazu. — War er bey den Spitälern? — Pfuy doch! er sieht nur die gute Gesellschaft. Worin besteht denn also sein Verdienst? Er glaubt nicht an die Arzneykunst; er ist ein charmanter Mann, voll Geist: er erräth Ihre Krankheit, wen er Sie nur ansieht; er spricht zum Verwundern über Politik, alle Frauen sind in ihn vernarrt. Der

Aeskulap macht kurze Visiten, gibt kleine Syrupe, und große Hoffnungen; der junge Offizier stirbt, und der Doctor bleibt nicht minder der Medecin à la mode.

Alles hängt von den Damen ab; wir sind immer das, was sie wollen, daß wir seyen, und es ist sehr gegründet, wenn Guibert sagt: Les hommes font les lois, les femmes font les moeurs.

Einiges über den Phönix.

Zuerst hier was Tacitus (1154—57) über diesen Wundervogel vorbringt:

Unter dem Consulat des Paulus Fabius und L. Vitellius, ließ sich nach einer langen Reihe von Jahrhunderten der Vogel Phönix wieder in Egypten sehen, und gab den Gelehrten des Landes, theils Eingebohrnen, theils Griechen, Gelegenheit, über dieß Wunder allerley Urtheile zu äußern. Ich will dasjenige, worin sie alle einstimmig sind, und von dem, was unentschieden ist, das Wissenswertheste mittheilen.

Daß dieß Thier der Sonne heilig, und durch Kopf und Farben seiner Federn von allen Vögeln verschieden ist, das sagen alle, die seine Gestalt beschrieben haben. Von der Zahl der Lebensjahre sind die Erzählungen nicht einstimmig. Die gemeinste setzt sie auf fünfhundert. Einige versichern aber, daß eine Epoche alle Mal 1461 Jahre daure; und von dem vorigen Phönixen soll der erste unter Sesostris, der zweyte unter Amasis Regierung, der letzte unter Ptolomäus, welcher der dritte Macedonische König war, gegen die Stadt Heliopolis geflogen seyn, unter einem großen Gefolge anderer Vögel, welche die neue Gestalt bewunderten.

Indeß, das Alterthum hat seine Dunkelheiten. Vom Ptolomäus bis zum Tiber sind noch nicht 250 Jahre verflossen, daher einige diesen für einen falschen Phönix gehalten haben, der nicht aus Arabien gekommen sey, und nichts von dem beobachtet habe, was die Alten von ihm versichern.

Er soll nämlich, wenn die Zahl seiner Jahre *) voll ist, und der Tod sich nähert, sich in seinem Lande ein Nest bauen **), und dasselbe beschwängern, so, daß ein junger hervorkomme, der sobald er groß wird, zuerst besorgt ist, seinen Vater zu begraben, und das nicht aus bloßem Instinkt, sondern, er hebe erst (sagt man) ein Bündel Myrrhen auf, mache damit einen langen Weg zur Probe, und wenn er sich dann der Last gewachsen, und zur Reise kraftvoll finde, so lade er des Vaters Leichnam auf sich, bringe ihn auf den Altar der Sonne ***) und verbrenne ihn da. Dieß ist ungewiß, und hat dichterischen Zusatz. Daß übrigens dieser Vogel in Aegypten zu Zeiten sich sehen lasse, ist außer Streit.

Nicht leichtlich konnte den alten Romanciers ein erwünschteres Object aufstoßen als der Phönix. So schildert der Verf. des Romans: Historie du St. Greaal, ihn also: da kam daher ein gar sonderbar gestalteter Vogel; schwarz wie Pech war sein schlangenartiger Kopf, roth waren seine Augen, und Zähne, gleich glühenden Kohlen; er hatte den Hals eines Drachen, die Brust eines Löwen, die Klauen eines

*) Die Zahl 1461, welches die Aegypter das große Sonnenjahr, auch das Jahr Gottes nannten, und das alsdann zu Ende geht, wenn Sonne, Mond, und die übrigen 5 Planeten, in eben dem Zeichen wieder zusammentreffen, in dem sie bey dessen Anfang gestanden haben.

**) Andere wollen lesen: bauet sich ein Nest von Weihrauchzweigen.

***) Nach Heliopolis in Aegypten.

Adlers. Vorn an an der Brust befanden sich zwey große Flügel, hart und schneidend, wie scharfgeschliffener Stahl, nach hinten zu zwey andere, weiß wie Schnee, rauschend im Fliegen, wie Hagel im Gewittersturm. Spitzig war sein Schweif, einem Degen gleich, flammend wie ein Blitzstrahl.

Von dem Entstehen des Phönix lautet es dann: Nicht mehr als ihrer drey dieses Vogelgeschlechts können auf einmal geboren werden. Das Weibchen legt drey Eier, ohne mit dem Männchen Gemeinschaft gehabt zu haben. Diese Eier sind aber so außerordentlich kalt, daß nur die Mutter dieselben berühren kann, und sie selbst wird so kalt, daß sie nicht zu berühren ist. Hat sie nun Frost genug geduldet, fliegt sie in's Thal Hebron, wo sie den Stein Pirasiste findet, der von unendlicher Hitze ist. Wer ihn berührt, wird von der Hitze sogleich roth wie Blut. Die Mutter aber glaubt, die Hitze sey noch nicht groß genug, und fliegt mit ihm zum Neste. Aber da hat schon die Hitze ihren Körper durchbrannt, sie weiß, auch die Eier würden anbrennen, käme denselben der Stein zu nahe, daher legt sie ihn nur fern; er aber brütet dennoch die Eier aus. Die Mutter aber verbrennt und es bleibt nur einige Asche und zähe, nährende Theile des Körpers zurück. Aus den Eiern entstehen zwey männliche Vögel und ein weiblicher, die sich, so lange bis sie zu Kräften gekommen sind, von der Asche der Mutter nähren, dann essen sie nie wieder. Die beyden Männchen sind stolz und jedes will das Weibchen haben, und beherrschen. Es kömmt darüber zum Kampf. Beyde bleiben todt auf dem Kampfplatze, und nur das Weibchen, Serpellions genannt, bleibt zurück, um dereinst auf gleiche Weise sich wieder fortzupflanzen, und zu zerstören.

Der phantastische Reisende Manderille oder de Montevilla verlautbart sich über den Phönix, wie folgt:

In Egypten liegt eine Stadt, die heißt Eliopole, oder Dersole, auf Teutsch: die Sonnenstadt. In derselbigen Stadt ist ein Tempel gebauet nach dem Tempel zu Jerusalem, er ist ihm aber ganz ungleich. Die Pfaffen in selbigem Tempel haben geschrieben von der Stunde des einigen Vogels in der Welt, der Phönix genannt ist, also wenn er sterben, und wieder werden soll. Wenn die Zeit kommt, so bereiten die Pfaffen einen Altar im Tempel, und so er fünfhundert Jahr gelebt hat, kommt er geflogen auf den Altar, sich selber zu verbrennen, und sich zu erneuern. Das sagten mir die heydnischen Pfaffen und ließen mich ihr Geschrift sehen, und lesen, die sie davon haben. Also wenn die Zeit kommt, daß er sich verbrennen soll, so legen die Pfaffen Dornen, und lebendigen Schwefel und andere Kräuter auf den Altar, und auf die Staude, so er fünfhundert Jahr gelebt hat, kommt er auf den Altar geflogen, und von dem geschwinden Wind, den er mit sich bringt, so zünden sich die Dornen und der Schwefel an, und verbrennt den darin zu Asche, und so das Feuer erlischt, so findet man ein kleines lebendiges Würmlein in der Asche liegen. Des andern Tages wird das Würmlein zu einem Vogel, des dritten Tages wird es vollkommen und fleugt hinweg. Und darinn vergleicht man den Vogel Gott dem Herrn der am dritten Tage erstand vom Tode. Man sieht ihn auch dick fliegen, denn er ist den mehren theil daselbst, oder in Arabien, und ist ein wenig größer denn ein Adler, und hat eine Krone auf dem Haupt, größer denn ein Pfau hat, und ist ihm der Hals scheinbar. Der Schwanz rothstreiffelt allenthalben. Ich habe ihn wissentlich zweymal sehen sitzen, aber dick fliegen, seine Flügel sind Purpurfarbe, der Rücken blaufarb, und ist gar lustig zu sehen, so die Sonne scheinet, und denn so glänzet er, und erzeiget alle seine Farben."

Rollenhagen. (der Verf. des Froschmäuselers?) und nach ihm, Zeiler, sagt.

„Es meynen die Gelehrten, es sey nie ein Vogel geweßen, sey auch noch nicht, des Namens, der Gestalt, oder Werk, sondern es sey eine litera hieroglyphica, ein heiliger Buchstab. Also, daß dieser Phönix bedeute, daß die Sternen-Kunst erst aus Phönicia, da nachmals die Juden gewohnet, kommen sey in die anderen Länder, und die ganze Welt bedeute: der guldene Kopf, den Himmel mit seinen Sternen, der bunte Leib, den Erdboden; die blaue Brust und der Schwanz, das Wasser, und die Luft, das um und durch den Erdboden herfleust. Dieser Phönix aber, oder diese Welt, bestehe so lange, biß der Himmel so oft herumbgehe, daß er und alle Sternen wiederumb in sein Nest also und auf derselben Stäte zu stehen komme, darin er war, als er zuerst von Gott erschaffen ward. Denn wenn das geschicht, so sey der Phönix todt, und habe die alte Welt ihren Lauffe vollbracht, und gehe alles wiederumb von neuen an. Das nennen sie Annum sidereum magnum, das große Welt-Jahr. — Wie viel Jahr aber dahin seyn, daß solche Veränderung, und Verneuerung des Himmelslauffes komme, haben die Gelehrten noch nicht ausrechnen können. Und weil ein jeder seine eigene Rechnung hat, so wird das Leben dieses Phönicis ungewiß gesagt.

Schlüßlich möge noch eine Anecdote von der Königin Christina von Schweden hier eine Stelle finden. Diese große Frau ließ 1665 eine Medaille prägen mit einem sich verbrennenden Phönix auf dem Revers und dem Worte „*MAKEΛΛΩΣ*" ꝛc. diese Aufschrift vermochte Niemand zu enträthseln; die Gelehrten, in den Glossarien vergeblich nachsuchend, geriethen in Verlegenheit, denn etwas Gelehrtes, setzten sie voraus, müsse denn doch dahinter stecken. Davon war aber gar keine Rede; es war ein bloßer

Scherz. Die Aufschrift galt buchstäblich und zwar deutsch, nähmlich „makellos" vulgo tadellos. Die Königin, als sie dieß erklärte, lachte; und die Gelehrten lachten nicht.

Jacob Ensle in Constantinopel. *)

Wer Pouquevilles und Beauvoisins Reisen nach und in dem Orient gelesen hat, wird sich erinnern, daß sie bey manchen, vorzüglich bey einigen auffallenden Erörterungen über das Serail und den Harem in Constantinopel als Gewährsmann einen deutschen Gärtner mit Nahmen Ensle nennen. Die meisten dieser Angaben jedoch hatten das Schicksal von deutschen Recensenten für Erdichtungen gehalten und etwas hart mitgenommen zu werden. Unter Andern hat auch die Minerva 1806, Decemberheft, eine solche Critik geliefert, die ganz gemacht ist, die Glaubwürdigkeit obiger Reisenden zu beeinträchtigen und die jenes Deutschen, auf den sie sich berufen, ganz in den Schatten zu stellen, um so mehr als Herr von Archenholz, ein Mann von Gewicht, eine Note angehängt, welche für die Autorität seines Recensenten sprechen muß. Als dieser Aufsatz in der Minerva erschienen war, ermangelte Herr Ensle (ein Rastädter, also eine wirkliche existirende Person) nicht, dem Redacteur derselben seine Berichtigungen einzusenden. Er that dieß in einer versiegelten Zuschrift unterm 23. April 1807 frey

*) Herrn von Hammers vortreffliches Werk: Constantinopolis und der Bosporos, aus dem sich hier so Manches würde haben berichtigen und ergänzen lassen, war leider noch nicht erschienen.

Spätere Anmerk.

Frankfurt, directe an den Redacteur der Minerva. Allein da der Brief nicht völlig frankirt war, so ließ Herr v. Archenholz ihn uneröffnet zurück laufen, und scheute sich sofort nicht, den Einsender im Februarheft der Minerva von 1808 unter der Aufschrift: „Rüge einer deutschen Unart" selbst derb abzutrumpfen; Gründe genug, jeden, der die Gelegenheit hat, aufzufordern, den Charakter unsers deutschen Landsmanns in das rechte Licht zu setzen. Der würdige Bearbeiter von Beauvoisins „Nachrichten über den Hof des türkischen Sultans ꝛc.", Herr Keßler (damals großherzogl. Badenscher Major) that dieses auch seiner Seits, indem er sich der Sache des Hrn. Ensle mit verdienter Wärme annimmt, und die schriftliche Mittheilung desselben (1811 Hofgärtner in Rastadt) abdruckt. Hier wollen wir sie den betreffenden Puncten der erwähnten Critik einschieben, überzeugt, daß die Leser nicht nur an der entschiedenen Rechtfertigung unsres Landsmanns Antheil nehmen, sondern an den unterhaltenden Gegenständen, die dabey zur Sprache kommen, Interesse finden werden.

Mit dem Titel: „Fragment eines Schreibens an den Herausgeber der Minerva, den Harem des Großsultans betreffend" liest man im Decemberheft der Minerva 1806, S. 519 ff. Nachstehendes: ——— „In großer Entfernung von Ihrer Stadt, lese ich erst jetzt das Juliusheft der Minerva von 1805, und finde darin eine sonderbare Stelle des Reisenden Pouqueville, der mit allen Umständen seinen Besuch im innern Harem des Großsultans beschrieben hat; eine Erzählung so merkwürdiger Art, in Ansehung des Gegenstandes, daß sie eine nähere Beleuchtung verdient. Sie wissen, daß ich lange in Constantinopel gelebt habe, und daß folglich meine Bemerkungen und Zweifel nicht ganz die eines unberufenen Kritikers sind."*).

*) Der Herausgeber der Minerva kennt den Brief-

Hier sind einige derselben, etwas nachläßig hingeworfen, und Ihrem Gebrauch überlassen.

Nach Pouqueville's Erzählung war der Gärtner des Großsultans, der die Einführung dieser Franzosen, dieser Christen, im Innern des kaiserlichen Harem veranstaltete, und sie auch daselbst verrichtete, ein Deutscher aus Rastadt, Mr. Jaques genannt. Dieß ist so gut, als wüßten wir seinen Namen gar nicht, da durch die Versteckung des Zunamens sich niemand nach dem Mann erkundigen kann, auch keiner in Rastadt aufzutreten im Stande ist, um der Sache zu widersprechen; denn es kann ja mehrere Jacque's geben." — Hierauf erklärt Hr. Ensle wie folgt: Im Jahr 1794 wendete sich der Großsultan Selim III. wegen eines deutschen Gärtners, dem die verschiedenen Zweige dieser Kunst in Europa, hinlänglich bekannt wären, an den k. k. Oesterreichischen Internuntius, Baron von Herbert, der wegen seinem langen Aufenthalt in Constantinopel, daselbst allgemein beliebt und geschätzt war. Ich befand mich damals in Wien, bey meinem Stiefbruder Franz Boos, der als k. k. Garten- und Menagerie-Director, so wie auch als botanischer Gärtner in Schönbrunn, angestellt war und es noch ist. — Durch gedachten Kanal gelang es mir, den Posten eines Obergärtners der Bostandgi's im Serail zu erhalten, welcher vormals noch keinem Christen zu Theil wurde; unter Selims III. milder Regierung machte man von der Regel eine Ausnahme.

Am 28. August 1794 erhielt ich mein Anstel-

---

steller als einen trefflichen Kopf, der viel und weit gereiset ist, viel gesehen, und mit großem Nutzen gesehen hat. Es wäre zu wünschen, daß er seine gesammelten Bemerkungen der Welt mittheile, da besonders die den Orient betreffende, einen Schatz von neuen, noch nie berührten Materien ausstellen würden.

lungspatent aus Constantinopel, mit der ausdrücklichen, von mir nicht einmal nachgesuchten Bewilligung, des freyen Genusses des Weins im Serail. Die Ursache wegen diesem Punkt, habe ich in der Folge eingesehen: viele angesehene Türken kamen späterhin zu mir, diesen Trank bey mir zu genießen, und nahmen bey ihrem Weggehen Vorräthe davon mit sich, die allem Vermuthen nach, höhern Orts genossen wurden.

Nachdem ich mich durch einen Briefwechsel, auf drey Jahre zum Dienste der hohen Pforte verpflichtet hatte, reiste ich den 1. September 1794 von Wien ab. Meine Reise ging durch Hungarn, Siebenbürgen bis Hermannstadt; von da nach Bucharest, die Hauptstadt der Wallachey und Residenz des Fürsten Murussi, welcher von meiner Ankunft unterrichtet war. Hier war ich wohl empfangen, gut bewirthet, und der Fürst ließ mir die benöthigte Fuhre, Lebensmittel, und 7 armirte Arnauten als Bedeckung mit geben, welches nöthig ist, weil man in diesem Land gewöhnlich nicht in Ortschaften, sondern unter freyem Himmel übernachtet. Ich kam durch Adrianopel den 25. October in Constantinopel an. Hier war ich eingeschiffet und nach dreyviertelstündiger Fahrt auf dem Kanal, landete ich bey der Wohnung des Bruders von vorgedachtem Fürsten Murussi, damaligem Dollmetscher der hohen Pforte. Während neun Tagen genoß ich hier die beste Aufnahme. Nach dieser Frist wurde ich wieder eingeschifft, und nach Pera gebracht, allwo mir eine Wohnung bey einem armenischen Handelsmann, neben dem Hotel des Dänischen Gesandten, Herrn Baron von Hübsch, welcher beym Sultan einer vorzüglichen Achtung genoß, gemiethet wurde. — Dieser übernahm es dann auch, aus Auftrag vom Oesterreichischen Internuntius, welcher abwesend war, den Tag nach meiner Ankunft, mich dem Sultan Selim in meiner Landestracht vorzustellen. — Von Pera fuhr ich täglich nach Constantinopel, meine Arbeiten zu be-

ginnen und fortzusetzen: zwey Monate wohnte ich zu Pera, bis mir im Serail an der Gartenmauer eine bequeme Wohnung erbaut war. Diese bestand aus vier geräumigen Zimmern nebst Küche, und war das Werk von gedachter Zeit, das heißt, alles im leichten Styl türkischer Bauart.

Nach kurzem Aufenthalt in Pera erhielt ich durch Herrn Baron von Hübsch, auf des Sultans Befehl, türkische Kleider. Der Anfang meines neuen Kostüms wurde mit Rasiren des Kopfes begonnen; hierauf ward ich wie ein Muselmann gekleidet, nur mit dem Unterscheidungszeichen, statt des Turbans den Kalback, so wie ihn alle Dollmetscher tragen.

Achmet Bey, ein Günstling des türkischen Kaisers, war Oberaufseher der Gärten im Serail. Ich kam ganz unter den Befehl dieses sehr wichtigen Mannes. Er war meine Stütze und mein Schutz, und keiner außer ihm hatte mir in diesem Gouvernement das Geringste zu sagen.

Lange Zeit blieb mir der Dienst als Obergärtner im Serail äußerst angenehm; allein es ergaben sich nach und nach zu viele Gelegenheiten, gegen die türkischen Sitten und Gesetze anzustoßen, die mir, unerachtet eines sehr beträchtlichen Gehaltes, dennoch meine Lage nicht allein verdrüßlich, sondern auch gefahrvoll machten. Sie alle anzugeben, dürfte der Raum dieser Blätter nicht gestatten; ich erlaube mir deßhalb nur einige kurzgefaßte Erläuterungen über die vorangeschickte Kritik mitzutheilen, und sodann diejenigen Motive in abgebrochenen Sätzen als Folge darzulegen, die für mich geeignet waren, Constantinopel und seine Herrlichkeiten mit dem ruhigern Aufenthalt im Vaterland wieder zu verwechseln.

Die Minerva fährt fort: „Die europäischen Türken haben gar nicht den Gebrauch, Christen zu ihrem häuslichen Dienst zu gebrauchen; doch könnte Mr. Jacques — obgleich in der Erzählung kein Wort dieß

anzeigt — ein Renegat gewesen seyn, in welchem Falle eine Ausnahme zu machen wäre. Die Renegaten werden aber von den Türken verachtet, und gerade wegen der Ablegung ihres Glaubens, mit Mißtrauen behandelt. Ist es also wohl wahrscheinlich, daß der Großsultan die Aufsicht seiner Gärten im Serail, die mit dem Harem zusammenhängen, einem Renegaten anvertraut haben sollte?" — Dagegen Herr Ensle: So wenig ich mich dazu würde verstanden haben, ein Renegat zu werden, eben so wenig hat man über diesen Punkt während meines beynahe achtjährigen Aufenthalts im Serail, auch nur die mindeste Frage an mich gethan. Herr D***, der sich als Berichtiger der Reise Pouqueville's im Decemberheft 1805 der Minerva aufwirft, hat, wo nicht immer, doch in dem Puncte recht: daß Renegaten, wegen Ablegung ihres Glaubens, mit Mißtrauen behandelt werden. — Bey mir traf indessen dieser Fall niemals ein; ich trat in den Dienst des Sultans als Christ, und verließ denselben wieder, unangefochten als solcher.

„Zufolge der Beschreibung Pouqueville's (lautet es in der Minerva weiter) sind sowohl der große als die kleinern Gärten des Kaisers so unbedeutend, daß der kleinste Edelmann in Europa sich nicht damit begnügen würde; auch fand sich keine Frucht, Pflanze oder Blume darin, die der Aufmerksamkeit der Reisenden würdig war. Zu dieser so geringen Cultur also sollte der Großsultan einen Ausländer annehmen, dem er 6000 Piaster jährlichen Gehalt gibt? Wenn die Sache sich so verhält, so muß man gestehen, daß Mr. Jaques ein glücklicher Mann war, einen solchen Platz gefunden zu haben; aber ganz unglaublich unvorsichtig war es, einen so ansehnlichen jährlichen Gehalt, dessen sich wenige Minister an den großen deutschen Höfen rühmen können, und selbst sein Leben zu wagen, bloß um die Neugierde einiger Fremden zu befriedigen.

Mr. Jaques hatte sich die Schlüssel zum Eingang des Harems verschafft; zu den geheimen Zimmern der Sultaninn Valide; nicht etwa zum Gartenhause, nein! zu dem heiligen Aufenthalt selbst, der durch Religions-Grundsätze, durch alle Sitten, durch Eifersucht und türkischen Stolz beschirmt, und von Verschnittenen sehr genau bewacht wird!!! Aber wie hat Jaques sich diese Schlüssel verschafft? Wer konnte sie in Verwahrung haben? Man sollte doch denken, der kommandirende Officier der Bostandgiswache, oder der Befehlshaber der Verschnittenen; denn der Schlüssel zu einem festen Schlosse, oder von irgend einem Eingang zu demselben, befindet sich doch nicht in den Händen eines alten Thorwächters." — Darauf sagt Herr Ensle: „Was die Unbedeutenheit der Gärten des Serails betrifft, wovon Herr Pouqueville sagt, daß ein kleiner Edelmann selbige in Europa weit schöner habe; so ist diese Angabe, relativ betrachtet, Wahrheit. Wir besitzen weit fürtrefflichere Privatgartenanlagen, als jene Gärten an den orientalischen Höfen es sind. Die damalige Mode der Europäer huldigte, in Betracht der Gärten, dem englischen Geschmack; in Constantinopel dominirte französische und holländische Sitte. Jedoch waren diese Gärten in ihrer Art schön; sie wurden wegen ihrem angenehmen Schatten beybehalten, ein sehr wesentliches Bedürfniß für dieses heiße Klima! Hätte ich dorten Wiesenthäler mit Schlangenwegen anbringen wollen, so würde ich den Beyfall der Türken durchaus verfehlt haben. Sie lieben weder erfreuliche Aussichten noch Natur, sondern momentanen Genuß, und Vergnügen. Ich mußte mich nach diesen Launen richten. — Ueberdieß umgibt das Serail eine 62 Schuh hohe Mauer; ich konnte demnach von keiner Ansicht, deren sehr viele und merkwürdige vorhanden sind, Gebrauch machen, weil dieß alles für Osmanen keinen Reiz hat. — Die Ursache der hohen Mauer ist keine andere, als die im

Garten lustwandelnden Weiber des Großherrn vor jedem männlichen Blick zu bewahren. Dieser Gebrauch hoher Mauern herrscht allenthalben in diesem Reich.

Da ich hier einmal von den Gärten des Serails rede, so erlaube man mir noch einige Bemerkungen darüber mitzutheilen. Der Garten des Serails besteht aus mehreren Alleen, Bögen und Laubgängen, mit Jasminum officinale, Passiflora coerulea, Phaseolus caracalla und verschiedenen Rosenarten überschattet. — Bassins und Wasserfälle, deren Grund und Wände aus Marmor bestehen, geben ihm Zierde. Eine schätzbare Sammlung von Kupferabdrücken hat Herr Melling in Paris (ehemaliger Architekt der Hadidge Sultaninn, Schwester des Kaisers) als Ansichten des Serails, Constantinopels und seines Bezirks herausgegeben, durch dessen Güte ich mehrere Blätter aus dieser Sammlung als schätzbare Andenken erhalten habe.

Rechts im Garten stößt das sogenannte Frankkiosk ans Meer. Auf seinen beyden Seiten befindet sich eine Orangerie im freyen Grund; sie wird im Winter mit einem hierzu eingerichteten Dache bedeckt. Dieser Kiosk wird der ausländische Pavillon genannt, weil er nach europäischer Bauart angelegt, und statt überladener Vergoldung mit Malereien ausgeziert ist. An seiner Decke hängt ein krystallener Kronleuchter herab, welcher vom englischen Gesandten, Lord Elgin, im Namen seines Königs, dem Sultan verehrt wurde; man schätzt seinen Werth auf 1500 Pfund Sterling. Ingleichen befand sich hier eine sehr kostbare Penduluhr, welche, wann sie spielte, die Musik eines vollständigen Orchesters hören ließ. Sie war ein Geschenk des spanischen Ministers. Der Künstler, der sie in Wien verfertigte, und nach Constantinopel brachte, erhielt, ohne ihren Werth zu rechnen, bloß um sie an Ort und Stelle zu bringen und

aufzustellen, 6000 Piaster, für diese Mühe und seine Reise.

Was edle Gartenfrucht und Blumen betrifft, so waren diese in den Gärten des Serails in Menge, und weit vollkommener als bey uns vorhanden; das vortreffliche Klima trug hierzu schon alles bey. Im Simpil Pachtcheſſer (Hyazinthen Garten) hatte ich allein für 16,000 fl. Hyacinthenzwiebeln, die ich auf einmal aus Holland kommen ließ, und für mehr als 6000 fl. Ranunkeln, Anemonen ꝛc. angepflanzt. — Die köstlichen chinesischen Blumentöpfe, die zu tausenden vorhanden waren, und wovon das Stück 150 bis 200 Piaster kostete, hat Herr Pouqueville übersehen. — Ich habe in solchen Töpfen Gurken gezogen, und selbige dem Großherrn am Bairamsfest überreicht, wo sie allgemeinen Beyfall fanden; bey uns würde jede andere Frucht vorgezogen worden seyn. Ingleichen zog ich Ananas, welche die ersten waren, die im Serail je gespeist worden sind; sie erhielten indessen keinen Vorzug.

Es hat seine volle Richtigkeit, daß ich mehrere am Hofe des Sultans accreditirt gewesene europäische Gesandten, und auch Herrn Pouqueville ꝛc. in das Serail und den Harem eingeführt habe. Aber dieß geschah immer in Abwesenheit oder im Einverständniß weniger Schwarzen. Ich mußte hierbey den Zeitpunkt in Acht nehmen, wo der ganze Hof abwesend war. Meiner längern Bekanntschaft an diesem Hofe, meiner Beschäftiqung allda hatte ichs zu verdanken, daß mir die Schlüssel, selbst zu den heiligsten Stellen des Serails, anvertraut wurden. Bey Einführung eines Fremden hatte ich mich nur vor jenen Türken zu hüten, in denen der Religionshaß gegen die Dgiauer (Jauer) noch zu sehr dominirte.

Die Schlüssel des Harems mußten mir überdieß bey allen Gelegenheiten, wo die Damen und ihre Sklavinnen abwesend waren, dargebracht werden,

weil ich ebenfalls die Besorgung über ihre Gärten hatte. Waren sie vorhanden, dann ließ ich dem Kislar-Aga durch meinen Bostandgy melden, daß ich im Garten zu thun hätte, der sodann mehrere Verschnittene befehligte, mich und meine Arbeiter zu begleiten und zu bewachen.

Die Minerva weiter: „Alle obige Zweifel aber sollen sich heben durch den Umstand, daß der ganze Harem nach Besick-Tasch transportirt war. Dieß wäre freylich etwas, wenn der Gedanke, einen Harem von drey hundert und fünfzig Weibern mit allen ihren Sklavinnen zu transportiren, nicht eben so vielen Zweifeln unterworfen wäre, wie die Sache selbst, die dadurch wahrscheinlich werden soll.

Es wird durchgehends in Constantinopel angenommen, daß der Sultan ungefähr 350 Weiber zum Luxus hält; wenn man nun einer jeden nur eine Sklavinn gibt, so machen dieß 700 weibliche Geschöpfe. Diesen ganzen Schwarm sollte der Sultan dießmal — denn man hat in Constantinopel nie von einem ähnlichen Einfall des Kaisers gehört — mit sich führen, um eine kurze Zeit ein Lustschloß zu bewohnen. Das scheint unglaublich. Die Weiber werden gewöhnlich nur in der Stille und in verdeckten Gondeln transportirt. Diese Gondeln aber sind so klein, daß unter der Deckung kaum drey oder vier Personen Platz finden; zweyhundert solcher Gondeln würden nicht hinreichen, und ein Aufsehen erregen, das die Türken mit ihren Weibern gar nicht machen; denn dawider streiten Sitte, Gesetze und Religion. Bey meinem langen und wiederholten Aufenthalt in Constantinopel, habe ich oft gehört, daß, gerade um Aufsehen zu vermeiden, der Sultan nie mehr als eine oder zwey Damen mit sich führt, wenn er aufs Land geht." — Dagegen Herr Ensle: Daß der ganze Harem von 350 Weibern nach Besick-Tasch transportirt wird, kommt dem Herrn Berichtiger D*** ganz unglaublich

vor; aber es ist dennoch Wahrheit, wenigstens habe ich mich fünfmal mit eigenen Augen davon überzeugt. Ich war mit im Gefolge, mußte den dortigen Garten ebenfalls in Stand setzen, und die Zubereitungen zur Aufnahme mit besorgen helfen. — Unter vorgedachter Anzahl Weiber, beehrte zu meiner Zeit den Großsultan nur fünf vorzüglich mit seiner Gunst, und unter diesen hatte er noch eine Favoritinn, der ich, vor allen andern, meine schönsten Blumen schicken mußte. Die andern Weiber sind alle als Sklavinnen zu betrachten, nur mit dem Unterschied, daß unter ihnen wieder Auswahlen, wie an den europäischen Höfen, statt finden. Man wählt nemlich unter diesem weiblichen Personal, Hofdamen für die begünstigten Frauen des Kaisers und für die Valide Sultaninn aus. — Die begünstigten Frauen, werden beym Leben des Kaisers sehr hoch geachtet; nach seinem Ableben kommen sie in das Aeski = Serail, oder alte Schloß, wo sie lebenslänglich gut verpflegt werden. Nur diejenigen, welche Mütter geworden sind, bleiben in ihrem vollen Glanz; sie werden als Sultaninnen ausgerufen, behalten lebenslänglich ihren Hofetat, und erhalten nach dem Tode des Sultans, ausser dem Serail, ihre Wohnungen.

Um nun zu begreifen, wie ein großer Troß türkischer Weiber auf Gondeln, nach irgend einem Lustschloß des Kaisers kann transportirt werden, muß man sie, mit eigenen Augen, sitzen gesehen haben. — Nicht vier Damen — nach der Angabe des Herrn D*** — sondern zwölf haben vollkommen Raum, in denen zu obigen Zweck bestimmten Fahrzeugen. —

Fährt der Kaiser spazieren, seine Mutter oder Schwestern zu besuchen, dann nimmt er keine Damen mit sich, weil die dortigen Gesellschafterinnen seiner Fantasie allenfalls zu Gebot stehen; reist derselbe aber incognito, dann nimmt er nur seine Favoritin, und einige Sklavinnen mit sich, welches oftmals

im Frühling geschieht, ehe und bevor der ganze Harem aufs Land zieht.

Im Früh- und Spätjahr pflegte Sultan Selim III. sich nebst seinen Frauen in Tou-Capi Harem, im Sommer auf dem Lande und im Winter im Aeski-Serail, aufzuhalten.

Nach Mr. Pouqueville's Versicherung (lautet es ferner in der Minerva) waren in den Zimmern der Sultaninn keine Möbeln, ausser einigen Comoden. Es läßt sich nicht wohl denken, daß Damen ohne Möbeln sind. Tandur Sopha, Teppich, Blumentöpfe, lange sehr prächtige Tabackspfeifen (die Türkinnen rauchen so wie die Männer) Musik-Instrumente, Kronleuchter, Waschgeschirr, Wand- und Handspiegel u. s. w. sind einer türkischen Dame sehr nöthig, wie einer Europäerinn ihre Toilette-Möbeln.

Die Aufbewahrungszimmer aller dieser nöthigen Dinge, können doch wohl nicht weit vom Wohnzimmer der Gebieterinn seyn; indessen hat Mr. Pouqueville von allen diesen Dingen nichts gesehen, und war doch, wie er versichert, im Wohnzimmer der Valide-Sultaninn. Waren die Möbeln etwa auch nach Besick-Tasch transportirt? oder war das Wohnzimmer der Sultaninn Mutter vielleicht ein, ausser dem letzten Bezirk des Serails gelegenes Garten Pavillon Zimmer? — Es giebt dort, wie ich weiß einen solchen, welcher zu dem der Valide-Sultaninn gehörigen Gebäuden mitgezählt wird. Vielleicht sahe Pouqueville einige dieser Gemächer, wo welche von den geringsten Sklavinnen der Sultaninn wohnten; Sklavinnen, die gewöhnlich zu den niedrigsten Diensten gebraucht werden. Diese Weibspersonen haben nicht einmal in das Innere des Harems Eingang, weil ihre durch solche Arbeit schmutzigen Kleider, die Atmosphäre der Damen verpesten würden.

Die Badwanne, von welcher Mr. Pouqueville eine Beschreibung macht, ist für jemand, der die tür-

kischen Bäder kennt, eine ganz besondere Erscheinung. Die Türken baden in marmornen Stuben, die so geheizt werden, daß eine überfließende Transpiration erfolget, sodann begiessen sie sich mit heißem Wasser, um den Schweiß abzuwaschen, das ablaufende Wasser rinnt in kleinen am Fußboden angebrachten Ableitungen fort; sie sitzen dabey auf marmornen Bänken, die so breit sind, daß sie sich darauf legen können, um sich die Glieder ausrecken zu lassen. Man sieht leicht auf den ersten Blick, daß eine Badwanne hier ganz zweckwidrig ist, indem sich der Badende in seinem eigenen Schweiß alle die Unreinlichkeiten wieder an sich ziehen würde, deren Entledigung doch der Zweck des Badens ist. —

Herr Ensle erwiedert hierauf: Was die Zimmern der Damen betrifft, so sind darinnen keine andere Möbels, als rings herum an den Wänden Sopha's, Vasen für Rauchwerk und wohlriechende Wasser, und Blumentöpfe. Befinden sich die Frauen auf dem Lande, dann werden obgedachte Gegenstände an einem verschlossenen Ort in Verwahrung gebracht; die Damen waren eben damals auf dem Lande, als ich Herrn Pouqueville in den Harem einführte; es konnten demnach gedachte Möbeln nicht von ihm gesehen werden. — Nur im Halbet Saale wo die Damen zusammen zu kommen pflegen, wo die Sklavinnen Musik machen, und tanzen, bleibt alles unverändert. Hier sind alle Gattungen von Kronleuchtern, Spiegel, Uhren und Springbrunnen angebracht, aber keine Sessel, keine Commoden. (Bey den vornehmen Türkinnen ist das Tanzen nicht im Gebrauch, sie lassen sich, gegen Bezahlung, vortanzen, und die Sklavinnen werden hierzu abgerichtet.)

Daß das weibliche Personal im Serail Taback rauche, hiervon ist mir in der That nichts bekannt! Ich habe wenigstens nirgends Spuren davon wahrgenommen. Gemeine türkische Weiber ausser dem

Serail, thun es in dieser Beschäftigung oft ihren Männern zuvor, welches ich häufig gesehen habe. —

Daß die Sklavinnen zu mannichfachen Arbeiten im Serail gebraucht werden, ist wahr; indessen verrichten sie doch keine solche, die sie so besudelten, daß die Atmosphäre der Damen, durch ihre Kleidungen verpestet würde. Diese Sklavinnen werden keineswegs wegen vieler und harter Arbeiten, sondern lediglich zum Staat und zur Unterhaltung der Damen und der Favoritinnen, angestellt und unterhalten. Ihre Beschäftigungen bestehen im Waschen, Sticken, Caffee zubereiten, Musik und Tanz, und im Abstäuben der Zimmer. Letztere Arbeit, welches wohl die schmutzigste seyn dürfte, macht ihnen wenig Mühe, in einem eingeschlossenen Raum, der keine Aussichten auf die Strassen darbietet, folglich wenig Staub aufnimmt, und oft ganze Monate, von seinen Bewohnerinnen nicht verlassen wird. — Diese Sklavinnen kochen nicht einmal; die Speisen werden durch Köche zubereitet, und Mittags 9 Uhr, so wie Abends 5 Uhr, durch solche, begleitet von Verschnittenen, in den Vorhof des Harems gebracht.

Im Wohnzimmer der Valide Sultaninn, befanden sich zur Zeit unsers Besuchs, nur zwei antike Spiegel, mehrere Commoden von chinesischer Arbeit, und verschiedenen Malereyen; alles dem Ansehen nach, schon sehr alt.

Das Marmorbad der Valide Sultaninn, so wie auch die Badwanne des Sultans sind genau nach der Angabe des Herrn Pouqueville eingerichtet; es war sogar zu sehen, daß von der letztern, nach denen beyden angebrachten Röhren fürs kalte, und warme Wasser, Gebrauch gemacht ward.

Es mag (schließt die Minerva) an diesen wenigen Bemerkungen genug seyn, um mein Urtheil zu rechtfertigen, wenn ich diese hier erzählte Episode des

Pouquevillischen Reisewerks in die Classe der Dichtungen setze."

Worauf Herr Ensle erklärt: „— Ich finde übrigens die Angabe des Herrn Pouqueville, in so weit selbige die Gärten des Serails und den Harem betreffen, keineswegs übertrieben, oder geeignet, durch die Kritik des Herrn D*** in die Classe der Dichtungen gesetzt zu werden.

Suum cuique!

. . . . . Da nun nicht alles Gold ist, was in der Ferne dessen Schimmer trägt, so konnte es auch Gründe geben, die mich wünschen ließen, die Gärten des Serails, die so hesperidenähnlich manchen uneingeweih'ten Fremdling entgegen glänzen, gegen die vaterländischen Fluren an geliebten Rheine wieder umzutauschen. — Ueber 6000 Piaster jährliche Einnahme? . . . freilich eine schöne Summe! Nur sie in beständiger Furcht bei einer Menschenrace zu erwerben, die der genügsamen deutschen Nation so sehr wesentlich nachsteht; . . . Nein! hierzu konnte mich nur ein Aufenthalt von beinahe 8 Jahren, und keine Stunde weiter bestimmen. Man höre und erwäge jetzt einige Gründe:

Die schwarzen Schwärme jener verstümmelten Afrikaner, die zu keinem Geschlecht gehören, hatten durch öfteres Besuchen meiner Wohnung, den Trank gewittert, der den Türken in ihrem Koran so strenge verbothen ist. Sie verlangten mehrmals Wein von mir; ob es ihnen ums Trinken zu thun war, oder mich zu prüfen, weiß ich nicht; ich gab ihnen indessen keinen. Sie setzten mich aber dennoch durch ihr Begehren, oft nicht in geringe Verlegenheit, und sie erbrachen mir sogar einmal die Schränke, wo sie Liköre fanden, die sie wie Wasser soffen, mit dem Schimpf Ausdruck: Anna sarra siglim jauer, das heißt: du Ungläubiger, ich . . . doch ich mag den ganzen Sinn der ekelhaften Phrase hier nicht ausdrücken —

in gleiche Verlegenheit kam ich mit den Speisen. Bey den Türken herrscht der Gebrauch, daß die Männer nicht allein alles einkaufen, sondern auch die Speisen zubereiten. Ich hatte einen Griechen zum Koch; dieser mußte oft Speisen zurichten, die für höhere Personen abgeholt wurden, und von denen er selbst nichts genießen durfte. Wäre ein fanatischer Türk aufgetreten, hätte mich ein solcher über dieses Benehmen zur Rede gesetzt und mich ermordet, dann hätte er noch geglaubt, ein gutes Werk gethan zu haben: denn ein Mord auf diese Art, gilt bei ihnen für eine edle That. — Von ihrem wilden fanatischen Instinkt hatte ich das Uebelste zu fürchten.

Während meines Aufenthalts in Constantinopel, richtete die Pest mehrmals ihre Verwüstungen an; ein einziger Tag raffte nicht Hundert sondern Tausende hinweg. — Mein Dienst nöthigte mich, besonders im Sommer, wann der Hof sich auf dem Lande aufhielt, fast täglich Schiffe zu besteigen, um nach des Kaisers Lustschloß Besik = Tasch oder nach Eyub zu fahren. Im Sommer wüthet gewöhnlich diese furchtbare Seuche. Ich verlohr einmahl in einem Tag bei einer solchen Fahrt, fünf von meinen Arbeitern, die sich die Ansteckung im Schiffe geholt hatten; an zehn andern Tagen raffte mir die Pest zwölf Arbeiter hinweg. Ein Gefährte von mir, auch ein geborner Rastadtler, Nahmens Ullersberger, stand als Gärtner unter mir; er verließ aber schon im dritten Jahr Constantinopel, aus Furcht vor gedachter Seuche. — Das Unangenehmste war für mich, wenn diese fürchterliche Plage eintrat, daß ich, so lange sie anhielt, bey den europäischen Gesandten, keinen Zutritt mehr hatte, die mich immer sehr wohlwollend behandelten. In solchen Zeiten weicht alles, was Furcht vor dieser Krankheit hat, einander aus; nur die gemeine Volksclasse, hält die Pest für Gottes

Schickung, und bei ihnen darf man nicht einmal deshalb Besorgnisse äussern.

Familien-Angelegenheiten, und der Wunsch, mein Vaterland wieder zu sehen, bestimmten mich, auf einige Zeit um Urlaub nachzusuchen; dieser wurde mir verweigert. — Kurz hernach überfiel mich eine so heftige Kolik und Diarrhöe, daß ich 32 Tage hindurch im Serail darnieder lag, ohne daß mir konnte geholfen werden. — Mein biederer Freund Melling war mein Retter. Er ließ mich, schon ganz entkräftet, aus dem Serail abhohlen, und nach Pera bringen, von wo Herr von Knobelsdorf, damaliger K. preußischer Gesandter, der mir immer viel Wohlwollen bezeugt hatte, — mich in seinem Wagen nach Bujuctere führen ließ. Hier hatte Herr Melling seinen Sommeraufenthalt. Bey ihm fand ich die theilnehmendste Aufnahme. Ein altes armenisches Weib, begann eine vortheilhafte Kur mit dem abgezehrten Patienten, und diese Kur ward hernach durch den Leibarzt des Herrn Baron v. Herbert vollends zu meinem Heil vollendet. Nach den Aesserungen meiner Retter, hatte ich Gift bekommen. —

Einstmals erhielt ich vom Kaiser den Befehl, seiner dritten Gemahlin in Geschwindigkeit den Garten mit Blumen zu besetzen. Beym Beginnen dieser Arbeit, kam der Schwarze dieser Dame, geradezu aus ihrem Zimmer, welches ganz und gar gegen die Sitte war. Er überreichte mir eine Tasse Caffee, nebst einem Bockscha, aus einem gestickten Tuch bestehend. Was er mit Beiden wollte . . . weiß ich nicht. Den Caffee, statt ihn zu trinken, goß ich zur Erde nieder aus Furcht, er möchte nicht rein seyn. Diese Dame war krank; ihr Doktor, der sie herstellen wollte, aber dieses nicht konnte, wurde auf einem Schiff ermordet. Ein gleiches Schicksal traf einen Doktor Namens Janaki, welcher der kranken Beykham-Sultaninn, Schwester des Kaisers, zur Ader ließ, wo-

durch ihr Zustand gefährlicher wurde; der Doktor wurde deshalb in einem Pferdestall erdrosselt. —

Mehr als dreyßig Europäer, meine Zeitgenossen, welche der Pforte sehr wesentliche Dienste geleistet hatten, waren gegen das Ende meines dortigen Aufenthalts bereits aus eigenem Antriebe, theils mit Abschied hinweg gegangen; mein Freund Melling schickte sich auch allmählig an, Constantinopel zu verlassen.

Wenn ein türkischer Sultan acht Jahre regiert hat, und keinen Thronenerben erzeugt, dann will es das Gesetz, daß er detronisirt werde. Selim III. war kinderlos; er regierte zwar bereits länger, allein sein Volk erlaubte sich auch gegen ihn sehr aufrühreische Reden, die auf eine bevorstehende Staatsumwälzung hindeuteten.

Passawan-Oglou trieb sein Unwesen zum Schrecken der Bewohner Constantinopels in der Wallachey.

Die Türken sind in der Regel undankbar gegen fremde Verdienste. Nur wenige Beyspiele hierüber: Unter Hussein-Pascha, dem damaligen Capudan-Pascha, der ein großer Gönner der Franken war, wurde die türkische Marine ausserordentlich verbessert, und vergrössert. Der berühmte Schiffbaumeister und Directeur Lebrun, hatte mehrere Fahrzeuge erbauen lassen. Ein Kriegsschiff von 110 Canonen, war auf den Werften Constantinopels in Arbeit; es kam plötzlich Feuer auf diesem Schiffe aus, und zwar um die Zeit des Einfalls der Franzosen in Egypten. Lebrun, als Franzose, fiel in Verdacht dieses Ereignisses, aber unschuldig; er rettete noch glücklich seine Person durch eine schleunige Flucht nach Rußland. Sieben von seinen Kalva's (griechische Baumeister) wurden ohne weitere Untersuchung und bloß darum strangulirt, weil sie beim Ausbruch des Feuers auf dem Schiff gearbeitet hatten. — Unter dem nemlichen Capudan-Pascha wurde auch das neue schöne Marine-Bassin neben dem Arsenal in der Vorstadt Eyub, durch schwe-

dische Officiere unter der Direktion des Capitains von Rode erbaut, welches die größten Schiffe und in beträchtlicher Anzahl, aufnimmt. Als diese Herren ihre vortrefflichen Arbeiten beendigt hatten, sank ihr Ansehen, und man ließ sie weiter ziehen. —

Ein Venetianer hatte eine wohl qualificirte Pulvermühle errichtet, welche allgemeinen Beifall fand und reichliche Ausbeute gab. Kaum war dieses Werk im besten Gang, da kam ein Armenier, welcher die Sache gründlicher zu verstehen vorgab, und der Erbauer mußte ihm weichen.

Sobald die Türken glauben, dasjenige erlangt zu haben, was sie suchen und wünschen, und wären sie auch nicht im Stande es zu unterhalten: so ist ihnen dieses schon hinlänglich, und der Erfinder muß sich reisefertig machen. — Diese Bilder sind kleine Schilderungen ihres schwankenden Charakters; in ihnen liegen dann auch einige Beweggründe, welche mich aus Constantinopel hinweg zogen.

. . . . Genug für jetzt, mit Anekdoten und Episoden! Die Heimath winkt in der Ferne. — Am Ende des Canals bey Pera schiffte ich mich ein, und fuhr auf dem schwarzen Meer bis nach Varna. Als ich hier anlangte, bat ich den Pascha um eine Eskorte gegen Zahlung bis Silistria; dieser gab mir aber die troſtreiche Antwort: er könne mich nicht schützen, weil seine Soldaten wirklich im Kriege wären, mit dem Pascha von Silistrien. In Varna wohnte ich bei einem griechischen Popen, und zu meinem Glück fand ich daselbst einen russischen Courier, der im Begriff stand, weiter zu reisen. Mit diesem schloß ich einen Akkord ab, daß er mich in seinem Kibitke mitnahm. Als Tartaren gekleidet, reisten wir unangefochten bis in die Gegend von Silistria. Mein Gefährte war des Weges kundig; er traf bekannte Türken in einem Dorfe an, welche uns bis an die Grenze der Wallachey begleiteten: Bevor wir daselbst

ankamen, fanden wir sehr traurige Spuren der Verwüstung. Viele Dörfer lagen in der Asche, und viele waren menschenleer. Unsere Begleiter durchsuchten die Häuser, und nahmen von Lebensmitteln mit, was sie vorfanden. — In der Wallachey glaubten wir sicherer fortkommen zu können, wir fanden aber alles in größter Unruhe. Der berüchtigte Passawan-Oglou trieb sein Wesen in dieser Provinz; alle Menschen von irgend einem Ansehen waren geflüchtet, die Strassen wimmelten voll Flüchtlingen, die sich nach der österreichischen Grenze retteten. — Der Courier nahm jetzt seinen Weg über Belgrad, und ich über Siebenbürgen nach Wien. Zum Glück war dieses Jahr keine Pest in den osmanischen Staaten, sonst hätte ich noch an Oesterreichs Gränzen 40tägige Quarantaine halten müssen.

Ich säumte mich nicht auf meiner Reise. Das Verlangen nach dem Vaterlande, und nach dem mir daselbst von meinem gnädigsten Fürsten zugesagten Posten als Hofgärtner, ließen mich selbige beschleunigen, und somit traf ich gegen Ende des Julius 1802 in Rastadt ein."

Der Leser möge nun das Cuique suum selbst ausmitteln, und urtheilen, in wie ferne Herrn Ensle Unrecht geschehen!

Kleinere Denkwürdigkeiten, Anecdoten und Notizen. Dritte Reihe.

Condillacs Cours d'études etc. welche ist die Originalauflage?

Von Condillacs bekanntem Werke: Cours d'études pour le Prince de Parme etc. ist die Auf-

lage mit dem Titel: Parme, de l'imprimerie royale, 1776, der Zweybrückner Nachdruck in 16 Bänden; und die Ausgabe mit dem Impressum Deux-Ponts 1782, das Parmesaner Original Bodoni's vom Jahre 1775 in 13 Bänden; Exemplare mit dem ursprünglichen Titel des Originals kennt man nur 2 bis 3. Wie es kam, daß auf diese Weise das Original den Titel des Nachdrucks, und der Nachdruck den von jenem führt, erzählt der gelehrte Bücherkenner Renouard in seinem Catalogue des Livres imprimés par Bodoni, wie folgt: „Kaum war die Bodonische Ausgabe fertig, als der spanische Hof über einige Stellen, welche Aeußerungen, die ihm zu kühn schienen, enthielten, von dem Fürsten von Parma die Unterdrückung des Werkes verlangte. Die Bekanntmachung desselben wurde alsogleich verbothen; aber zwey oder drey Exemplare, welche der Buchdrucker bereits ausgegeben hatte, schützten dieß Werk vor der bedrohten Vernichtung. Eines jener Exemplare diente zu dem Zweybrückner Nachdruck, welchen das Publicum, unbekannt mit dem Vorfall in Parma, für die Originalauflage hielt. — Endlich, im Jahre 1782, bewilligte man den Verkauf dieser letztern mit dem falschen Titel Zweybrücken 1782, und mit einigen Aenderungen im Text, für welche man Cartons anbrachte. Die Exemplare mit den alten Blättern und diesen Cartons zugleich sind folglich viel interessanter, und diejenigen, welchen jeder Leser den Vorzug geben muß." — Condillac, sonst ein Mann von gemäßigtem Character und redlichem Sinn, war der Bruder des Abbé Mably, und geboren zu Grenoble 1715, gestorben zu Flux im Loire-Departement 1780.

Tagsblätter in London.

Nach Berichten eines Deutschen in London erscheinen in dieser Stadt an 60 Tageblätter, manche

in einer Auflage von 10,000 Exemplaren. Copisten, Setzer, Correctoren, Drucker, Lagenmacher rc. arbeiten die ganze Nacht, um am frühesten Morgen das zu publiciren, was noch wenige Stunden zuvor ein Geheimniß war, oder zuweilen erst zur Mitternachtzeit in den Parlaments-Sitzungen verhandelt wurde. Der eine Setzer überliefert ein abgesetztes Blatt schnell einem zweyten, dieser einem dritten u. s. w. nach Verhältniß der Stärke der Auflage, bis der regulirte Satz endlich in die mit unglaublicher Schnelligkeit wirkende Dampf-Druckerpresse gelangt. Diese von einem Deutschen, Namens König, aus Eisleben, erfunden, druckt auf beyden Seiten in einer Stunde an 1000 Bogen, und macht nur 2 Individuen dabey nöthig.

Byrons Honorar.

Das Honorar, welches der Verleger des Lord Byron diesem Dichter bereits bezahlt hat, beträgt nicht weniger als 16,000 Guineen, eine Summe, deren sich wohl kein neuer Schriftsteller rühmen kann, und Lord Byron ist noch jung! Jenes ungeheure Honorar liefert zugleich einen Beweis von dem Enthusiasmus der Engländer für die Byronsche Muse, denn der Verleger soll bey dem reißenden Absatz zweymal so viel dabey gewonnen haben.

Rostopschins Erklärung über den Brand von Moskau.

War der Brand von Moskau im Jahr 1812 das Werk der Absicht, oder des Zufalls, oder Beydes zugleich? Wer hat ihn veranlaßt oder veranstaltet: die Russen selbst, oder die Franzosen? Diese und ähnliche Fragen, zum Theil auch in Schriften aufgeworfen und behandelt, haben noch immer nicht mit Zuverlässigkeit beantwortet werden können. Kürzlich

aber ließ sich eine Stimme vernehmen, die allerdings geeignet seyn mag, das Dunkel dieser wichtigen Begebenheit lichten zu helfen. Nämlich vom damaligen Gouverneur, Grafen Rostopschin, selbst, liest man im British Monitor 1822, 28. Oct. folgende Erklärung: der British Monitor vom 7. dieß sagt, indem er die von dem Chevalier Robert Wilson geleisteten Dienste aufzählt, Sir Robert sey mit mir im Jahre 1812 zu Moskau gewesen, und habe mir bey Ausführung des Plans zur Verbrennung der Stadt beygestanden. Der Chevalier Wilson kam aber zehn Tage nach der Besetzung Moskau's durch den Feind im Hauptquartiere der russischen Armee zu Pakra an; hier sah ich ihn zum ersten Mahle in meinem Leben; folglich war es zu spät, und unnütz, mir beyzustehen.

Theodor Graf Rostopschin.

Beaumelle's Werke.

Einer der erleuchtetsten Geister Frankreichs ist Lorenz Anglieville de la Beaumelle, 1727 geboren, und gestorben zu Paris 1773. Mes pensées, 12. Copenhague 1751, in der Folge mehrmals aufgelegt, auch in deutscher Uebersetzung, die mehr Anmerkungen als Text hat, vorhanden, und die Mémoires et lettres de Madame de Maintenon, 12. Amsterdam, 15 Vol. von denen 6 die Memoiren, 9 die Briefe enthalten, sichern seinem Namen ein unvergängliches Gedächtniß. Seine Gedanken, das erste dieser Werke, brachten ihn 1753 in die Bastille. Diese Gedanken sind wirklich tief, kraftvoll, und mit Geist ausgedrückt, doch in Rücksicht auf Politik großen Theils irrig, und äußerst kühn vorgetragen. Die Mémoires et lettres verursachten, daß Beaumelle zum zweyten Mahl in die Bastille gesetzt ward, was ihn höchlich erbitterte. Es wird behauptet, er habe in diesem Werke Madame Maintenon auf eine Art denken und

reden lassen, wie sie weder gedacht noch gesprochen; der Styl habe weder den Anstand noch die Würde, welche der Geschichte angemessen; einige Thatsachen seyen zu entstellt u. dgl. — Beaumelle war einer der heftigsten Gegner Voltaire's; in einem seiner Gedichte macht er diesen mit einer Menge anderer Literatoren zum Galeerensklaven, und mahlt ihn, wie er seine Hände in der Tasche eines Andern hat. Aus diesem und Aehnlichem wird daher begreiflich, daß Beaumelle die Zahl seiner Feinde stets vermehrte, und daß manche der Unannehmlichkeiten, welche ihn trafen, der Einwirkung Voltaire's zuzuschreiben sind.

Almanac du Diable.

Vor einiger Zeit erschien in Paris ein Almanac du diable. Der Titel erinnert an einen andern, nämlich an den Almanac du diable, pour les années 1737 et 1738. Aux enfers, 1 Vol. in 24°. — Dieses Büchlein machte bey seiner Erscheinung in Paris, wegen der kecken Sätze, ein solches Aufsehen, daß es sogleich verbothen wurde, welches billiger Maßen mit der größten Strenge geschah; der Almanach ist daher selten. Es wurde indessen nachgedruckt, doch fand diese Auflage keinen sonderlichen Eingang. Gewöhnlich wird ein kleines Manuscript als Schlüssel beygefügt, in welchem die Namen der im Text berührten Personen bezeichnet sind. Der Autor ist noch nicht mit Gewißheit bekannt; vermuthlich aber ist es Quesnel, dem man auch les Princesses malabares zuschreibt.

Holinsheds Chronik.

Holinsheds Chronik von England ꝛc., aus welcher, wie man weiß, der unsterbliche Shakspeare den Stoff zu den meisten seiner historischen Stücke ge-

schöpft hat, wurde von dem englischen Ministerium wegen dem Lärm unterdrückt, welchen einige dreiste Züge darin, damahls hatten verursachen müssen. Es war die Ausgabe von 1587, 3 Bände, welche viel vollständiger ist, als die erste vom Jahre 1577, 2 Bände, auch in Folio. Weil aber diese manche interessante Eigenthümlichkeiten hat, so ist es gut, beyde Auflagen zu berücksichtigen.

Schicksal der Encyclopédie méthodique.

Die Panckoucke'sche Encyclopédie méthodique hatte gleich bey ihrem Auftreten das Schicksal der Diderot-d'Alembertschen, aus denselben gegründeten Ursachen. Wie der erste und zweyte Band erschienen, ließ der Kanzler sie wegnehmen, und in der Bastille verwahren; eine Maßregel, die freylich nur momentan war, weil Panckoucke mit dem Druck alsbald fortfuhr. Die Veranlassung des Verboths dieser Encyclopädie war: allzuverwegene Ansichten über Staat, Philosophie und Religion. Sie hatte hinwieder so vortrefflich ausgearbeitete Partien, daß sie in der Folge selbst unter den Augen des römischen Hofes nachgedruckt werden durfte. Der Beweis liegt in einem Briefe des Nuntius an den Abbé Bergier, Redacteur der theologischen Branche des Werkes, vom 26. July 1783. Es heißt hierin: „Der Buchdrucker Mansje hat das Privilegium zum Nachdruck der Encyclopédie par ordre des matieres, bereits nachgesucht und erhalten ꝛc." Panckoucke's Grundidee war übrigens, die erste Encyclopädie nach allen Gesichtspuncten zu amplificiren. Er glaubte, dieß in 40 Bänden in 4°. oder 84 in 8°. Text, und 7 Bänden Kupfer, erreichen zu können. Wie sehr er sich aber in seinem Anschlag geirrt, zeigt das jetzige Volumen dieses colossalen Werkes. — Carl Joseph Panckoucke,

um große bibliopolische Unternehmungen hoch verdient, war geboren zu Lille 1736, gestorben zu Paris 1793. Nachrichten über die in Frankreich, und in andern Ländern unternommenen Encyclopädien findet man, außer in den Prospecten und Vorreden ꝛc. dieser Werke selbst, in des Herren Debure: Bibliographie instructive, in den Werken seines würdigen, noch fruchtbarern Nachfolgers Peignot: Dictionnaire bibliologique; Curiosités bibliol., und Dictionnaire des livres condamnés au feu, im Conversations-Lexicon ꝛc. Mit einer ausführlichen Geschichte des Encyclopädienwesens, die als selbstständige Schrift erscheinen soll, beschäftiget sich jetzt in Wien ein practischer Freund der Bibliographie.

Graf von Wackerbarth; merkwürdige Personage.

Um diesen interessanten Sonderling ein wenig näher kennen zu lernen, sey hier Einiges aus der 1820 erschienenen „flüchtigen Schilderung des Grafen von Wackerbarth ꝛc., von ihm selbst entworfen" ausgehoben. Sein Körper ist groß, über sechs Fuß hoch, stark, und sehr gut gewachsen, durch ewige Reisen und unzählige Strappazen abgehärtet. Er hat dunkelbraune Haare, himmelblaue Augen, ein volles Gesicht, eine gesunde Farbe, und eine sehr glückliche Bildung, die alle Menschen schon im Voraus für ihn einnimmt. Sein Geist ist unaufhörlich thätig, sein Verstand überall durchdringend, sein Charakter fest entschlossen, sein Betragen still und bescheiden, seine Denkungsart erhaben und groß; eben so nachgebend, sanft und kindlich, als einmahl zum Zorne gereizt, wüthend, heftig und tobend. Keine Arbeit scheuend, fand er in den allerschwierigsten Beschäftigungen stets sein höchstes Vergnügen. Alle Arme, Unglückliche, und Nothleidende trafen in ihm einen treuen Freund

an, einen uneigennützigen Beschützer, und großmüthigen Vater. Echte Originalität, im schönsten Sinne des Wortes, characterisirt ihn vielleicht mit jedem Pulsschlage. In allem Betrachte nach eine wahre Urnatur." — Einem solchen Manne wird nun wohl Jedermann auch gerne das enorme Vermögen gönnen, welches ihm von dem Reichskammergericht zu Wetzlar zugesprochen, und wornach er sicher der reichste Privatier auf der Welt seyn wird. Das verhält sich laut obiger Schilderung also:

Er hatte eine sehr wichtige Forderung, die sich über 100 Millionen Louisd'or belief, an das Herzogthum Sachsen-Lauenburg und Hannover, die bey dem Reichskammergerichte zu Wetzlar in allen Instanzen glücklich gewonnen, und längst bis zur Execution förmlich ausgeklagt worden war. Er suchte sie geltend zu machen während der französischen Occupation, lebte deßwegen oft und lang in Paris, hatte mehrere seltsame Auftritte mit dem ehemahligen Kaiser Napoleon, erhielt immer die schönsten Versprechungen, aber nie die Erfüllung von Thatsachen." Wer wird dem Herrn Grafen nicht wünschen, in dieser Forderung befriedigt zu werden, da er dann mit einem jährlichen Einkommen von 5 bis 6 Millionen Louisd'or noch recht viele Bücher auf eigene Kosten wird können drucken lassen.

Geburtsort des Pilatus.

Ueber den Geburtsort des römischen Statthalters Pontius Pilatus hat man sich hier und da mehrfach aus Veranlassung der Behauptung gestrittenn daß er ein Deutscher gewesen sey. Die meisten kame, dahin überein, Forchheim im Bambergischen als seinen Geburtsort anzunehmen. Doch auch dieß hat seine Zweifel, was Herr Ernesti in Coburg erst jetzt

in den Curiositäten *) (VIII. Band, 2. St.) auf folgende Weise bemerkbar macht: Eine immer sonderbare Sage ist es, gegründet auf Zeugnisse alter und neuer Erd- und Reisebeschreiber, daß der römische Landpfleger oder Stadthalter von Judäa, welcher in der Geschichte der Verurtheilung Jesu, nicht nur aus den heiligen Urkunden, sondern auch aus Philo und Josephus, uns bekannt ist, in Forchheim, der Bambergischen Festung und Stadt, geboren worden sey; man hat auch einen alten lateinischen Vers:

Forchhemii natus est de statione Pilatus
Teutonicae gentis, crucifixor omnipotentis.

welcher in Hübner vollständiger Geographie übersetzt zu finden ist. Der Geburtsort eines Mannes, wie Pontius Pilatus war, dessen Ehrenrettung oder Vertheidigung auch Professor Germar zu Thorn aus Stellen des Josephus und Philo in einem Program 1785 4°. über sich nahm, verdient wohl einige Erörterung. Natürlich ist die Frage: was von der Sage oder Erzählung zu halten seyn mag? Man hat sich darauf berufen, daß nahe an Forchheim ein Berg liege, welcher der Pilatusberg, und auch einige Aecker, welche die Pilatusäcker heißen **). Aber der Grund wird dadurch widerlegt, daß es mehrere Pilatusberge, z. B. der Pilatusberg (Mons fractus) im Canton Unterwalden ***), gibt, daß ja auch an dem einen und

*) Der phys. lit. artist. hist. Vor- und Mitwelt (herausgegeben von dem eben so gelehrten als fleißigen Bibliothekar Vulpius in Weimar). 8. Weimar. Jeder Band hat 6 Stücke m. Kupf. rc. à 1 fl. 8 kr. C. M.

**) Um nur eine Stelle anzuführen: Nic. Manuranus Jucemburgensis sagt im 5ten Caesaris X. oder in descript. Caroli V ab anno 1547: vulgo fabulatur, Forchemium Pilati patriam esse ab montem quemdam et aliquot agros hujus nominis.

***) Scheuchzers Berg-Reise 1. Th. S. 13.

andern Orte Berge sind, welche Oehlberge genannt werden, wie bey Coburg der Ahornberg, ehehin der Oehlberg hieß, und der Born am Fuße desselben noch den Namen des Oehlbergleins-Brunnen (in der gemeinen Sprache des Oehlberlesbrunnen) führt. Man beruf. sich ferner auf eine (vorgebliche) Reliquie, welche in dem Zeughause zu Forchheim aufbehalten, und wenigstens sonst als solche gezeigt wurde; aber die Ungültigkeit dieses Hosenbeweises ist so offenbar, daß jeder Versuch zu widerlegen vergeblich wäre. Forchheim, das Bambergische Städtchen, kann überhaupt das Vaterland des Pontius Pilatus nicht seyn, da dieser Ort zur Lebzeit dieses merkwürdigen Landpflegers gar nicht vorhanden war, sondern erst zur Zeit Carls des Großen, der die Slaven besiegte, und viele Tausende in die Gegend führen ließ, zum Vorschein kommt. Es tritt auch noch ein anderer Grund ein, warum das Bambergische Forchheim nicht der Geburtsort des Statthalters über Judäa seyn kann; es gehörte nämlich Forchheim in den Zeiten desselben zu Großgermanien, wo die Römer damahls nicht einen Fuß breit Landes besaßen; die römische Gränzscheidung waren um jene Zeit der Rhein- und Donaustrom. Konnte aber nicht irgend ein anderes Forchheim, bekannt oder unbekannt, da doch nicht wenige Schriftsteller Forchheim ausdrücklich als den Geburtsort nennen, der besagte Ort seyn? So scheint es, oder ist es in der That. Es liegt nämlich außer dem Forchheim im erzgebirgischen Kreise, ein Forchheim im Speyergow (Gau) im Amte Dendesheim (Dietheim), ein Ort, der jetzt Fors, aber ehemahls Forcht und Foracheim hieß. Dieses Forchheim, wo Kaiser Karl der Große Reichstage hielt, und dessen in den Capitularibus Caroli Magni, Cap. 7. de negotiataribus quousque procedant, erwähnt wird, wo Ludwig, Arnuphs Sohn, zum römischen Kaiser erwählt worden, wenigstens auch dieser im J. 902 und

903 einen Reichstag hielt, dieses Speyerische Forchheim, das so häufig in altgeschichtlichen Schriften vorkommt, und welches zu dem belgischen Gallien der Römer gehörte, ist wahrscheinlich, wo nicht gewiß, der Geburtsort des immer denkwürdigen Pilatus. Speyer selbst existirte lange vor Christus.

Verstöße.

Wie leicht es geschehen kann, daß flüchtige Denk- Schreib- und Druckfehler selbst von Personen übersehen werden, deren Geschäft es mehr oder weniger ist, keine zu machen oder geschehen zu lassen, thut folgendes ganz neue Beyspiel aus Nro. 47. des Wiener literar. Anzeigers entlehnet, auf eine frappante Weise dar: In dem Oster-Lektionsverzeichniße 1820 der Universität zu Würzburg kündigt ein Hr. Prof. Richarz Vorlesungen über Homer's I d y l l e n an. Es wäre mehr als Bosheit, hier etwas anders anzunehmen, als einen Druckfehler, der auf einen Schreibfehler gegründet ist. Indessen bleibt es merkwürdig, die vielen Stellen und Personen zu wissen, von denen dieser Schreib- und Druckfehler übersehen ward. Diese sind: 1) der Decan der philosoph. Facultät; 2) der Senat; 3) die Unter- und 4) Obercuratel; 5) der vortragende Ministerialrath; 6) der erste, 7) der zweyte Corrector; 8) der Prorector, der die Probebogen erhielt; 9) der Universitäts-Secretär, der dieselben in specie zu revidiren verpflichtet war; 10) der Decan, der die Verbindlichkeit hatte, die Vorlesungen seiner Facultät gleichfalls noch einmahl durchzugehen.

Die Leiber der heiligen 3 Könige.

Der Prof. Wallraff erzählt in seinen Beyträgen zur Geschichte der Stadt Cölln, über die Leiber der

heiligen 3 Könige, daß es im Jahr 1164 dem Erzbischof Rainold gelungen sey, allen Concurrenten zuvorzukommen, und die 3 Leiber aus Mailand nach Cölln zu bringen. Diese Dislocirung wäre bald der Zunder eines Krieges geworden. Der Pfalzgraf Konrad war mit einem ansehnlichen Heer ausgezogen, sich der kostbaren Beute zu bemächtigen; da er aber 100,000 Cöllner und Bundesgenossen als Oppositionspartheÿ bereit sah, so zog er ab, und ließ den Schatz fahren. Zugleich wird notificirt, daß man in jenen Zeiten die reichen anmassenden Cöllner nicht anders nannte, als „die Herren von Cölln."

Klinger, gezeichnet von Fanny Tarnow.

Die 1819 bey Enslin in Berlin erschienenen Briefe dieses geistvollen Frauenzimmers über Rußland, enthalten unter andern mehrere Characterzeichnungen, die von echt weiblichem, feinem Beobachtungsgeist zeugen. Aus diesen stehe hier der wackere Klinger. „Klinger", heißt es, „ist von Gestalt sehr groß, und trägt sich stolz und edel. Seine Haltung ist nicht steif, aber militärisch, und vorzüglich liegt in der Art, wie er den Kopf trägt, etwas sehr characteristisches. Man sieht es ihm an, daß er immer gerade gestanden, und sich nicht gebeugt hat. — Das Bild vor der neuesten (bey Nicolovius) in Königsberg erschienenen Ausgabe seiner Werke sieht ihm sprechend ähnlich, nur ist es viel jünger als er, wenn man ihn gleich auch im Leben seine 60 Jahre und darüber nicht ansieht. — In seinem Gesichte ist kein Zug der Milde, keine Freundlichkeit, aber auch durchaus nichts Hartes und Abstoßendes: nur Gepräge der Großheit und einer ernsten, im Laufe der Jahre vielleicht eisern gewordenen Kraft. — Sein Sprachton ist herbe, und

doch hat sein Accent eine so erschütternde, so zermalmende und tiefgreifende Gewalt über das Gemüth, daß ich ihm aus meinem Leben durchaus nicht zu vergleichen weiß." — Er ist General-Curator der Universität Dorpat *), Director des Pagen- und Cadeten-Corps, so wie auch mehrere der Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Institute, der Kaiserinn Mutter, unter seiner Aufsicht stehen. — In seinem Leben als Mensch, Gatte und Vater hat das Schicksal seine Kraft furchtbar ernst geprüft. Der Schmerz eines solchen Mannes hat etwas so Ehrfurchtgebiethendes, daß ich ihn kaum anzudeuten wage. — Er verlor in der Schlacht bey Borodinow einen einzigen Sohn, die unglückliche Mutter weinte sich über den Verlust ihres Lieblings blind. — Auch die erbittertsten seiner Gegner lassen ihm den Ruhm einer strengen, unbestechlichen Rechtschaffenheit. Nun lebt er seit 30 Jahren in Rußland." —

Treffend ist das Urtheil der Verfasserinn dieser Briefe: „Als Tragiker erinnert Klinger an Alfieri, und Alfieri an ihn — und es ist der Beobachtung werth, wie sich der Norden und der Süd in der Tiefe des Gemüths beyder Dichter eint." —

Für gewisse, auch nun in Oesterreich in die Mode kommende weibliche Autoren heben wir zur Beherzigung folgende Stelle aus — selbst von einem höchst gebildeten und gemüthvollen Frauenzimmer geschrieben! — „Die ästhetische Ueberbildung vieler Frauen unserer Zeit, und die daraus hervorgehende Kränklichkeit der Idealität, die der wahren, frischen, kräftigen Gesundheit des Leibes und der Seele so sehr nachtheilig ist, ist

---

*) Im Jahre 1817 erbat und erhielt Klinger seine Entlassung als Curator.

in Amelie *) strenge und ernst warnend dargestellt. — Möchte dieser Theil des Buches doch von recht vielen unserer gebildeten Frauen beherziget werden, vorzüglich von den Müttern talentvoller Töchter." —

Das Fest Damium.

De origine Damii (vom Ursprung des römischen Festes Damium) scripsit Hüllmann, 4. 1818. Dieß ist die erste Schrift, mit welcher die Universität zu Bonn auftrat. Der gelehrte Verfasser thut dar, daß dieses Fest in die Cathegorie derjenigen gehört, die im Orient unter der Benennung Cerealia und Dionysia meist von Frauen, und mit einer Zügellosigkeit gefeyert worden, daß sie unter dem Namen der Orgien zum Sprichwort geworden. Das Fest Damium war ursprünglich ein Privatfest des königlichen Geschlechts; später eignete es sich das Volk zu; und es wurde nun in den Häusern der Consuls oder der Prätoren gegeben. In der Folge artete es in die schrankenlosesten Ausschweifungen aus, und kam daher gegen Ende der Republik in den übelsten Ruf. Das Fest der Damia, als Bona Dea, wurde im Beyseyn der Vestalinnen (wobey, der Sage nach, alle Männer ausgeschlossen blieben) alljährlich im December gefeyert.

Bibliotheken.

Die öffentlichen Bibliotheken Frankreichs enthalten vierthalb Millionen Bände (nicht Artikel oder Werke). 40 Städte besitzen 1,896,000 Bände; in den übrigen aber ist keine Bibliothek 10,000 Bände stark.

*) Siehe: Klingers Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit.

Von diesem Bücherreichthum Frankreichs hat man viel Aufhebens gemacht, ohne zu erwägen, daß das kleinere Deutschland mehr als das Doppelte besitzt. 750 Orte sind, die öffentliche Bibliotheken haben; die Zahl der Bände von 30 derselben, von denen die geringste 20,000 Bände enthält, beträgt, ohne die Manuscripte und kleinern Artikel zu rechnen, allein schon 3,135,000 Bände. Die öffentlichen Bibliotheken Wiens haben circa 500,000 Bände; nächst Wien ist München am reichsten: die königl. Centralbibliothek zählt 400,000 Bände. Den dritten Rang behauptet Göttingen, wiewohl in Rücksicht auf Gemeinnützigkeit gewiß den ersten: seine Bibliothek besitzt an die 300,000 Bände, 5000 Handschriften, und nebstbey die größte Sammlung von Dissertationen: über 100,000. Dann mag Dresden mit seinen 280,000, sofort Wolfenbüttel mit 190,000 Bänden kommen; ferner Stuttgart mit 170,000 Bänden, und den 12,000 Bibeln; Berlin mit seinen 7 öffentlichen Bibliotheken; der königl. von 160,000, jener der Universität von 30,000 Bänden; weiter Grätz, Frankfurt, Hamburg, Breslau rc. à 100,000 Bände; Landshut mit 20,000 u. s. w. Hieraus geht demnach hervor, daß in Deutschland wenigstens noch Einmahl so viel Bücherschätze aufgehäuft sind, als in Frankreich, wobey man wohl kühn behaupten kann, daß Deutschlands Bibliotheken auch in Hinsicht auf eigentliches Studium doppelt so eifrig und fruchtbringend benutzt werden, als jene Frankreichs.

Der Wahlmann Courtois.

Der Haarkräusler Courtois in London, welcher kürzlich starb, und das ungeheure Vermögen von 200,000 Pf. Sterling hinterließ, hatte vor einigen Jahren im Haus der Ostindischen Gesellschaft den Lord Gage besucht, und erklärt, daß er da sey, um beym

Wahlgeschäft zu stimmen. Der Lord fragte, ob er denn Actionär sey. „Ja wohl", erwiederte Courtois, „ich habe deren 4." — Nun, sagte der Lord, eh Ihr das Buch zur Hand nehmt, seyd so gut, mich zu frisiren! Und der Wahlmannn — stand keinen Augenblick an, den Haarkräusler zu machen.

Stael: de l'Allemagne.

Es ist bekannt, daß die erste Auflage des Werks: De l'Allemagne, von der Frau von Stael in Paris unterdrückt worden. Den Grund dazu soll folgendes Gespräch Napoleons mit dem General-Direktor der Druckerey gewesen seyn. Nap. Was gibt es Neues in Ihrem Departement? — Dir. Kleinigkeiten, und den neuen Roman (?) der Frau von Stael. — Nap. Was sagt sie von mir? — Dir. Nichts, Sire! durchaus nichts, ich habe alle (?) Bände durchgelesen. — Nap. Eine Zeitgenossinn mit dem Ruf der Frau von Stael, die nicht offenbar gut von ihrem Gebiether redet, denkt im Stillen schlecht von ihm: unterdrücken Sie das Buch! — Also ward das Werk zerstampft, und die Verfasserinn zum Ersatz des Honorars von 20,000, so wie der Druckkosten von 6000 Franken verhalten u. s. w. — Der Druck war noch nicht beendigt. Zwey Exemplare wurden gerettet. Das Eine nahm die Verfasserinn mit nach England; das Zweyte hatte ich zur Disposition in Händen; der Rest des Textes war im Manuscript beigelegt. Vielleicht kann ich diese bibliographische Merkwürdigkeit noch an mich bringen. Uebrigens ist die neuere Zeit reich genug an Daten, Klotzens Werk: de libris auctoribus suis fatalibus, oder Peignots Dictionnaire des livres condamnés zu suppliren.

Religiosität in Frankreich.

Wie steht es jetzt um die Religiosität in Frankreich? — Diese Frage beantwortet der unermüdete de Pradt in seinem Werk über die Concordate, wie folgt: „Nie war Frankreich frömmer als jetzt. (Plut à Dieu! exklamirt das friedliebende und friedbedürftige Europa). Es ist es mehr als in einem, der Frömmigkeit wegen, berühmten Zeitpuncte — als unter Ludwigs XIV. Regierung; es ist es ungleich mehr, als unter Ludwig XV. der Zeit der größten Unreligion. (Diese Parallele ist ganz überflüssig) Eben so, wie es vor der Revolution zum guten Ton gehörte, sich über alles Religiose hinwegzusetzen, würde es jetzt gegen den guten Ton seyn, beleidigende Ansichten von ihm zu äußern. (Es ist aber gewiß ein schlechter Ton, besonders für einen Cleriker, wie Hr. de Pradt, die Religion zu einem Gegenstand des Tons zu machen; das sind die heterogensten Dinge von der Welt; den Ton auf die Religiosität anwenden, heißt, sie profaniren. Daher mag es also auch heißen: beleidigende Ansichten äußern; vom Hegen ist keine Rede; die apparences also, die apparences!) Eben so sehr, wie sie ehemals Gegenstand des Lächerlichen (!) war, ist sie nun Gegenstand der Achtung; und das, was man sonst mit Beyfall aufgenommen hätte, würde jetzt ausgepfiffen werden. (Das ist Alles echt französisch; lauter Decora; lächerlich und auspfeifen! Wie rein weltmännisch!). Die Religion hat eine Bürgschaft erhalten, die ihr bisher fehlte: die des religiösen Gefühls, nebst der Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit. (Sollte hier Zerknirschung, heißen; indeß noch einmal Plut à Dieu! es bleibe bey der Ueberzeugung der Nothwendigkeit: dem blos irdischen Interesse wird dann bald auch das überirdische folgen). Die Franzosen wollen in der Religion wie in der Monarchie, Bestimmtheit

und Bürgen der Ruhe. Durch die Verbindung dieser beyden Empfindungen hängt das französische Volk an der Religion. Heut zu Tage würde es in Voltaires Unfrömmigkeit nicht halb den Geist finden, der seine Väter zu ihrer Zeit verführt hat. (Unterdessen aber druckt man eine neue Auflage um die andere von des Ketzers Oeuvres complettes, und um sie recht gemeinnützig zu machen, sogar in editions économiques; sammelt eifrig die posthumes etc.) In dieser Rücksicht ist alles verändert, und wir müssen Gott nun für diese Veränderung danken. (Er gebe auch, daß das ernsthaft gemeint sey, und Früchte trage)

Zwey Anecdoten vom Prinzen de Ligne.

Als der Wiener-Neustädter-Canal der Vollendung nahe war, äußerte der Prinz in einer vertrauten Gesellschaft scherzweise, der Canal sey doch nicht so tief, daß Jemand darin ertrinken könne. Kurze Zeit darauf erzählte in demselben Cirkel ein Freund des Prinzen, daß in der vorigen Nacht gleichwohl ein Mann im Canal sey ertrunken gefunden worden. Jedermann merkte die zurechtweisende Persiflage und sah den Prinzen fragend an. Dieser aber, stets schlagfertig zu Repliken, rief lachend aus: Ah! ce n'etoit qu'un flatteur!

*

Kurze Zeit, nachdem die Frau von Stael ihr geist- und phantasievolles Werk: Corinne ou Italie herausgegeben hatte, befand sie sich in Wien. Sie war Anfangs in einem mittelmäßigen Gasthof abgestiegen. Der Prinz, ihr Geistesbruder, der auch im Briefwechsel mit ihr stand, wollte keine Zeit versäumen, die geniale Frau zu begrüßen, und begab sich in den Gasthof. Frau von Stael entschuldigte sich, daß sie

ihn in keinem anständigern Locale empfangen könne. „Point d'excuse“, entgegnete der gewandte Hofmann, „quand on est chez Corinne, on est toujours au Parnasse!“

Der persische Astronom.

Moritz von Kotzebue, in der Beschreibung seiner Reise durch Persien, erzählte auch seine Audienz bey dem Minister des Schachs, und bringt dabey folgenden drolligen Zug vor: „Ein dicker Perser, der Einzige, der unserer Unterredung mit beywohnte, saß seitwärts vom Minister, hielt ein großes Buch vor sich, in welchem er beständig blätterte, und schielte von Zeit zu Zeit unter großen schwarzen Augenbraunen grimmig auf mich. Der Minister recommandirte ihn uns als großen Mathematiker. Ich glaube aber es war ein Astrolog, der mich examiniren sollte. Er blätterte immer heftiger und murmelte dem Minister etwas vor; worauf jener mich fragte, woher Finsternisse entstehen? Ich stand auf und spazierte um den dicken Astrologen herum, der sich grimmig und ängstlich umsah, und anfangs gar nicht begreifen konnte, was ich von ihm haben wollte, und noch mehr erschrack, als ich plötzlich hinter ihm niederhuckte, und den Minister frug, ob er mich sehen könne? Der Astrolog war dicke genug, um mich ganz zu bedecken, und der Minister mußte wohl lachend Nein sagen. Darauf stand ich auf und bat, der Astrolog möchte es mir nicht übel nehmen, daß er die Rolle eines Erdklumpens gespielt; dem Minister sagte ich, er stelle in diesem Augenblicke die Sonne vor, ich den Mond, und die ganze Prozedur, von der sich der Astrolog noch immer nicht erholen konnte, eine Mondfinsterniß. Darauf trat ich zwischen den Minister und den Erdklumpen, und sagte ihm, der Astrolog hätte nicht mehr das Glück die Sonne zu sehen, es wäre also

Sonnenfinsterniß auf der Erde; ich konnte sie aber nicht total vorstellen, indem der Herr Astrolog etwas zu corpulent wäre. — Die Sonne lachte und die Erde brummte."

Ein Critiker machte dabey nachstehende Anmerkung: „Die Erde hätte da gar füglich lachen können denn der Mond gab eine Blöße. Wenn der Verf. den Minister nicht vollständig deckte; so konnte die Corpulenz des Astrologen nicht die Ursache davon seyn, sondern nur die Corpulenz des Ministers im Verhältniße zu der minderen Dicke des Herrn von Kotzebue. Wenn auch die Erde so groß wie der Jupiter wäre, oder wie die Sonne selbst; demnach würde der kleine Mond am 7. Sept. 1820 überall auf der Erde, wo er ein ringförmige Sonnenfinsterniß machte, eine totale gemacht haben, wenn er, der Mond, ein wenig größer, oder der Erde ein wenig näher gestanden hätte. Der Verf. hat hier, astronomisch zu reden, die heliocentrische Ansicht der Dinge mit der geometrischen, eine Erdfinsterniß für den Standpunct in der Sonne mit einer Sonnenfinsterniß für die Erde verwechselt, welches nach einem Cursus von zwey Monathen (so lange nähmlich hat K. in Petersburg die Astronomie studirt —) eigentlich nicht mehr hätte begegnen sollen."

Französische Correctheit.

Die französische Literatur war von jeher eine unerschöpfliche Fundgrube von Zügen der crassesten Ignoranz, wenn es sich um die Deutschen und ihre Literatur handelte. So hatte Lessing die Ehre, un certain Mr. Lesinge genannt zu werden; so hieß es von dem Buchtitel: Versuch über die Geometrie; L'ouvrage sur la Geometrie par Mr. Versuch; so sah man Götz von Berlichingen mit l'Idole de Berlin übersetzt ꝛc. Besonders arg treiben es die hochge-

bildeten Franzosen mit den eigenen Namen. Ein neues charakteristisches Beyspiel davon ist folgende Stelle einer Correspondenz-Nachricht in der Gazette de France. Man liest in No. 311, 1820 „On lit actuellement chez nous les noms des redacteurs suivans: pour la Gazette officielle de la cour, M. Hernhard: pour l'observateur autrichien M. le chevalier Pilat, secretaire actuel aulique, pour les Archives, Mr. le Baron Hormeger, conseiller actuel aulique; pour les feuilles patriotiques, M. le docteur Sartori, membre du collége des censures; pour le collectant, M. Porteschlag, docteur en medecine et physicien de la ville de Vienne; enfin pour la feuille de conversation M. Graffer, libraire.

Namenverwechselung.

Die vierte Nummer der Bibliographie de la France, 1820, gibt eine willkommene Berichtigung einer Namenverwechselung, die den persischen Gesandten, Mirza-Abdul-Hassan-Chan (welchen wir auf seiner Durchreise hier gesehen haben) zu einer öffentlichen Erklärung veranlaßte. Ein Mirza-Abdul-Taleb-Chan hatte in englischer Sprache eine Reisebeschreibung herausgegeben, von welcher im vorigen Jahre zu Paris eine französische Uebersetzung unter dem Titel: Voyage du Prince persan etc. erschien. Durch die Aehnlichkeit der Namen verleitet, schrieb ein Pariser-Tagblatt vom 8. Dec. 1819, dieses Werk dem Gesandten zu. Diese irrige Anzeige war sogleich in den Morning Herald (4. Jänner 1820) übergegangen, und bewog den in London residirenden Gesandten zu einer öffentlichen Berichtigung. Die Bibliographie gibt dieser eine sehr galante Deutung, indem sie sagt: „Cette confusion a d'autant blessé S. Exc. l'Ambassadeur persan, que dans le même

article on lui attribue l'ouvrage de son presque homonyme, on rappelle des observations injurieuses pour la nation etc. pour les dames françaises." In einem Briefe an einen Pariser-Orientalisten beklagt sich der erste Secretär der persischen Gesandtschaft in London sehr bitter über diese Verwechselung. Er sagt, daß die Reisebeschreibung seines Chefs noch gar nicht beendet sey, und fordert seinen Freund auf, in öffentlichen Blättern zu erklären, daß die in jenem Werk aufgestellten Bemerkungen ꝛc. ganz gegen die hohe Meinung und Verehrung seyen, wovon der Gesandte für die französische Nation erfüllt sey ꝛc. Der Verf. jener fatalen Reisebeschreibung (heißt es weiter) sey ein Indier, der Persien niemahls gesehen habe, der vor 15—20 Jahren Europa durchstrichen, und dessen Werk voll gröblicher Irrthümer sey ꝛc. Der Brief schließt mit folgenden Worten: „Bien loin de partager l'opinion émise par ce voyageur, ce sera toujours avec la plus vive satisfaction, que S. Exc. se plaira à payer son tribut de justice et d'admiration pour la modestie et l'amabilité, qui caractérisent les dames françaises." — Man sieht, was für arge Händel die bloße Eilfertigkeit eines Journalisten stiften kann.

Wie es dem Bibliographen Dibdin ergeht.

Gegen die Deutschen und Franzosen waren in der Bibliographie die Engländer stets und noch weiter zurück, als es in unsern Tagen wir selbst gegen die Franzosen sind. Es hat sich bey den Britten fast immer nur mehr um eitlen Dilettantism und decorative Tändeleyen, fast nie um wissenschaftlichen Geist gehandelt, wie solches, was die neueste Zeit betrifft, durch Dib-

dins Leistungen gleichsam repräsentativ bestätigt wird. Bey dessen letztem Werke: a bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany, 3 Vol. gr. 8. London 1821, stehen geblieben, so ist in Deutschland, außer in ein Paar Zeitschriften, nicht viel die Rede davon gewesen; der tüchtige Ebert hat darüber gesprochen, und das mag, was das Literarische des Buchs angeht, genug und übergenug seyn, denn die wunderschönen Bilder und Bildlein sind doch nur Nebensache. Ernster nahm man es in Frankreich, wo vielleicht schon die Nationaleifersucht an sich, Reitz und Sporn war. Ja, was am meisten auffallen muß, ist, daß Dibdin, mitten unter seinen Landsleuten selbst, sich angegriffen sieht, und von ihnen bestätigt lesen muß, daß die Franzosen nichts weniger als Unrecht in der scharfen Lauge hatten, die sie über seine Tour ausschütteten. Bereits im vorigen Jahrgang der Literary gazette ward dieses Werk Dibdins mit brittischer Unumwundenheit beurtheilt, worauf er in dem Edinburgh magazine einen Secundanten auftreten ließ, der jedoch bloß bey dem allerdings ansprechenden Exterieur stehen blieb. Während dessen aber trat der Pariser Buchdrucker Crapelet mit Noten zu einer Uebersetzung des 30sten Dibdinischen Briefes auf, worin er eine Menge Fehler, und darunter z. B. die Verwechslung der beyden Debure nachweiset, und ganz vorzüglich die Indiscretion rügt, mit der Dibdin Privatverhältnisse und vertrauliche Mittheilungen profanirt. „Vergebens (drückt sich Crapelet aus) sucht man in seinem Werke die characteristischen Züge, die er seinen Lesern verspricht. Der einzige wahr gezeichnete ist der des Verfassers selbst, der auf jeder Seite eine Unbesonnenheit, eine Schwatzhaftigkeit, ein Vergessen aller Rücksichten und geselligen Schicklichkeiten beurkundet, die man einem jungen Menschen nicht verzeihen würde, welcher zum ersten Mahle in die Welt tritt." Ferner thut Crape-

let dar, daß viele Dibdin'sche Abbildungen französischer Plätze und Orte wahre Carricaturen sind, daß Dibdin mit seiner Leichtfertigkeit und seinem unaufhörlichen Enthusiasmus nicht gemacht sey für jene Sammlung des Geistes, welche eine Haupteigenschaft bey bibliographischen Studien ausmacht, und daß Dibdin, der im Gebieth der Bücherkunde noch keinen einzigen Streitgegenstand aufgeklärt habe, es nie zur Autorität bringen werde. Das sind nun freylich Lectionen, die einem Engländer von einem Franzosen ein wenig nahe gehen müssen.

Diese Piece Crapelets, mit aller Anständigkeit eines Franzosen geschrieben, mußte Dibdin auch ganz gewaltig aufgebracht haben, weil er es nicht verschmähte, sie mit allen Impertinenzen eines pöbelhaften jugendlichen Hitzkopfs zu erwiedern. Seine Antwort ist betitelt: Rowland for an Oliver, gr. 8. Lond. 1821, und, seltsam genug, nur 36 Mahl abgedruckt worden. Dibdin gibt darin seine Verwunderung zu erkennen, daß Crapelet gerade den Brief, in welchem er doch so sehr gelobt worden, habe übersetzen, und mit Anmerkungen begleiten können, die viel „Einfältiges und Narrenhaftes" enthalten; Crapelets Erörterung der Ausfälle, welche sich Dibdin hat zu Schulden kommen lassen, nennt er „eine gassenkehrermäßige Emsigkeit, die allen Koth sammle (also zum Koth bekennt sich D—!), womit er die aufgeführten Personen beworfen", und schließt seine Antwort mit dem Vorwurf von „Dummheiten und Verdrehungen." — Sein Hauptstützpunct ist die Bibliotheca Spenceriana, seine Ausgabe des Ames und seine introduction to the classics; allein was den eigentlich bibliographischen Werth (rein wissenschaftlich angesehen) betrifft, so hat sich Crapelet eben in jenem Briefe schon mit Gründen darüber ausgesprochen, und in Ansehung der Bibliotheca dem Sinne nach auch das gediegene Urtheil anerkannt, das früher (wenn

ich nicht irre von dem stattlichen Ebert) im Hermes abgegeben worden.

Possierlich vollends ist der Grund, mit welchem Dibdin dem Tadel seines Styls begegnet; er äußert ganz naiv, daß er gewohnt sey, so zu schreiben, wie er redet, und ihm seine Schreibart natürlich sey. Er sagt bey dieser Gelegenheit noch, daß die Tour ihm 8000 Pfund Sterling koste, was wohl zu glauben ist, und er dabey verloren habe, dem nicht also seyn kann, nachdem, wie die Reviewers sich ausdrücken, Dibdin in seinem Vaterlande als ein Adept in der Kunst, Bücher rar zu machen, nicht weniger auch als ein „Bücher-Jude" bekannt sey. Sich dieß und Aehnliches von den eigenen Landsleuten vorwerfen lassen müssen, ist allerdings hart, besonders wenn diese Landsleute das Gewicht der Reviewers haben; allein Alles beruht auf factischen Gründen, und muß um so bereitwilliger aufgefaßt werden, als sich Dibdin selbst vieler Unredlichkeiten schuldig gemacht hat, wie solches der hochachtbare Gelehrte Herr von Flammenstern mit Schonung lediglich angedeutet hat. Mit dessen Genehmigung folgen hier seine Worte:

„Dibdin, der bekannte englische Bibliograph, der bereits eine zweyte Reise auf den Continent gemacht hat, um unsere literarischen Schätze, Incunabeln, Xilographen, editiones principes ꝛc. nach England zu bringen, hat in seinem, für Bibliographen äußerst interessanten Werke: „A bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany. London, 1821. gr. 8. 3 Vol. (10 Pf. 10 Sch.)" das Benehmen mehrerer Bibliothekare angeführt, denen er das Ansinnen machte, ihm einige ihrer Aufsicht anvertraute Schätze gegen bare Bezahlung an Handen zu lassen. Die meisten haben die Feuerprobe bestanden, nur einige Schwache gingen in die Falle. Zum Nutzen und Frommen mancher, die

Dibdin noch nicht auf die Probe stellte, mögen die interessantesten dieser Versuchungen hier ihren Platz finden.

Zu Vire, auf deren Stadtbibliothek sich herrliche Incunabeln vorfinden, machte Dibdin zuerst den Antrag, einige zu kaufen. Lächelnd erwiederte der brave Bibliothekar: „Mon ami, on fait voir les livres ici, on les lit même, mais on ne les vend pas.“

In der Straßburger Bibliothek erhielt er auf den angebotenen Handel zur Antwort: „Monsieur le bibliographe, vous raisonnez bien, mais nous conserverons nos anciens livres.“

In Ulm wollte er aus der schönen Sammlung des Herrn Verfenmeyer Einiges kaufen. Ein freundliches „ça reste à Ulm“ war die Antwort.

Ganz anders benahmen sich die Herren auf der öffentlichen Bibliothek zu A****g. Hier erhielt er für bares Geld: Die Princeps des Horatius; Cicero's Briefe, bey Schweinheim 1469; die Radzivilsche polnische Bibel von 1563; eine dreyhundertjährige Holzschnitt-Platte und mehrere andere Seltenheiten gleichen Ranges, von denen nur die wenigsten Doubletten waren. Da ihm hierbey die Bibliothekare B*** und M** viele Gefälligkeiten erwiesen haben, so kann er sich der Worte nicht enthalten: „Surely Messrs B*** and M** are among the most obliging and the most enlightened of their fraternity!“

Auch unsern meisten Bibliothekaren, vorzüglich in den Abteyen, machte er, wie in seinem Werke nachzulesen, derley Anträge, ihm einige ihrer Aufsicht anvertraute Schätze zu verkaufen; allein hier fand er mit seinen Anträgen nirgends Eingang. Uebrigens gereicht es Dibdin zur besondern Ehre, daß er nicht nur jene Bibliothekare lobt, die seinen Anträgen Gehör gaben, sondern auch jene, die ihm mit der, allen

diesen Bibliothekaren so empfehlenswerthen Bereitwilligkeit, die vorhandenen literarischen Schätze vorzuzeigen, freundlich entgegen kamen. In dieser Hinsicht erwähnt er ehrenvoll der Herren Pöhm (er schreibt Payne) und Kopitar an der k. k. Hofbibliothek allhier, die, ungeachtet der eben Statt gefundenen Ferien, ihm doch die Einsicht dieses wahrhaft kaiserlichen Bücherschatzes zugestanden.

Wenn man Dibdins Angaben über die von ihm erkauften literarischen Schätze in Erwägung zieht; so erstaunt man über die Menge derselben, und man muß billig mit Ebert, unserm berühmten Bibliographen ausrufen: „Wohin soll es auf die Weise mit unsern deutschen Sammlungen kommen, wenn fast jeder englische Reisende, wie es seit 20 Jahren fast ununterbrochen geschehen, die kostbarsten Schätze uns entführet? Und wohin entführt? In ein Land, wo sie auf ewig vergraben und für jeden ernsten Gebrauch verschlossen sind!" *)

---

*) Erst kürzlich soll wieder ein Transport typographischer Antiquitäten nach England abgegangen seyn. Warum aber? Weil einige 1000 Pf. Sterl. dafür bezahlt wurden, nachdem im lieben Deutschland kaum so viele Gulden dafür geboten worden waren. — Noch ein Beyspiel. Vier überaus kostbare Xilographen: Biblia pauperum; ars moriendi; ars memorandi und historia Virginis, complett, noch unzusammengeklebt, nicht beschnitten, nicht colorirt, vermochte ich vor 6 Jahren in Deutschland nicht um 50 Ducaten an Mann zu bringen, nicht um 50 Ducaten, da sie wohl 10 Mahl so viel werth seyn möchten. Da erkaufte sie der eben hier anwesende Graf Malaspina für seine unschätzbare Sammlung; und nun kann man, um diese 4 Stücke zu sehen, wenn man will, nach Florenz reisen; dort ist es, daß sie stecken. Bey uns werden solche Raritäten wohl gewürdigt, aber nicht bezahlt; hieran liegt es, und das ist nicht zu ändern, die Eberte mögen klagen wie sie wollen.

G.

Ich will hier nur noch bemerken, daß auch die Herausgeber der Literary Gazette jene boxerische Antwort Dibdins verwerflich finden, und seine Billingsgate rhetoric eingestehen. Bibliothekare zu heimlicher Ueberlassung von Seltenheiten verlocken wollen, ist, rund herausgesagt, schlecht, besonders, da gerade diejenigen Leute, die vortrefflich besoldet seyn sollten, die Bibliothekare nämlich, wohlverstanden in der Regel, am schlechtesten bezahlt sind.

Lassen wir das gut oder vielmehr übel seyn, um eines zweyten französischen Gegners Dibdins zu erwähnen. Dieser ist einer der Bibliothekare zu Rouen, Theod. Licquet, wie ich mich erinnere der geistreiche und erudite Verfasser einer kleinen Schrift über die Xilographie. Er ließ bey Crapelet (gr. 8. 1821) den neunten Brief Dibdins mit Anmerkungen drucken, worin er ähnliche Fehler nachweiset, und behauptet, diese seyen so grob, daß „selbst die erklärteste Authenticität eines Manuscripts zweifelhaft werden könne." Besonders sollen die Mißgriffe der Seltenheiten in der Bibliothek zu Rouen über allen Ausdruck seyn.

Also ergeht es einem Schriftsteller, der sich nicht entblödet hat, die Wissenschaft zur Toilettentändeley und zu frivolem Bilderkram herabzuziehen, und durch Firfingerigkeit zu entwürdigen.

Das Pulver Dosia.

Herr Titsingh, Vorsteher der Holländischen Compagnie in Nangasatti, und Gesandter in China, hatte die kostbarsten Beyträge zur nähern Kenntniß Japans eifrig gesammelt. Er hatte sie während seines langen Aufenthaltes in diesem merkwürdigen Lande in Ordnung gebracht, und es hieß schon im Jahr 1812, da der ausgezeichnete Reisende noch lebte, daß jene

seltenen Materialien im Druck erscheinen sollten. Aber leider blieb die gespannte Erwartung der gelehrten Welt unerfüllt; und schon glaubte man besorgen zu müssen, daß die köstliche Sammlung wohl gar verloren gegangen sey; schon wollte man, da sich mehrere Jahre gar nichts hören ließ, alle Hoffnung aufgeben, als auf Einmahl ein Anonymus in Paris mit der Erklärung auftritt, daß er im vollständigen Besitz sowohl der Handschriften als der Zeichnungen des Herrn Titsingh sey. Vor der Hand machte dieser Unbekannte einen Theil dieses Schatzes unter folgendem Titel bekannt: Cérémonies usitées au Japon pour les mariages et les funerailles suivies de détails sur la poudre Dosia etc. par feu M. Titsingh, 2 Vol. Paris 1819. Und aus diesem merkwürdigen Werk sind nachstehende Daten über das Pulver Dosia entnommen.

Die Japaneser beerdigen ihre Todten auf eine ihnen eigenthümliche Art. Anstatt die Körper in Särge von einer nach der Größe und Dicke des Todten verhältnißmäßigen Länge und Breite zu legen, geschieht solches in einer Art Kufe von 3 Fuß Höhe, und von 2½ Fuß oben in der Rundung, und 2 Fuß unten im Durchmesser. Es läßt sich schwer begreifen, wie man einen Leichnam in eine hiezu passende Stellung bringen kann, da die durch den Tod steif gewordenen Glieder sich doch auf keine Weise weder krümmen noch biegen lassen.

Die Japaneser, denen ich meine Einwürfe mittheilte, sagten mir, daß sie diese Wirkung mittelst eines besonderen Pulvers, Dosia genannt, hervorbrächten, von welchem man dem Todten etwas in die Ohren, die Nasenlöcher und den Mund steckt, wornach die Glieder sogleich eine bewunderungswürdige Biegsamkeit erhielten. Da man mir versprach, mich durch eigenen Augenschein davon zu überzeugen, so mußte ich mein dießfälliges Urtheil noch verschieben,

aus Furcht über eine Sache, die, wenn gleich unsere Begriffe übersteigend, sich doch auf eine ziemlich wahrscheinliche Weise, besonders durch den Galvanismus, dessen erst neuerlich entdeckte Wirkungen nicht weniger allem Glauben zu widerstehen scheinen, erklären läßt, als über eine läppische Erdichtung den Stab zu brechen.

Es wurde nun im October 1783, wo es bereits sehr kalt war, folgender Versuch vor meinen Augen dargestellt. Es starb nämlich ein junger Holländer auf der Insel Dezima, und ich gab dem Arzte den Auftrag, den Körper reinigen, und ihn auf einen Tisch vor einem offenen Fenster legen zu lassen, damit er von der Luft völlig steif werde.

Am andern Morgen untersuchte ich mit mehreren Japanesern und einigen Beamten der Factorey den Leichnam; wir fanden ihn so hart wie ein Stück Holz. Einer der Dollmescher, Namens Zenby, zog nun aus seinem Busen ein Santok, oder eine Art Brieftasche, und nahm daraus ein längliches Packet mit einem sandähnlichen, groben Pulver; es war das berühmte Pulver Dosia. Er steckte davon ein Paar Finger voll in die Ohren, eben so viel in die Nasenlöcher und in den Mund, und alsobald, war es Wirkung dieses Mittels, oder eines Betruges, den ich jedoch nicht entdecken konnte, sahen wir die bisher über die Brust gekreuzten Arme von selbst herabfallen, und in weniger als 20 Minuten hatte der Körper seine völlige Biegsamkeit wieder erhalten.

Ich schrieb dieses Phänomen der Wirkung eines feinen Giftes zu; man versicherte mich aber, daß das Pulver Dosia, weit entfernt giftig zu seyn, ein heilsames Mittel bey schweren Entbindungen wäre. Geschieht z. B. die Niederkunft nicht mit der gehörigen Leichtigkeit, so gibt man der Mutter eine Tasse heißen Wassers, worin man zuvor ein wenig von dem Pulver Dosia, in einem Stück weißer Leinwand hat durchziehen lassen; und es erfolgt dann sogleich eine glück-

liche Entbindung. Auch gegen Augenübel soll sich dieses Pulver als das wirksamste Mittel bewähren. Sogar in völligem Gesundheitszustande soll ein Aufguß desselben Wirkungen erregen, welche alle Japaneser darnach begierig machen. Es erweckt den Geist und ist erquickend für den Körper. Man wickelt das Pulver sorgfältig in ein Stück weiße Leinwand, und läßt es alsdann trocknen; man kann es so mehrere Mahle gebrauchen.

Man reicht denselben Trank auch vornehmen Leuten, wenn sie in den letzten Zügen liegen. Verlängert es auch ihr Leben nicht, so verhindert es doch das Steifwerden der Glieder, und es ist der Körper des Verstorbenen sodann nicht den unehrerbietigen Berührungen der Leute ausgesetzt, was in diesem Lande, wo man die Ehrfurcht für die Todten übertreibt, für eine Sache von Bedeutung gehalten wird.

Ich war begierig, mir von diesem Pulver etwas zu verschaffen; zu diesem Zwecke mußte ich in dem Kiszo, oder der neun Provinzen, in alle Tempel der Singous, welche ausschließlichen Handel damit treiben, weil sie die Lehre von Kobou-Daysi, seines Erfinders, befolgen, herumschicken. In der That wurde erst nach dem Tode Kobou-Daysis, im zweyten Jahre des Nengo-zia-wa (im Jahre 825 nach christlicher Zeitrechnung) dieser Sand in ganz Japan gebräuchlich. Ich konnte bey den ersten Nachsuchungen nur ein sehr geringes Quantum davon erhalten, und auch dieß nur durch ausgezeichnete Gunst der Priester; sie geben niemahls mehr, als ein Paar Finger voll auf einmahl weg.

Indeß nahm ich im Jahre 1784 bey meiner Abreise aus Japan eine ziemlich bedeutende Quantität von dem Pulver Dosia mit. Ein Theil davon war in Bällchen, jedes zu zwanzig, außerhalb mit rothen Buchstaben bezeichneten kleinen Paketen abgetheilt; der Rest befand sich in kleinen Säckchen; dieser bestand

aber nur aus einem groben Pulver, worin man hin und wieder Goldkörnchen sah, und welches wahrscheinlich noch nicht die erforderlichen Eigenschaften besaß. Bloß ein kleines Paket war chemisch untersucht, und probat gefunden worden; dieses enthielt ein schneeweißes Pulver *).

Die Erfindung des Pulvers Dosia wird, wie gesagt, einem Priester, Namens Kobou-Daysi, zugeschrieben. Er entdeckte die Eigenschaften dieses kostbaren Minerals in dem Gebirge Kangesen oder Kimbisen, in der Provinz Jamotto, in welchem sich viele Gold- und Silberminen befinden, und brachte davon eine beträchtliche Menge nach dem Tempel, den er auf dem Gebirge Kajas-an bediente.

Die Priester dieses Tempels singen den Göttern, die dem Kobou-Daysi ein so köstliches Pulver erfinden ließen, noch fortwährend Danklieder. Sobald der Vorrath davon erschöpft ist, holt man in glasurten Näpfen neuen aus den Gebirgen Kangesen. Von

*) In den holländisch-ostindischen Besitzungen werden kleine Medicinkästchen, die aus Halle kommen, sehr geschätzt. Bey jedem Kästchen befindet sich ein Buch, welches die Namen der verschiedenen Medicamente, und die Art und Weise, sich ihrer zu bedienen, enthält. Unter andern findet man darin kleine Päckchen mit einem Pulver: Langlebens-Elixir genannt, das wegen den wunderbaren Eigenschaften, die man ihm beymißt, sehr gesucht wird. Die Art der Zusammensetzung desselben wird für ein großes Geheimniß gehalten. Im Jahre 1782 hatte ich solch ein Medicinkästchen in Japan. Eines Tages löste ich in einem silbernen Löffel voll Wasser etwas von diesem Langlebens-Pulver auf, und bemerkte, daß sich eine gewisse Fettigkeit davon an den Rand ansetzte. Denselben Versuch mit dem Pulver Dosia wiederholend, erhielt ich das nämliche Resultat, woraus ich schloß, daß der Grundstoff der beyden Pulver viel Uebereinstimmendes hätte.

jeher schrieben Völker die Phänomene, welche menschliche Begriffe übersteigen, dem Einwirken himmlischer Geister zu, und auch hier lassen es die Priester nicht an der Behauptung fehlen, daß das Pulver Dosia ihren inbrünstigen Gebethen seine ganze Wirksamkeit verdankt. Gleich nach der Ankunft des neuen Vorrathes stellt man ihn in ein glasurtes und vergoldetes Gefäß vor dem Bilde des Gottes Daynisi oder Bironsanna. Die im Kreise vor dem Altar stehenden Priester singen, indem sie die Kügelchen nach Art eines Rosenkranzes zwischen ihren Fingern spielen lassen, siebenmahl vierundzwanzig Stunden hindurch einen Lobgesang, Giando-Singo genannt, und folgenden Inhalts:

On a bokja Biron sannanomaka fodoro mani
Fando me, zimbara fara, fare taja won.

Nach der Aussage der Priester hört man während dieser langen Zeit ein gewisses Brausen in dem Sande; alle unreinen Theile gehen von selbst aus der Vase, und es bleibt zuletzt nur das gereinigte Pulver darin, welches alsdann unter sämmtliche Tempel der Singous vertheilt wird.

Kobou-Daysi brachte den erwähnten Lobgesang mit aus China, in welches Land er durch einen von Malabar gekommenen Priester von der Secte Siaka eingeführt worden war. Die einzige Erklärung, die ich davon erhalten konnte, war folgende: Die Sonne führt nach den Sintos oder Anhängern der ursprünglichen Religion der Japaneser den Namen Fansio-Daysin, Daysingou und O-firaune-no-Mikotto; die Singous-Priester legen ihr jedoch den malabarischen Namen Maka-Bironsanna-bouts, welcher soviel als den die großen Finsternisse verscheuchenden Gott bedeutet, bey. Diese Benennung kommt mit dem japanischen Namen Day-Metz-Nio-ray, d. h. den großen Gott des Lichtes, überein.

Wenn die Fischer am Ufer des Meeres ihrer Arbeit obliegen, vergessen sie nie diesen Gesang zu trillern, in der Ueberzeugung, daß in Ermangelung dessen sie wie behext seyn, und nichts fangen würden.

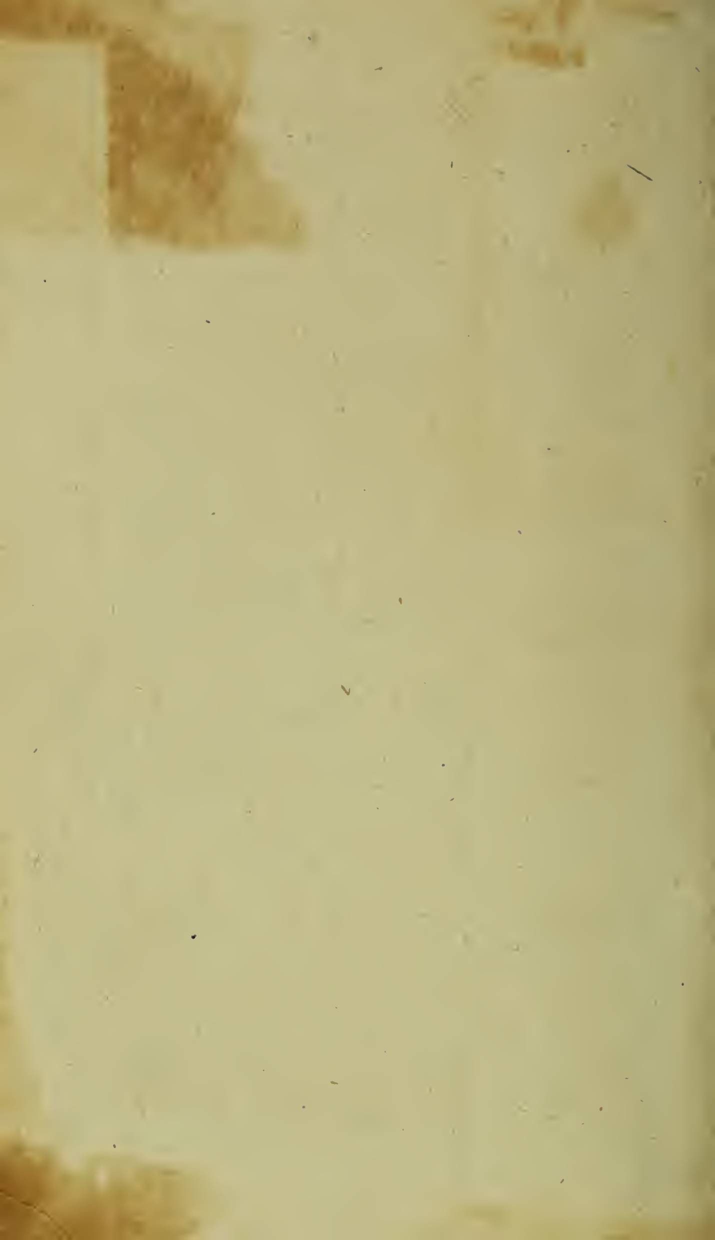
Die Japaneser, bey denen ich mich nach dem Sinne der andern Worte erkundigte, gestanden freymüthig, daß sie nichts davon wüßten, mit Ausnahme der Worte: Zimbava-fara fare taja won. Wenn üppige Menschen einem großen Gastmahle beygewohnt haben, sprechen sie diese Worte gerne aus, ihre Bedeutung ist: Mein aufgeschwollener Bauch macht mich schwer. Sie werden wahrscheinlich für gottlos gehalten; denn man macht den Kindern weiß, daß, wenn sie das Unglück hätten, sie auszusprechen, sie ein schiefes Maul bekommen.

Verbess. S. 96 von unten, Z. 8 gilt 1781 statt 1718.

Inhaltsanzeige.

Seite





I [illegible]

II [illegible] St Germain
[illegible]

